

Aus dem Leben
eines
Auswanderers
von
Robert Rath



**Aus dem Leben
eines Auswanderers**

Aus dem Leben eines Auswanderers

Uebers Weltmeer zum Altar

von

Robert Rath

1.—10. Tausend

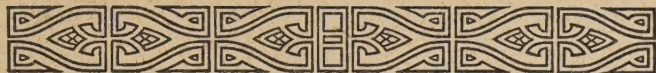


1922

Verlag der Waisenanstalt (Schulbrüder)
Kirnach-Villingen, Baden

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten

Buchdruckerei des Verlags der Waisenanstalt (Schulbrüder),
Kirnach-Billingen, Baden



Vorwort.

Wunderbar sind Gottes Wege!" Gottes Größe leuchtet auf im Tautropfen am Grashalm wie im Kreislauf der Sterne, am meisten aber im Werden und Wirken der Menschenseele. Für jeden von uns wendet Gott so viel Sorge auf, als hätte er für keinen andern zu sorgen. Um wieviel mehr aber für seinen Erwählten, den Priester, dem er zuruft (Jer. 1, 5): „Bevor ich dich gebildet, habe ich dich gekannt; eh' du geboren wurdest, habe ich dich geheiligt, zum Propheten für die Völker dich bestimmt!" Wieviel weltferne Kämpfe birgt nicht das Leben eines Priesters von seinem Jugendstreben an, wieviel Kämpfe nicht der Aufstieg zum heiligen Berg des Berufs, zumal wenn er abbiegt von der lauten Heerstraße des Alltags! Ohne den Grenzschein des leidigen Geldes ist er ein Bettelkind, vor dem die Welt wie mit Geisterhänden den Schlagbaum fallen läßt, die Tore verschließt. Wahrlich, ein stilles Stück Weltgeschichte eigener Art!

Ja, nicht „eine Geschichte" will ich dir bieten, lieber Leser, nicht Novelle, nicht Roman, d. h. nicht eine erfundene Dichtung, die sich anschmeichelt, gefällig in Wort und Weise, sondern „Geschichte", anspruchslose, nüchterne, peinlich strenge Wahrheit, durch keinen falschen Zierat ihrer Sachlichkeit entkleidet. Man sagt, niemand lasse sich gern die Wahrheit sagen. Noch weniger gern sagt man sie vielleicht sich selbst und von sich selbst. Aber Geschichte will Wahrheit. Bodenstein hat recht:

„Wer die Wahrheit denkt, muß das Pferd schon am Zügel haben;
Wer die Wahrheit will, muß den Fuß schon im Bügel haben;
Wer die Wahrheit spricht, muß statt des Pferdes Flügel haben;
Wer aber dennoch lügt, muß Prügel haben!"

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vormort	V
Erster Teil. Heimat. Jugend	1
Die Heimat	1
Jugendjahre	9
Die Schuljahre	24
Der Ministrant	39
Ausflüge	53
Allerheiligen!	70
Knabenjahre	81
Wie ich Bäcker wurde	92
So nebenher	104
Entscheidung	116
Abschied	126
Zweiter Teil. „Klingen und Streben“	137
In New York	160
Wieder in der Bäckerei	181
Der Student	223
Morgenröte	266
Land in Sicht	305
Durchs Ziel	326



Erster Teil.

Heimat. Jugend.

Die Heimat.



21 In den westlichen Ausläufern des Schwarzwalds, zwischen Rench und Acher, liegt der sogenannte Ulmhardt. Seinen Namen hat er von der Ulmburg, die ehemals auf einem südöstlichen Bergvorsprung von ihm sich erhob. Im Südosten durch den Ringelbach, im Osten durch eine kurze Hochebene und im Nordosten durch den Schwendenbach vom östlichen Hochgebirge getrennt, bildet er gleichsam einen kleinen Schwarzwald für sich, da er ohnedies fast nur mit Schwarzwaldtannen, dem eigentlichen Schwarzwaldholz, bewachsen ist. Der im Osten, Süden und Westen ziemlich steil abfallende Bergkegel der einstmaligen „Ulmburg“ oder „Ullenburg“ ist jetzt ganz mit Reben bepflanzt. Von der Burg ist nichts mehr zu sehen, nicht einmal ein kleiner Mauerrest. „Verschwunden und vergessen!“ das ist auch ihr, wie so vieler Schwarzwaldburgen Loos.

Unten um den Bergkegel herum windet sich der Ort Tiergarten. Der Name deutet wahrscheinlich auf die früher zur Burg gehörenden Wirtschaftsgebäude. Wenigstens glaube ich mich einer solchen Erklärung durch meinen Vater erinnern zu können.



Je etwa eine Viertelstunde nordwestlich davon liegen die Orte Haslach und Ulm, meine Heimat, etwa eine gute Viertelstunde nördlich von Ulm Mössbach und etwa eine Halbstunde südlich Stadelhofen und Erlach, beide an der Rench. Diese fünf Ortschaften gehörten bis herauf in meine Knabenjahre zur Pfarrei Ulm. Außer den beiden letztgenannten haben sich alle so ganz an den Ulmhardt hingelagert, als ob sie mit ihm in alter Verwandtschaft ständen. Die scheint auch wirklich echt zu sein.

Nach der Erinnerung aus meiner Knabenzeit, für welche mein Vater immer die Geschichtsquelle bildet, war der letzte Eigentümer der Burg ein Graf von Erlach, dem der ganze Ulmhardt gehörte. Seine einzige Tochter und alleinige Erbin sei in der Blüte ihrer Jahre gestorben an einer Erkältung, die sie bei einem Tanz sich zugezogen. Nachher habe der Graf den Ulmhardt den benachbarten Gemeinden vermacht, und zwar unter der ganz eigentümlichen Bedingung: Man solle einen Stier, der im Stall gestanden habe, losbinden und in seiner Freiheit unbehelligt laufen lassen, bis er sich selbst zu Tode renne. Alle jene Gemeinden, deren Gemarkung er dabei berühre, sollten, nach ihrer Einwohnerzahl berechnet, entsprechenden Anteil am Ulmhardt erhalten. Das Tier habe denn auch die Gemarkung der obengenannten sechs Gemeinden und auch noch die von Renchen betreten. Sei's drum! Tatsache ist jedenfalls das so verteilte Gemeindegut. Renchen steht sich am besten, weil es eben auch schon in jenen Tagen größer war als die andern. Mein Vater aber sagte, sein Gemeinderat habe damals auch schon die Buben von denen in der Wiege ab als Bürger mitgezählt.

Etwa zwei Stunden westlich vom Ulmhardt, in der Rheinebene zwischen Wagshurst und Gamshurst, haben die genannten Gemeinden auch je ein beträchtliches Stück Wiesenland, vielleicht vom selben Besitzer der Ulmburg erhalten.



über den Heimgang einer betagten Witwe oder eine Auswanderung nach Afrika oder nach Amerika unterhalten. Der Grundgedanke solcher Gespräche, die ich selbst mehrmals mit angehört habe, war immer die Hoffnung auf „Reben“ oder „Matten“. Jeder wußte genau, wie viele noch vor ihm an der Reihe waren. Auch berechnete man danach, ob man bessere oder minder gute erhalte. Man wartete auf den Tod der andern aus Selbstsucht und Liebe zum eigenen „Leben“. Es wird wohl heute auch noch so sein.

Eines andern Gemeindenuzens erfreuen sich die Bürger Ulms fast jedes Jahr. Um dem jungen Unterholz mehr Luft und Sonne zu geben, opferte man alte Tanner der Art. Das so gewonnene Holz wurde in Halbklafterhaufen für jeden Bürger aufgesetzt, ebenso das Astholz in Wellen gebunden und aufgeschichtet. Wenn alles fertig war, wurde der Losungstag bekanntgegeben. Jeder Bürger mußte dann auf dem Rathaus seine Holznummer ziehen oder ziehen lassen. Dabei ging es nach der Hausnummer. Alle Häuser des Ortes waren numeriert. Mein Vaterhaus hatte die Nummer 11. Einigemal durfte ich die Holznummer ziehen. Sobald einer seine Nummer hat, eilt er, seinen Teil zu holen, damit er alle andern überflügelt. Denn anfangs sind die Wege noch besser, als wenn einmal viele sie durchfurcht haben.

Ulm ist ein weitausgedehnter Ort. Der Hauptteil, „das Dorf“, schlängelt sich um die Schule und das Rathaus. Etwa tausend Fuß entfernt, etwas höher, steht die Kirche. Die Dorfteile selbst trugen noch verschiedene Namen wie „Hinter der Kirch“, „am Bach“, „auf der Alm“, „an der Hottengäß“, „am Erlenweg“, „im Gäßel“ und andere. An das Dorf sich anschließend und sich am Bach hinaufziehend, liegt „Armen-Höfen“, aber nicht etwa, weil dort die Armen wohnen, wenn auch manche davon sich arm schienen oder — so oder so — es waren und sind.

Etwas weiter oben bereits zwischen den schon stark ansteigenden Ausläufern des Ulmhardt liegt der kleine



Zinken Raier. Südlich davon um einen andern Vorsprung des Hochgeländes herum kommt man zum Zinken „Weingarten“ (hier nämlich beginnen die Reben). Wieder etwa eine Viertelftunde südlich von ihm findet man den Zinken „Reiersbach“, auch ganz schön an den Fuß des Rebberges hingelagert.

Aus verschiedenen Quellen, die östlich vom Raier in mehreren Waldschluchten entspringen, bildet sich der Längenbach, der durch Armen-Höfen bis ins Dorf fließt. Hier vereinigt sich mit ihm das „Reiersbächle“, das im gleichnamigen Weiler seinen Ursprung hat. Auf ihrem Weg bis „ins Dorf“ soviel in Anspruch genommen — nicht für Mühlen oder andere Kraftwerke, sondern für die Bewässerung kleiner Wiesen und die Wassermünste der Anwohner —, bringen die zwei kleinen Bächlein manchmal ins Dorf selbst nicht mehr viel Wasser mit, besonders, wenn es längere Zeit trocken gewesen.

Ulm hatte alle für so ein Bauerndorf üblichen Geschäfte, als da sind: Bäcker, Metzger, Kaufläden, Wirtschaften, Bierbrauereien, Weber, Schuster und Schneider. Vielleicht hat die Neuzeit mit manchem solchen Altertum aufgeräumt, wie es ja heute an der Tagesordnung ist. Sie hat dem Ort wenigstens einige ihrer Errungenschaften gebracht, eine Zigarrenfabrik und elektrisches Licht. — Die größere Anzahl der Einwohner sind Kleinbauern und Tagelöhner, die einige Acker besitzen und dann mit dem „Gemeindennutzen“ und ihrer Hände Erwerb auszukommen suchen.

Das Alter Ulms ist mir nicht bekannt. In meiner Jugend habe ich keine Studien darüber gemacht, und in meiner Bücherei kann ich nichts finden, mich darüber zu vergewissern. Aber erzählen hörte ich viel von alten Zeiten. Manche Geschichte aus dem Dreißigjährigen oder Schwedenkrieg erfüllte nicht nur mich, sondern ganze Reihen von Zuhörern mit Schaudern. Dabei wurden die Häuser genau bezeichnet, wo dies oder jenes sich zugetragen habe.



Ein Baudenkmal aus alter Zeit ist ohne Zweifel der Kirchturm. Die jetzige Kirche soll schon die dritte sein, die sich neben dem schlanken Kameraden erhebt. Die etwa achtzig Fuß hohe Mauer ist ganz aus Feldsteinen (Wacken) erbaut. Das ganze Mauerwerk ist mit einem Bewurf bedeckt, nur die größeren Steine an den Ecken sind davon freigeblieben. Die Mauern der Kirche wurden wahrscheinlich nach dem Muster des Turmes auch aus solchen Steinen aufgeführt, sind aber ebenso wie der Turm mit dem Bewurf bekleidet.

Der Turm mit den vier schönen Glocken war ein Hauptanziehungspunkt für uns Knaben, besonders in den Ministrantenjahren. Wir betrachteten es stets als eine besondere Vergünstigung, wenn wir mit „auf den Turm“ durften. Da konnte man den ganzen Ort übersehen. Und was ist so eine Aussicht für einen Knaben! Schon das Läuten der Glocken war für uns ein Glück, wie es ja nur die Jugend kennt. Vollends ein ganz hervorragender Festtag aber, der keinem vor seinem zwölften Jahr aufging, war die erstmalige Besteigung des Turms bis zum „Laden“. Sein Helm ist sehr schlanke und das Gebälk manchmal so verschlungen, daß ein Durchkommen kaum möglich ist. Auch war keine Leiter da, und einen „Kranz“ um den andern zu erklettern, verlangte schon eine gewisse Übung, zumal bei der herrschenden Dunkelheit. Deshalb ging immer ein bereits Eingeweihter als Führer voraus und öffnete den „Laden“, der über dem vierten Kranz angebracht war. Von dieser Lucke aus mußten auch die Arbeiter die Spitze des Turmes an der Außenseite erklettern. Über der Lucke waren eiserne Haken für die Befestigung der Leitern angebracht. Noch ganz dunkel kann ich mich erinnern, daß in meiner früheren Knabenzeit einmal das Dach des Turmes ausgebessert wurde und der Arbeiter sich auf und ab bewegte an einem Flaschenzug, den er oben unter dem Kreuz verankert hatte. So konnte er am Turm überall hingelangen. Doch

scheint es keinen von uns Kameraden nach so einer Berg- und Talfahrt gelüftet zu haben.

„Am Loden“ hatte man die herrlichste Aussicht nach Osten, Norden und Süden und über alle Nachbardörfer. Nur eines bedauern wir, daß uns die Aussicht in die Rheinebene und nach Straßburg verschlossen war. Dafür mußte man bis zu den Glocken hinaufsteigen.

Groß und reich begütert, war die Pfarrei Ulm in früheren Zeiten eine von den bessern der Erzdiözese Freiburg. Mit Ausschluß von Renchen gehörten alle bei der Teilung des Ulmhardt genannten Ortschaften zu ihr. Etwa um das Jahr 1860 wurden vier der Filialgemeinden selbständig. Dadurch wurde nicht nur der Überfüllung der Kirche an Sonntagen abgeholfen, sondern auch die Pfarrpfründe geteilt und die Mutterpfarrei bedeutend geschwächt. Auch sehr viel Begehrtes ging dadurch verloren. Ich glaube nicht, daß mehr als eine Frühmesse und ein Hochamt gehalten wurden. Dabei mußten wir Kinder aber immer um die Seitenaltäre herum unsern Platz suchen, da gewöhnlich die ganze Kirche bis auf den letzten Stehplatz gefüllt war. In drei der Filialgemeinden hatte man schon kleine Kirchlein. Auch ging der Herr Vikar an verschiedenen Wochentagen in jede zur heiligen Messe und zum Katechismusunterricht auch in die andern.

Nachdem die Filialen selbständig geworden, eine davon eine neue Kirche erbaut und alle vier je einen eigenen Priester erhalten hatten, hörte das Gedränge in unserer Kirche auf. Im letzten Jahre der Zusammengehörigkeit wurde noch eine Mission abgehalten. Ich merkte mir die Namen der helfenden Jesuitenpatres gut und entdeckte einen davon wieder, als er nach Jahren in Amerika die geistlichen Übungen für uns Priester abhielt. Auf meine Frage, ob er vielleicht derselbe Herr sei, teilte er mir mit Freuden mit, daß er in jenem Jahre in Ulm dabei gewesen, und erzählte mir noch viel anderes, was

ich meiner Jugend wegen vielleicht nicht gehört oder doch nicht beachtet hatte.

Der Kirchenpatron von Ulm ist der heilige Moriz, der Märtyrer und Führer der thebaischen Legion. Was die „Teilung seines Mantels“ anbetrifft, kann ich mit Sicherheit nur sagen, was auch wir Kinder mit ansehen und oft genug hören mußten, daß die abgetrennten Gemeinden wenigstens die Hälfte, wenn nicht mehr der „Pfarräcker“ erhielten: die Güter der alten Pfarrei wurden geteilt. Ob das auch mit dem Pfarrfond der Fall war, ist mir nicht bekannt, scheint mir aber sehr wahrscheinlich. Das war vielleicht einer der Hauptgründe, daß im Jahre 1867 der langjährige Pfarrer Ulm den Rücken kehrte und sich in Schuttern, einer alten Klosterpfarrei, häuslich niederließ.

Doch der heilige Moriz von Ulm braucht sich nicht zu schämen, er hat noch immer genug, um sich in ganz guter Gesellschaft sehen zu lassen. Ich kann mich nicht entsinnen, je vernommen zu haben, daß jemand etwas zur Unterhaltung der Pfarrei hätte beitragen müssen. Nur beklagte man sich manchmal, daß unter der schweren Faust der badischen Stiftungsverwaltung nichts herauszubringen sei, auch wenn es zur Erhaltung des Vorhandenen sehr notwendig wäre. Wie es scheint, hat St. Moriz einen sehr sparsamen Vormund.

Hier in Ulm, unter dem Schutz des heiligen Legionenführers, erblickte ich ganz am Ende der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts das Licht der Welt, am Feste des heiligen Apostels Thomas. Man nannte mich aber nicht Thomas. Der Schutzheilige des Geburtsortes und der Heilige des Geburtstages sind beide Märtyrer. War das nicht vielleicht eine Vorbedeutung für den Kampf, den ich in diesen Schilderungen bis zu seinem Sieg erzählen möchte?





Jugendjahre.



ein Vater hatte in seinen jungen Jahren in Straßburg die Gärtnerei gelernt. Weil aber dieses Geschäft in jenen Jahren im Winter noch sehr wenig eintrug, so wurde er dazu noch Barbier. Daß er als solcher in Rastatt und Bruchsal tätig gewesen, hörte ich oft; denn mehr als einmal erzählte er uns, wie er den berühmten Verfasser des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit“, Alban Stolz, in Bruchsal eine Zeitlang rasiert habe. Als er nach seiner Dienstzeit im Leibregiment des Großherzogs noch vor dem Sturm des Jahres 1848 im Hafen des Ghestandes gelandet war, erhielt er von der Schwester seiner Mutter, der Witwe Ehret, einige Felder und das Haus als Eigentum; sie behielt sich nur das lebenslängliche Wohnrecht „im Stübl“ vor. Nur durch sie wurde ihm die Gründung eines Haushaltes ermöglicht. Diese Tante des Vaters nannten wir Kinder „die Bas“, während seine Mutter „Großel“ und die mütterlichen Eltern Großvater und Großmutter hießen.

Die „Bas“ war in meinen Kinderjahren für mich eine zweite Mutter. Sie nimmt neben den Eltern den ersten Platz in meiner Erinnerung ein. Da sie selbst nie Kinder gehabt, übertrug sie auf mich die ganze Liebe einer Mutter. Auch meinen Geschwistern zog sie mich vor, wenigstens schien es mir so. Sie mag ja die andern auch wie mich geliebt haben, aber ich merkte es nicht.



„Kuchlammer“ lag neben der Küche und war der hintere Teil des Hauses, dessen vorderen Teil neben dem Ausgang das „Stübl“ bildete. Die „Kuchlammer“ hatte eine Türe von der Küche aus und eine andere von außen, auch einen Laden, und wurde vom Vater meist als Werkstätte und Bewahrraum benützt. Ganz leicht hätte ich meinem Kerker entschlüpfen können, aber dazu war ich noch zu klein. So saß ich weinend meine Gefängnisstrafe ab. Als auch die andern nach Hause kamen, fragten sie gleich nach mir, weil sie mich bei der Prozession an dem mir zugewiesenen Posten nicht entdeckt hatten. Als die „Bas“ von meiner Bestrafung Wind bekam, war ihr erstes Werk meine Befreiung. Das weiß gewesene Kleid wurde mit einem andern vertauscht, und alles war wieder gut, besonders deshalb, weil ich mit der „Bas“ essen durfte. Denn bei ihr war immer alles besser als am väterlichen Tisch. Sie nannte mich nur „Vertinele“, und wenn sie mehrere von uns Geschwistern meinte, dann sagte sie „die Völker“. Von all ihren vielen Guttaten haftet die ebenermähnte Befreiungstat als die erste in meinem Gedächtnis.

Ob es auf Weihnachten in meiner Heimat eine Bescherung gibt oder in meinen Kinderjahren gab, kann ich nicht sagen. Daß man in einigen Häusern einen Christbaum hatte, mag wohl auch meine kindlichen Wünsche erregt haben. Dafür aber gab es am Neujahrstag Geschenke. Gewöhnlich holten die Kinder ihr „Neujahr“ bei der „Göttl“ und dem „Pföteri“, den beiden Taufpaten. Unser aller „Göttl“ war die „Bas“.

Sobald wir am Neujahrstag aus den Betten kamen, liefen wir, manchmal noch kaum angekleidet, nach dem „Stübl“ zur „Bas“, um das „Neujahr“ zu holen. Es kostete uns bloß den allgemeinen Wunsch: „Ein glückseliges Neujahr!“ Die „Bas“ hatte immer die Geschenke für mich und meine Geschwister auf entsprechend vielen Tellern aufgestellt. Ein Teller war stets etwas besser



gefüllt, und ich bekam immer Weisung, zuerst zu kommen. Wenn wir miteinander kamen, wies sie jedem seinen Teller selber an, damit ich jedesmal den mir zugedachten auch erhielt. Wie am Neujahr, so war es auch an Ostern mit dem „Osterhas-holen“. Die „Bas“ hielt sich auch da an die gleiche Regel.

Beim „Psföteri“ und bei der „Göttl“ wurde der „Has“ nicht auf dem Teller aufgetischt, sondern mußte teilweise verdient werden. Wir mußten ihn mit seinen Eiern im Gartenbusch oder in einem schon aufgeschossenen Blumenstock gewöhnlich erst suchen. Das war jedesmal eines der schönsten Vergnügen für uns Kinder. Mit dem Osterwunsch: „Fröhliche Ostern wünscht Euch Euer Patenkind“, betraten wir das Haus. Dann ging eins mit dem Hasen in den Garten oder die Umgebung des Hauses und verbarg ihn mit seinem Gefolge. Nun erhielten wir einen Wink, auf die Suche zu gehen. Allzu schwer war die Arbeit, den Ausreißer zu fangen, gerade nicht, da man sein Versteck meist schon von ferne sehen konnte, und mit einem fröhlichen Ostergruß wurde er hervorgeholt und samt den farbigen Eiern in einen andern Unterschlupf gebracht.

Der Osterhas bestand gewöhnlich in einem Wecken, der einem Hasen ähnlich sah. Wir nahmen dieses Bild immer in vollem Ernst und beschäftigten uns gar nicht mit dem Gedanken, wie er so farbig-schöne Eier legen könne. Ich weiß nicht, ob es bei der heutigen Schulung und Aufklärung auch noch so ist. Man wird sich wohl auch noch der Gaben erfreuen; ob aber mit dem Verlust des alten Kinderglaubens nicht auch der Kinderhimmel vieles von seiner früheren Schönheit verloren hat?

Auch bei den Neujahrsgaben war ein Wecken für uns Kinder die Hauptsache. Auch dieser hatte eine von den gewöhnlichen ganz abweichende Form, sonst war er kein Neujahrswecken. Das hob aber, wie ich später erfuhr, seine Güte nicht heraus, sondern höchstens sein

GEFÜHLE
Geficht. War ein anderer Wecken auch besser, so wäre er doch eine ganz gewaltige Entwertung des Neujahrs- oder Ostergeschenkes gewesen. Der Wertmesser ist eben auch noch ein alltägliches Handwerkszeug im Jugendhimmel. Erst später stellt er sich gewöhnlich ein und sprengt dann auch alle bisherige Himmelsherrlichkeit in die Luft.

Die „Bas“ war nicht nur die Hüterin meiner Jugend, sondern auch Hüterin meines „Neujahr“ und „Osterhasen“; denn bei ihr hinterlegte ich sie immer, und sie schützte sie mir vor etwaigen Übergriffen meiner Geschwister. Bei ihr wußte ich alles sicher, was ich hatte. Ihr klagte ich all meine Kinderleiden, offenbarte ich meine Kinderfreuden und unterbreitete ich alle meine kindlichen Wünsche. Sie bedauerte mich in meinen Kimmernissen, sie freute sich an meinen Freuden und rückte alle meine Wünsche der Erfüllung näher oder wußte mich doch über unerfüllbare zu trösten.

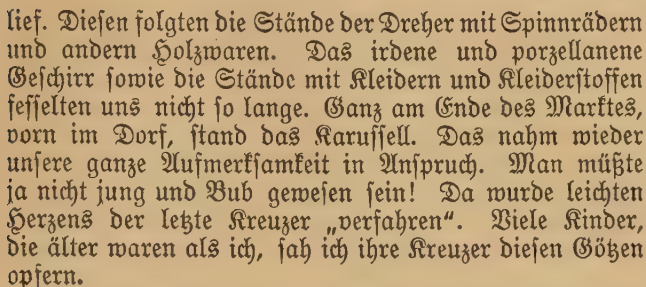
Die „Bas“ begleitete mich auf dem ersten Schulweg und empfahl mich dem Unterlehrer ganz besonders. Neben dem Lehrer ersetzte sie aber auch einen Hilfslehrer, denn jeden Tag nahm sie die Schulaufgaben mit mir durch, ehe ich an ein Spiel denken durfte. Ich lernte mehr von ihr als von meinem Lehrer, weil sie mir ihren ganzen Eifer zuwandte, der Lehrer aber seine Arbeit auf sehr viele verteilen mußte. Auch die ersten Kirchgänge machte ich an ihrer Hand und unter ihrer Leitung. Sie lehrte mich, mit Aufmerksamkeit in der Kirche zu verweilen und den Priester mit seinen Ministranten zu beobachten, und weckte in mir das Verlangen, auch selber Ministrant zu werden, wenn ich einmal größer wäre. Sie lehrte mich beten, nicht nur mit Worten, sondern besonders durch ihr beständiges Beispiel. Wenn ich zu ihr ins „Stübl“ kam, war sie, die „Strickete“ in der Hand, am Beten, oder sie las im „Cochem“ oder im „Himmelschlüssel“. Wenn sie mir da nicht gleich ihre Aufmerksamkeit schenkte

und ich sie fragte, was sie da mache, da faltete sie meine kleinen Hände, nahm sie so in die ihrigen und sprach mir von Gott oder seiner lieben Mutter.

Auch die Spiele, die ich im Sommer mit den Nachbarkindern und meinen kleineren Geschwistern machte, beobachtete sie. Wenn etwas dabei vorkam, was ihr Mißfallen erregte, sagte sie mir gleich, so etwas dürfe man nicht spielen. Ganz besonders aber gefiel ihr immer, wenn wir „Kirche“ spielten und ich den andern eine Predigt hielt. Im Winter bauten wir sehr oft eine Schneekirche, in der dann die kleine Schelle als Glocke aufgehängt wurde. Wenn ich so vom Winterspiel mit kalten Fingern hereinkam, nahm sie, wie zum Gebet, meine Hände in die ihrigen und versuchte sie mit dem Hauch ihres Mundes wieder zu erwärmen.

In jenen Jahren war in Ulm jedes Jahr zweimal Jahrmarkt. Später ging er ganz ein, wahrscheinlich infolge der Gewerbefreiheit. Den ersten Marktbesuch machte ich an der Hand der „Bas“, denn nur durch sie wurde mir eine solche Gunst zuteil. Der Vater war der Ansicht, der Markt sei nur für Kaufkräftige und Kauflustige da; da wir aber zu diesen nicht gehörten, so blieben wir am gescheitesten daheim. Wenn aber die „Bas“ für mich Fürsprache einlegte, sagte er gewöhnlich: „Wenn Ihr ihn mitnehmen wollt, hab ich nichts dagegen.“ Das manchmal ziemlich große Gedränge wäre auch für kleine Buben schon etwas gefährlich gewesen. Zudem hätte unsereins mit seinem kleinen Beutel den Markt eher gestört als gefördert.

Wir Kinder hielten ihn eben für eine Schaustellung, die wir in ihrer ganzen Ausdehnung genießen wollten. Gleich von der Kirche an zog er sich am Kirchenweg hinunter ins Dorf. Zuerst kamen die Stände der Schuhmacher, dann die Bäcker mädchen mit ihren Weckenkörben, dann die Lebkuchentische, mit allerlei Zuckergebäck beladen, daß den Kindern das Wasser im Mund nur so zusammen-



Die „Bas“ kaufte mir immer auf dem Markt einen Lebkuchen und noch andere nützliche Dinge, dafür mußte ich aber auch wieder recht „brab“ sein. Denn keine der vielen Wohlthaten erwies sie mir, kein Geschenk überreichte sie mir, ohne die Mahnung daran zu knüpfen: „Jetzt mußt du aber auch recht brav sein!“ Ob dieses Wort immer auf fruchtbares Erdreich gefallen ist, weiß ich nicht zu sagen, sicher aber, daß es nicht auf den Weg fiel, wenigstens nicht sehr oft.

So ein Jahrmarkt bildet einen Glanzpunkt im Leben der Kinder auf solch einem abgelegenen Dorf. Daß er die Einbildungskraft anregt und Erinnerungen hinterläßt, ist außer Zweifel. Für den einen kann er der Anfang werden zu einem Leben der Sparsamkeit, für einen andern aber auch gerade so die erste Gelegenheit zu einer entgegengesetzten Laufbahn bieten. „Was man nicht weiß, macht einem nicht heiß“, sagt ein alter Spruch. Den kann man aber auch vielleicht so drehen: „Was man nicht sieht, begehrt man nicht.“ Was in jenen Zeiten für manche Kinder der Jahrmarkt war, das ist in der Neuzeit das Schaufenster nicht nur für die Kinder, sondern für Groß und Klein. Durch das gefällige Ansehen der Schaustellungen steigt die Begierde in das Herz und wird eine der Ursachen der heute so brennenden sozialen Frage. Die bestand damals noch nicht.

„Sehen und doch nicht haben macht die Kinder gut!“

war ein beständiges Wort meines Vaters. Ob die „Bas“ das von ihm oder er es von der „Bas“ gelernt, kann ich nicht mehr erforschen, aber das weiß ich, daß sie beide in der Sache übereinstimmten, bloß, daß es uns Kindern aus ihrem Munde gewinnender und überzeugender erschien. Wenn ich mit ihr auf den Markt durfte, hatte sie mich beständig an der Hand. So bemerkte sie immer gleich, wenn das Kinderherz von etwas besonders angezogen wurde. An den Schuhmachern vorüber, gab's am Stand der Bäckerinägde zuerst einen Wecken. Während dieser den Weg alles Vergänglichen wanderte, ging die „Bas“ mit mir an den Tischen der Lebkuchen und des „Zuckerdinges“ vorbei, ohne durch die fortdauernde Bappeligkeit meiner Hand sich beirren zu lassen. Bis der Wecken verschwunden war, befanden wir uns schon in einem andern Marktgebiet. Wenn mir dort vorbeikamen, wo die Spielsachen, Pfeifen, Hörner, Trommeln, Trompeten und all die verwandten Wunderdinge die Begierde noch mehr reizten, gab's auch da etwas, aber nicht ohne die Mahnung, es gut einzustecken, damit ich es nicht verliere. Wollte ich noch mehr haben, dann kam das oft gehörte Wort: „Du mußt jetzt brav und damit zufrieden sein! Gute Kinder müssen alles sehen, aber auch vorbeigehen können. Man muß schon lernen, wenn man noch klein ist, was man tun muß, wenn man größer ist. Kinder, die lange und begierig solche und ähnliche Sachen ansehen, lernen leicht naschen und stehlen, und das sind an einem Kind zwei sehr wüste Dinge. Nur das ist gut, was notwendig ist. Zuckerdinges und Spielzeug ist nicht notwendig.“

Wenn die „Bas“ nach Knechen, Achern oder Oberkirch auf den Markt ging, gab's immer einen „Kram“ für mich und die Geschwister. Dann war es aber fast immer ein Kleidungsstück oder sonst etwas für uns Brauchbares oder Notwendiges. Wir hätten damals lieber immer etwas für Mund oder Magen gehabt, sie aber entschuldigte sich damit, solche Sachen hätte sie nicht so

weit tragen können. Ging sie aber jedes Jahr an ihrem Namenstag aufs Christinafest nach Densbach, einer westlich von Ulm gelegenen Nachbargemeinde, dann brachte sie immer etwas Derartiges mit. An diesem Tag war sie gewöhnlich noch viel besser als sonst; gut war sie ja immer, besonders zum Bertinele.

Als ich noch sehr jung war, durfte ich mit der „Bas“ in die Reben, wenn die Trauben schon beinahe zum Keltern reif waren. Da war nun natürlich die Versuchung sehr groß, eine Traube, auch nur eine, zu verkosten. Sie hatte mir auf dem Weg dahin schon erklärt, daß man keine Trauben essen dürfe, bis das „Herbsten“ erlaubt sei. Mein Gemüt war aber damals für solche Gründe noch ganz unzugänglich. Als wir schon in den Reben waren und mein Verlangen durch den Anblick der schönen Trauben nicht gestillt worden war, vernahm ich ein ganz eigentümliches Geräusch und fragte natürlich gleich nach seiner Bedeutung. Sie sagte, das sei das „Rebwibl“; das wolle uns zeigen, daß es ganz nahe da sei und daß es uns gleich strafe, wenn wir Trauben äßen. Deshalb nur ja keine Trauben nehmen, sonst könnte es schlimm werden! Das nahm mir alles Traubengelüste, und ohne auch nur eine Beere angerührt zu haben, ging ich wieder mit ihr nach Hause, wobei ich aber noch recht viel über das „Rebwibl“ erfahren wollte.

Zur Zeit der Betglocke, die abends immer mit Eintritt der Dunkelheit geläutet wurde, mußten wir Kinder zu Hause sein. Sobald der erste Glockenschlag ertönte, liefen wir auch mit aller Kraftanstrengung heim, denn während die Glocke noch klang, mußten wir alle da sein. Das war strenge Hausregel. Nur wenn man in elterlichem Auftrag von Haus abwesend war, war man von ihr entschuldigt. Das galt auch für die späteren Jahre. Solang die „Bas“ lebte, war die Betglocke für mich in diesem Punkt kaum notwendig. Ich war gewöhnlich schon viel früher bei ihr, im Sommer auf der Bank,



im Winter im Stühl. Wenn ich so bei ihr saß — jedenfalls die glücklichsten Stunden meines ganzen Lebens —, ging kein Augenblick ohne Vorteil für mich vorüber. So oft dann bei der Dämmerung oder Dunkelheit eine Gule ihren Uhruf erschallen ließ, ein Hund sein Geheul erhob oder sonst ein außergewöhnliches Geräusch zu vernehmen war und ich die Bas fragte, was das gewesen sei, sagte sie, das sei der „Nachtgrapp“. Das sei ein sehr schlimmes Tier und verfolge besonders die Kinder, die nicht mit der Betglocke nach Hause gingen. Deshalb solle ich nur immer schön heimgehen, wenn es Abend werde; denn zu Haus könne er mir nichts antun. Welch einen gewaltigen Respekt hatte ich vor dem „Nachtgrapp“!

Ähnliche Gestalten wie das „Rebwißl“ und der „Nachtgrapp“ dürfen der heutigen Jugend natürlich nicht mehr genannt werden. Das wäre in unserer wahrheitsstrengen Zeit ja eine Lüge! Die Neuzeit mit ihrer Allweltsreligion und ihrer Empfindsamkeit, die Überkultur mit ihrer Kinderlosigkeit hat auch die höchsten Giebel des alten Kinderhimmels eingerissen, damit aber auch das Kinderglück und beinahe die ganze Kindlichkeit. Von all den verlorenen Kinderherrlichkeiten hat sich nur eine noch bis in die neue und neueste Zeit erhalten, und das ist der „Sankttilaus“. Doch auch der ist ein von der Kultur beleckter Alter, der von seiner eigentlichen Eigenart gar nichts mehr an sich hat als das Bescheren, und selbst darin das Christkind verdrängen muß. Was hat dieses früher den Kindern gebracht und was bringt es ihnen heute? Wenn es doch wieder käme wie früher!

Meine „Bas“ hatte auch eine heute ziemlich verpönte, damals aber nur als höchst harmlos betrachtete Gewohnheit: sie schnupfte! Noch ehe ich die Schule besuchte, kaum daß ich den Krämerladen im Dorf finden konnte, mußte ich ihr den Schnupftabak holen. Das war für mich immer ein Ehrengang. Auch warf er manchmal etwas ab, so bei den „Adlermädlen“ eine Papalot (ein

sogleich erkannte und sie mit ihrem Namen anredete, fiel mir gleich wieder ein. Daß mir der Blinde wie ein ganz anderer Mensch vorkam, ist für ein Kind ganz begreiflich. Als ich älter geworden und die leicht erkannte Christin schon einige Jahre tot war, lernte ich mit andern Kindern den blinden Franz auch noch nach einer andern Seite kennen. Weil wir wußten, daß er zur Bruderschaftsandacht sehr häufig nach Ulm komme, schauten wir uns an solchen Sonntagen nach ihm um. Wenn wir dann, mehrere beisammen, ihn nicht anzureden wagten, fing er selbst an, indem er mit dem Stock um sich herumfühlte, als ob er schon gewußt habe, daß Kinder in seiner Nähe seien. Er hatte uns jedenfalls gehört und auch gleich als Kinder erkannt, denn alte Leute redeten ihn immer an. Mit allen konnte er schöne Reden wechseln.

Wenn wir Kinder um ihn herum waren und das Stillschweigen einmal gebrochen war, hatten wir nur zu viele Fragen an ihn zu richten. Auf jede hatte er eine Antwort. Und das war keine kleine Kunst, denn manchmal brauchte es eine große. Wenn er sich nicht für diesmal mit einer Ausrede entschuldigte, sagte er, das würden wir schon noch selber erfahren. Am meisten wunderten wir uns immer wieder, wie er das alles so wissen könne, da er es doch nicht gesehen habe und es nicht gelernt haben könne, weil er nicht sehe. Oft erhielten wir nur den Bescheid: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Das war uns aber damals noch sehr dunkel. Oft erzählte er uns auch kleine Fabeln oder andere Geschichten. Ihr Ende aber war immer eine kleine Nutzenanwendung, recht brav und folgsam zu sein, damit wir nicht auch blind würden. Menschen, die bei guten Augen blind seien, müsse man noch viel mehr bedauern als ihn, denn auch er sehe, aber in der Seele drin, und seine Augen würden nie erlösen. Als ich einmal meinen Vater fragte, was er damit sagen wolle, daß auch die

Blinden sähen, sagte er mir, das würde ich schon noch verstehen lernen, wenn ich einmal älter geworden sei.

Der Blinde war für uns Kinder ein Wundermann. Wir konnten nicht verstehen, wie er mit dem Stock sich so überall zurechtfinden könne und immer den rechten Weg zum Ziele treffe, selbst dort, wo mehrere zusammenliefen. Der Weg nach Renchen ging ein Stück neben dem Bach hin. Da liefen wir ihm manchmal nach und sahen ihm zu, wie er es anstelle, daß er nicht in den Bach falle, und wie er dort, wo der Weg ihn überschreitet und verläßt, auf die Brücke komme. Er ging ganz rasch auf der dem Bach gegenüberliegenden Seite der Straße dahin, immer mit dem Stock vorausfühlend, bis er die Erhebung zur Brücke bemerkte, dann suchte er das Brückengeländer. Man sagte von ihm, daß er schon oft nach Einsiedeln in der Schweiz gelaufen sei, um für andere eine Wallfahrt zu machen. Das war eine Reise, die einer mit guten Augen kaum zu unternehmen wagt, keine Kleinigkeit für gesunde Füße.

Als ich das achte Jahr erreicht hatte, im Januar 1859, starb die liebe „Bas“. Es war ein ziemlich harter Winter, in dem ich nicht bloß aus kindlicher Vorliebe bei der „Bas“ schlafen durfte. Aber sie klagte eines Morgens, daß ihr „ein Frosch den Buckel hinauf sei“. So verstand ich's wenigstens, weiß aber jetzt besser, daß es kein Frosch, sondern ein Frost, also eine Erkältung war. Sie bekam die Lungenentzündung und starb nach etwa einer Woche. So habe ich ganz unschuldig noch zu ihrem Tode beigetragen.

Während ihrer Krankheit mußte ich oft aus dem Stübl gewiesen werden, da ich immer meinte, sie solle sich auch mit mir beschäftigen. Als es aber bei ihr zum Sterben kam, wurden wir Kinder an ihr Bett gerufen, und als wir ihr weinend die Hand gaben, sagte sie noch: „Sie werden was wollen, gib ihnen etwas aus dem Kommod.“ Da gab die Großel jedem einen Sechser. Ich

bewahrte ihn noch lange auf zum Andenken an die liebe „Bas“. Während sie noch in den letzten Zügen lag, schickte mich der „Naz“, meines Vaters jüngster Bruder, zum „Madele“, einer alten Person, die gewöhnlich die Leichen kleidete und als Leichenbitterin ging. Sie wohnte etwa tausend Schritte entfernt. Als ich weinend dahin lief, fiel ich einige Schritte vom Haus weg über einen kleinen Rain hinunter, als ob ich weinend nicht laufen oder laufend nicht weinen könnte. Die Leute, die mich zum „Madele“ eilen sahen, dachten sich schon, daß die alte Ehret gestorben sei, und fragten mich darnach. Wie ich, immer noch weinend, wieder nach Hause kam und man erfahren hatte, wo ich gewesen und wer mich dahin geschickt habe, gab es einen derben Verweis für Onkel Naz, weil er das „Kind“ geschickt habe, noch ehe die „Bas“ recht tot gewesen sei.

Daß das alles so treu in meinem Gedächtnis haften blieb, zeugt ebenfalls für die große Anhänglichkeit und Liebe zur „Bas“. Alles Sonstige aus jenen Tagen sank in Vergessenheit, was aber mit ihr zusammenhing, ist die ganze Zeit frisch geblieben. Auf die übliche Totenwache besinne ich mich nicht mehr, wohl aber noch gut, daß ich alle Leute, die ins Haus kamen, um die Leiche zu sehen, ins „Stübl“ führte — auch auf den Leichengang und das tiefe Grab. Was man mir damals begraben, verstand ich nicht, aber in den unmittelbar folgenden Jahren meiner Kindheit kam mir's immer mehr zum Bewußtsein.

Damals brachte man in Ulm die Leichen nicht in die Kirche, sondern der Priester ging mit seinen Ministranten zur bestimmten Zeit ins Haus zur Einsegnung. Von da begab man sich gleich auf den Gottesacker zur Beerdigung und nachher gemeinsam in die Kirche, wo dann erst der Leichengottesdienst gehalten wurde. Diesen Leichengang an der Hand meiner Mutter wiederholte ich in Gedanken sehr häufig in meinem Leben. Denn

sehr viel ist mir auf ihm genommen worden. Dieser Ausdruck ist vielleicht etwas zu scharf, da ich der vollen Überzeugung bin, daß die „Bas“ auch heute noch ihren Bertinele nicht vergessen hat. Könnte ihre Liebe zu mir dort drüben abgenommen haben oder ganz abgestorben sein? Das kann ich nicht glauben, denn die wahre Liebe macht den Menschen Gott ähnlich und muß in der Ewigkeit fortbestehen, und darum habe ich noch nie daran gezweifelt, daß sie mir dort oben durch ihr Gebet treu in meinem Erdenkampfe zur Seite gestanden hat. Ihr verdanke ich die Erfüllung meiner Sehnsucht, die Erreichung meines Zieles, zu dem gerade ihre Belehrung das erste Samenkorn in mein Kinderherz gelegt hat.

Bald nach ihrem Tode lernte ich das Leben auch von seiner rauheren Seite kennen. Vor mancher kleinen Arbeit, die mir der Vater aufgeben wollte, hatte sie mich beschützt durch die Entschuldigung, ich sei dafür noch zu klein. Als der Vater einmal zu ihr sagte: „Ihr verdirbt mir den Bub vollständig!“, sagte sie: „Was ich verdorben habe, hast du in einer Woche wieder gutgemacht, wenn ich einmal nicht mehr da bin.“ Das fand ich nur zu wahr, denn wenn hernach eine Arbeit mir nicht zusagen wollte, was mein Vater gleich sah, sagte er oft: „Gelt, die Bas sollte noch da sein, dann ging's besser; nur herzhast zugegriffen, dann wird's auch so gehen!“ Dabei entschied nicht so sehr die Schwere der Arbeit, als meine Freude an ihr. Was ich gerne tat, war mir nie zu schwer. So bewahrheitete sich schon bei mir in meinen Kindestagen das alte Sprichwort: „Lust und Lieb zu einem Ding machen alle Müß gering.“ Der Lehrmeister dieses Wortes war aber auch wieder mein Vater, der mir's so oft wiederholte, bis ich's begriff und anzuwenden wußte.





Die Schuljahre.



Der Mensch ist geboren zur Arbeit wie der Vogel zum Fluge. Aber so kleine Menschenkinder wollen und können das noch nicht verstehen. Doch das ist keine Entschuldigung, und unvermerkt muß man sich an nützliche Tat gewöhnen. Die allernützlichste für das Kind ist das Lernen in der Schule. Das ließ mir zwar noch Zeit genug zu Spiel und anderem Treiben, denn der Unterricht dauerte täglich bloß drei Stunden. Am Donnerstag fiel die Schule aus, weil Markttag in Oberkirch war; nur die Mädchen hatten nachmittags Strickschule und wurden in verschiedenen Handarbeiten unterrichtet.

Wer am 23. April sechs Jahre alt war, mußte am Montag nach dem Weißen Sonntag zur Schule wandern, und zwar das erste Jahr von 12 bis 3 Uhr nachmittags. Die nächsten zwei Jahre ging es ebenfalls in die „kleine“ Schule, aber von 8 bis 11 Uhr vormittags. Hatte man sich in den drei Jahren gut gemacht, so kam man das Jahr drauf in die „große“ Schule, aber wieder zwei Jahre nachmittags und dann noch drei Jahre vormittags. Ferien gab es bloß in der Weihnachts- und Osterwoche und dann noch zwei Wochen während der Ernte. Ich besuchte die Schule immer gern. Jedenfalls hätte ich nichts dagegen gehabt, wenn sie den ganzen Tag gedauert hätte; dann hätte man mir doch nicht so widerwärtige Arbeiten aufladen können. Einer der härtesten



Bußtage meiner Kindheit war's immer, wenn ich vom Lehrer einen Tag frei bitten mußte.

Während in der „kleinen“ Schule die Kinder durcheinandersaßen, waren in den höheren Klassen Knaben und Mädchen getrennt. Der Hauptlehrer H., der schon viele Jahre her in Ulm gewesen war und noch später bis zu seinem Tode blieb, unterrichtete fast immer die Mädchen. Wir Buben hatten den andern Oberlehrer „zum Schulmeister“, denn das war er im Vollsinn des Wortes. Er war nicht gesund und deshalb selten gut gelaunt. Sehr oft brach im Schulsaal ein Donnerwetter los, das nie ohne Einschlag sich verzog. Da gab es einige Buben, die jeden Tag ihre Hiebe erhielten, gewöhnlich „Tazen“ genannt (Stockstriche auf die flach ausgestreckten Hände). Ein gewisser Moritz aus dem Weingarten nahm ganz gewiß jeden Tag seine sechs auf den Händen mit heim, nicht weil er böshaft oder ausgelassen war, sondern weil er seine Aufgaben nicht gemacht hatte oder sie nicht machen konnte. Dem Jungen war einfach nichts beizubringen. Die „Tazen“ halfen auch nichts, wir konnten wenigstens nichts bemerken. Der Moritz war immer derselbe. Als er vierzehn Jahr alt war, kam er auch wie jeder andere aus der Schule. Ich glaube es noch heute zu sehen, wie er bei jedem Streich das Gesicht verzog und nach der Auszahlung der „sechs“ beide Hände jämmerlich unter die Arme zwängte, sie ein wenig drückte, und dann — war wieder alles vorbei und er wieder gerüstet für die nächste Auflage.

Schon damals dachte ich, das könne doch nicht recht sein, da ja der arme Junge für seine Unfähigkeit keine Strafe verdient habe. Wenn schon, dann ganz gewiß nicht der Moritz. Ein Kind ist nicht straffällig, wenn's nicht kann, wohl aber, wenn es nicht will und wenn es ungehorsam ist.

Wenn ich von diesem „Zuschläger“ auch gestraft wurde, dann sicher nicht des Nichtlernens wegen, son-

dern aus andern Gründen, die aber jedenfalls mein Vater nicht erfahren durfte, damit die Auflage nicht unfehlbar verdoppelt würde. Somit ist's ganz natürlich, daß ich heute nichts mehr davon weiß, wenn ich's schon damals so schnell vergessen wollte.

Anderere Strafen, die der betreffende Herr auch noch anwandte, verdienen eher Qualen genannt zu werden. So ließ er oft den Sträfling auf einen Fuß stehen. Wurde ein solcher wackelig und nahm seinen andern Fuß zu Hilfe, so wurden ihm beide Füße mit der Rute ordentlich verhauen, natürlich immer nur im Sommer, wenn wir Buben barfuß gingen. Ein andermal ließ er seine Büßer auf ein dreikantiges Stück Holz knien. Eine wirkliche Folter bestand darin, daß die Buben sich rücklings auf den Boden legen, die Füße bis an die Knie einziehen und, auf die Ellbogen gestützt, den ganzen Körper in die Höhe halten mußten. Um ein Ausruhen zu vereiteln, wurde etwas unterschoben, woran man ein Herablassen des Körpers wahrnehmen konnte. Dabei war die ganze Aufmerksamkeit der Klasse auf den armen Sünder gerichtet, so daß von einem Unterricht nicht mehr die Rede sein konnte. Und wenn der Lehrer auch darin fortfuhr, hatten wir unsere Sinne doch nicht bei der Aufgabe, sondern bei dem Sträfling, den jeder bedauerte. Daß bei diesem Betrieb das Schulziel nicht erreicht wurde, liegt klar auf der Hand. So lernen Kinder nicht das Gute, sondern das Böse. Wer von uns hätte von sich aus so eine Folter ersinnen können?

Natürlich verschwiegen die so bestraften Knaben das zu Hause nicht ganz. So sehr ich meinen Vater fürchtete und ihm nicht leicht eine Unart oder ihre Buße mitteilte, die Folterstrafe hätte ich ihm keinen Augenblick verschweigen dürfen. Es mag auch die Folge dieser „Lehrmethode“ gewesen sein, daß der Herr seinen Stock in Ulm nicht lange schwang. Auch da bewahrheitete sich das alte Sprichwort: „Gestrenge Herren regieren nicht

lange!" Heutzutage würde man das vielleicht „Militarismus“ nennen.

Deshalb kamen wir Buben im nächsten Jahre in den Unterricht zum Hauptlehrer H. und die Mädchen zum andern Oberlehrer. Das paßte den Mädchen schlecht! Aber sie wurden sowenig wie wir gefragt, ob uns ein solcher Wechsel recht wäre. Ich weiß aber noch, daß mein Vater sagte, es sei nicht mehr als recht, daß der Hauptlehrer die Buben unterrichte. Herr Lehrer H. war für uns Buben eigentlich auch nicht der rechte Mann: er war zu gut. Buben müssen immer einem strammen Arm unterstellt sein, sonst nehmen sie sich manchmal etwas zu viel Freiheiten heraus.

Ich kann mich nicht erinnern, daß Herr Lehrer H. einmal mit Stock oder Rute straste. Er war aber doch sehr ernst und pflichttreu. Ganz in seinen Unterricht vertieft, überhörte er manchmal den Glockenschlag, der einen andern Teil des Unterrichtes anzeigen sollte und wurde oft erst durch unsere Unruhe darauf aufmerksam. Wie freuten wir uns auf die Geographiestunde, mit der er so schöne Geschichten und Nutzenwendungen zu verbinden wußte!

Eine andere Stunde haßte ich ebensosehr, die Sprachlehre, warum, kann ich mir heute noch nicht erklären. Denn gerade die Sprachlehre nützte mir in meinem Studium am meisten. Wie langweilig und überflüssig kamen mir die vier Fälle der Hauptwörter und die Beugung der Zeitwörter damals vor! Ich hielt diese Stunde für die reinste Zeitverschwendung und hätte zehnmal lieber die schwierigsten Bruchrechnungen gemacht. Nur gut, daß man sich nicht nach meiner Meinung richtete! Aber trotz des Widerwillens war ich auch in der Sprachlehre nicht der Letzte.

Die liebste Stunde war allen ohne Zweifel die Singstunde. Wenn der Lehrer nach seiner Geige langte, die in einem Kästchen eingeschlossen auf dem Schulschrank

stand, dann erfaßte alle neues Leben. Da wir nach Stimmen zusammengehen mußten, geriet die ganze Schule in Bewegung. Bis wir alle unsere Plätze innehatten, war die Geige gestimmt, und wir konnten hören, welches Lied erschallen sollte. Auf der Geige war Lehrer H. ein Meister, wie es in Ulm nur noch einen gab, Herrn F., den Kapellmeister der Musikgesellschaft. Zu den Liedern spielte er nicht bloß die Geige, sondern sang auch selber so laut mit, daß wir ihn immer aus allen heraushören konnten.

Waren das schöne Stunden, vielleicht die allerschönsten von den vielen schönen am Jugendhimmel meiner Kindheit! Und was sangen wir alles für Lieder! Die meisten sind auch mit dem Jugendhimmel verschwunden. Eines der allerersten und auch ebenso beliebten war: „Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald. Lasset uns singen, tanzen und springen, Frühling, Frühling wird es nun bald!“ Oder: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern gibt es nicht“, „Laue Lüfte fühl' ich wehen“ oder: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang“.

So gern wir sangen, so gern hörten wir um 11 Uhr sonst die Glocke läuten, aber nie, wenn wir sangen. Die Viertelstunde für den Gesang war uns immer viel zu kurz, und wenn an solchen Tagen die Glocke gar nicht geläutet worden wäre, dann hätte der Herr Lehrer ganz gewiß eine halbe Stunde oder länger mit uns gesungen. Wie oft hörten wir ihn sagen, wenn der erste Schlag der Gfuhrglocke ertönte und wir nicht am Singen waren: „Ach Gott! schon wieder elf!“, und an der Betonung merkten wir, daß es ihm damit ernst sei. Jetzt kann ich auch das „Warum?“ verstehen. Das war das beste Zeugnis, das Lehrer H. von seinem Eifer und seiner Opferfreudigkeit ganz unbewußt abgelegt hat. Er war eben ein ganz anderer Mann als der „Folterer“.

Manchmal wirkte die Gfuhrglocke auf einen oder mehrere weniger zur Freude stimmend, ihr Ton war mehr



trauriger Klage-ton, weil dann die Strafzeit ihren Anfang nahm. Das Nachsitzen war für viele eine viel empfindlichere und fruchtbarere Strafe als die Tazen. Diese waren schnell verschmerzt und konnten nur von den Mitschülern bemerkt werden. Nachbrummenmüssen aber wirkte nachhaltiger und viel erfolgreicher. Der Nachsitzer konnte nicht mit den andern Kameraden nach Hause gehen und wurde daher geneckt von allen, die ihn sahen. Vor allem aber merkten es die Eltern, denn die Zeit des Heimkommens war in jedem Hause jeden Tag genau dieselbe, so daß eine Extrastrafung immer auffallen mußte. Manche, die weit von der Schule ab wohnten, konnten durch Laufen ihre Mitschüler einholen, wenn die Haft nicht zu lange gedauert hatte. Für manche war die Strafe so schwer, daß sie lieber irgend etwas anderes, selbst die Folter, erduldet hätten. Auch manche Väter haßten es, wenn ihre Buben nicht zur rechten Zeit nach Hause kamen, weil sie dann auch nicht zur rechten Zeit an die Arbeit gehen konnten. Es gibt eben immer Väter, bei denen die Arbeit über alles geht, die ihre Kinder nur als kleine Arbeiter betrachten. Auch sind diese noch heute so stark vertreten, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß es damals auch in Ulm solche gab.

Nur äußerst selten wandte Herr Lehrer H. eine andere Strafe an. Und wenn einmal, dann ließ er den Sträfling während des Unterrichts „herausknien“. Auch für Bosheitsstreiche oder Ungehorsam brachte er seine gewöhnliche Strafe in Anwendung. Dann aber hatten die Sträflinge eine bestimmte Arbeit zu machen, die sie nach Vollendung dem Lehrer entweder ins Haus bringen mußten oder auf sein Pult legen konnten. Lag ein ganz schlimmer Fall vor, dann wurde das Schulzimmer abgeschlossen und die Sträflinge hatten zu warten, bis der Lehrer die Strafkammer wieder öffnete.

Ein schreckliches Ereignis dieses Schuljahrs will ich hier noch erwähnen, weil es eine Mitschülerin betrifft.

Ein elf- oder zwölfjähriges Mädchen wurde von ihren Eltern zu einer Besorgung nach Renchen geschickt. Da es außergewöhnlich lange ausblieb, wurden die Eltern unruhig und sandten einen älteren Sohn aus, nach ihrem Verbleib zu forschen. Der kam bald wieder zurück und meldete, seine Schwester sei um die bestimmte Zeit in dem fraglichen Haus in Renchen gewesen und gleich wieder umgekehrt. Nun erwogen Eltern und Nachbarn alle Möglichkeiten: ob sie sich nicht verirrt oder schon in Renchen den verkehrten Weg eingeschlagen haben möchte? Doch ein Nachbar sagte: „So dumm ist das Mädchen nicht; sie hat den Heimweg schon gewußt und auch gefunden. Dem Kind muß etwas zugestoßen sein, wir wollen auf die Suche gehen.“ Etwa fünf Männer machten sich auf den Weg nach Renchen, um nach ihm Ausschau zu halten. Im Dorf sprach man natürlich überall vom Ausbleiben des Kindes. Einige hatten es hingehen sehen, aber niemand wollte etwas von einer Rückkehr wissen. Die Männer suchten alles ab, jedes Gebüsch am Wege, jeden Seitenpfad. Besonders dort hielt man Vorsicht für geboten, wo der Bach wieder ganz nahe an den Weg herankommt, nur durch einen ziemlich hohen, mit Bäumen und vielem Gesträuch bewachsenen Rain von ihm getrennt. Doch nichts Verdächtiges war zu entdecken. Der nächste Punkt, der besondere Aufmerksamkeit heischte, war der Ansenbach. Ganz nahe bei der Brücke fand man auf der rechten Seite der Straße das Gras des Dammes verrutscht und gleich dabei auch das Gesträuch am Bachrand geknickt und zertreten. Der erste, der in den wasserlosen Bach gesprungen war, rief sogleich: „Hier steckt ein Korb!“ und, noch ehe die andern ihm hatten folgen können, „und hier liegt das Kind!“, nämlich unter der gewölbten Brücke. — Man fand das Mädchen erdrosselt oder auf andere Weise erstickt, da ihm Verschiedenes in den Mund gesteckt worden war. Während einige die Leiche

behutsam heimtrugen, gingen die andern Knechten zu, um den Doktor zur Leichenschau zu rufen und nach dem Mörder zu suchen, der sich sehr wahrscheinlich dahin geflüchtet haben mochte.

Als die Männer mit der Leiche ins Dorf kamen, war durch verschiedenes Hin- und Herreden als bestimmt festgestellt, daß um jene Zeit, als das Mädchen Knechten verließ, der „Dulla“ von Ulm dorthin gegangen sei, und man glaubte allgemein, daß er wohl der Mörder sei. Dieser „Dulla“, den ich unter einem andern Namen nicht kannte, war ein sehr armer Mensch. In einer Art Weitzanz wackelte er immer mit dem Kopf und bewegte Arme und Körper beständig, so daß die Kinder ihn noch mehr fürchteten als bedauerten. Sollte er etwa der Täter sein?

Diese Nachricht und die damit verbundenen Verdachtsgründe brachte gleich einer den nach dem Mörder forschenden Männern nach Knechten nach. Sogleich suchte man nach ihm. In seiner gewöhnlichen Behausung war er nicht zu finden, aber man erfuhr, daß er um die Mittagszeit in ihrer Nähe gesehen worden sei, auf dem für ihn sehr ungewöhnlichen Weg über den Schloßberg kommend und etwas verstört aussehend. Gerade als der Doktor mit einigen Gegenständen, die er zur besseren Entdeckung mitgebracht hatte, wieder in Knechten angekommen war, hatte man auch den „Dulla“ aus seinem Versteck hervorgezogen. Von ihm selbst war kein Geständnis zu erhalten, aber was der Doktor im Munde des Mädchens gefunden hatte, ließ ihn ohne allen Zweifel als den Mörder erkennen. Was mit ihm geschehen ist, weiß ich nicht anzugeben, da in jenen Jahren die Rechtspflege noch keinen tieferen Eindruck auf mich machte. Nur die Schrecklichkeit der Tat ist mir unvergeßlich geblieben.

Um so eindrucksvoller aber war die Begräbnisfeier der Mitschülerin. Alle Schulkinder mußten an der Leichenfeier teilnehmen. Einige Mädchen trugen Blumenkränze,

Rede sehr flug war, will ich nicht entscheiden, dachte aber damals, solches Sticheln hätte ich unter diesen Umständen nicht verdient.

Etwa fünf oder sechs Jahre nach der Mordtat ging ich einmal in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr mit meinem Vater über Renchen nach dem Maimald auf die Wiesen, um zu mähen. Am Ausgang des Orts trafen wir noch vier andere Männer, die zum gleichen Zweck dahin wollten. Jeder hatte eine Sense auf der Schulter, weshalb man weiter auseinander zu gehen pflegte, damit man sich nicht gegenseitig Schaden zufüge. Ich ging links von meinem Vater, die andern uns paarweise voraus. Als wir noch etwa dreißig Schritte von der Brücke entfernt waren, sah ich auf ihrer linken Seite zuerst eine Helle, und als wir näher kamen, ein Licht, wie die Flamme einer Kerze. Unwillkürlich ging ich näher zu meinem Vater hin. Er sprach gerade mit den andern über Dinge, die mich nichts angingen und von denen ich auch nichts aufschnappte. Als wir wieder etwa zwanzig Schritte von der Brücke entfernt waren, wagte ich noch einmal umzuschauen und sah nur noch die Helle wie zuerst. Dann fragte ich meinen Vater, ob er das Licht gleich oberhalb der Brücke im Ansenbach nicht gesehen habe. Er hatte nichts bemerkt. Und als er die andern Männer fragte, wollte ebenfalls keiner von ihnen etwas davon wissen. Es mag ja ein Irrlicht gewesen sein. Wenn aber, warum sah dann keiner von den Männern etwas davon? Das machte mich bedenklich und ängstlich.

Ich hatte nicht geschlafen und auch nicht geträumt, sondern das Licht ganz deutlich und klar gesehen. Noch heute könnte ich den Platz angeben, wo es aufflammte. Aber was ist es gewesen? Eine Vorspiegelung der erregten Einbildungskraft? Selbst jetzt, da ich dies schreibe, kann ich mir darüber nicht klar werden.

Während der zwei Jahre, in denen wir Buben uns der Leitung des Oberlehrers H. erfreuten, wurde der



andere Oberlehrer versetzt. Der neugekommene Herr war ein Mann in den mittleren Jahren, der zu den besten Hoffnungen berechnete. Da ließ möglicherweise Herr Oberlehrer H. sich von der alten Vorliebe zu den Mädchen überwinden und setzte bei der zuständigen Obrigkeit einen abermaligen Wechsel durch. So hatten wir in unserm letzten Jahre wieder einen andern Lehrer, nicht zu unserm Vorteil. Der Mann mochte noch so sehr den Eindruck erwecken, daß er für Knaben passe, aber jeder kann sich täuschen, auch so eine Schulobrigkeit.

Wahrscheinlich veranlaßten den Wechsel ganz andere Gründe. Die Mädchen kamen in ihrem vierzehnten Jahre aus der Schule, die Knaben erst im fünfzehnten. Das brachte eine bedeutende Vermehrung der Schülerzahl in der höchsten Knabenklasse oder, weil manche nicht immer aufstiegen, in den drei letzten Jahren der Knabenschule. Herr Hauptlehrer H. war schon ziemlich alt, deshalb wird man ihm die leichtere Mädchenschule wieder übertragen haben.

Aus diesem meinem letzten Schuljahr ist mir keine besondere Begebenheit oder außergewöhnliche That des Lehrers erinnerlich geblieben. Nur das eine weiß ich noch, daß er uns nicht gefiel. Er war so stolz, so kalt, so liebeleer, daß wir nie Zutrauen zu ihm gewinnen konnten. Unsere Aufgaben machten wir nach bestem Wissen und Können, aber auch gerade so kalt und gleichgültig wie der Lehrer. Wir liebten ihn nicht, nur fürchteten wir ihn, nicht weil er auch ein Folterer gewesen wäre, sondern weil er uns so unnahbar vorkam. Sein Unterricht war gut, vielleicht nur etwas zu hoch für uns arme Landkinder. Er war nach der neuen Art, nach der neuen Mode, wie sie damals ihren Einzug hielt, ein guter Lehrer zum Ausfüllen des Kopfes; das Herz der Kinder aber blieb leer und öde.

In den ersten Jahren meiner Schulzeit gingen die Vormittagschüler jeden Morgen in die heilige Messe. Auf



einmal aber hörte das auf, warum, erfuhren wir Kinder nicht. Es hieß, das nehme zu viel von der kostbaren Unterrichtszeit weg. Wir Kinder kümmerten uns um den Grund dieser Änderung nicht. Viele gingen ohnehin viel lieber in die Schule. Das war auch neumodisch, modern. Und das muß auch unser letzter Lehrer gewesen sein! Oft hörte ich Männer sagen: „Das ist ein moderner.“ Auch unter den Ulmer Männern fand der moderne Geist seine Anhänger, und diese nannte man „die Liberalen“. Diese Wörter kamen mir damals sehr gelehrt vor, heute habe ich ihre ganze Bedeutung kennengelernt.

In den ersten Schuljahren hatten wir jeden Morgen zuerst Katechismus oder Biblische Geschichte, in den späteren kam der Herr Dekan oder der Herr Vikar zweimal in der Woche um die selbe Stunde zum Unterricht. Zuerst erteilte der Lehrer diesen Unterricht auch. Als dann der Geistliche dies tun mußte, blieben die Lehrer immer in der Schule und beobachteten die Kinder. Unser letzter aber entfernte sich immer während dieses Unterrichtes. Zuerst war immer der Herr Dekan die Hauptperson bei der Schulprüfung, später saßen der Bürgermeister mit einem oder zwei Gemeinderäten da und hörten zu, wie der Lehrer fragte und die Kinder antworteten. Da sagten die witzigen in der Klasse manchmal: „Die wissen doch von all dem viel weniger als wir.“ Ob sie ganz Unrecht hatten?

Als wir ein Jahr beim neu(modisch)en Lehrer der allgemeinen Wissenschaft obgelegen, nahte der „schönste Tag des Lebens“, der Tag der ersten heiligen Kommunion, von uns mit um so heißerer Sehnsucht erwartet, als der kalte Winter einer solchen Schule uns nicht nur die Schule, sondern das ganze Leben verefelt hatte. Alle Kinder sehnten sich immer nach diesem Tage, wir glaubten dreifachen Grund dazu zu haben, wenn auch bei dem mangelnden Verständnis dieses Alters das Auge



gleich, überleg dir's recht genau, hat er so gesagt?" Jetzt wurden die Sätze abermals gelesen und, ohne eine Antwort zu erwarten, zum drittenmal. Als ich nun die Frage mit „ja“ beantwortet hatte, änderte einer der Herren die Sätze und fragte mich: „Hat er nicht vielleicht so gesagt?“ Das mußte ich verneinen. Dann fragte ein anderer Herr: „Hat er wirklich gerade so gesagt, und hast du es gerade so verstanden?“ Als ich die Frage abermals mit kräftigem „Ja“ beantwortet hatte, sagte er: „So, mein Junge, jetzt kannst du wieder nach Hause gehen, sage aber nirgends von dem, was du hier gefragt worden bist.“ Dann wurde ich vom Herrn Dekan hinausgelassen und lief nach Hause, während die andern ebenso verhört wurden.

Die Worte selbst kann ich hier nicht wiederholen, weil sie Argerniß erregen würden und damit ja doch keinem der Leser gedient wäre. Sie bezogen sich auf die Mutter Gottes; man sagte uns gleich, als wir sie gehört hatten, wir sollten sie nicht wiederholen. Doch warum das alles? weshalb das Zeugnis von uns Knaben? Die katholischen Bürger in Ulm wollten eben keinen so unkatholischen Lehrer auch noch ferner in der Schule haben, und unser Zeugnis mußte das Schriftstück bestärken, das aufgesetzt worden war, um den neumodischen Lehrer aus dem altmodischen Ulm zu entfernen.





Der Ministrant.



Daß die Liebe „Was“ so sehnlichst gewünscht, daß ich ein recht braver Meßdiener werden möchte, erfüllte sich etwa ein Jahr nach ihrem Tod wenigstens insofern, als ich in ihre Reihen aufgenommen wurde. Ob ich auch der fromme Ministrant ihrer Vorstellungen und Wünsche wurde, bezweifle ich ernsthaft. Noch weniger hätte ich darin erreicht, wenn sie nicht noch nachgeholfen hätte.

Beides zur Aufnahme Notwendige, die Erlaubnis der Eltern und eine Empfehlung des Lehrers, erhielt ich ohne Widerrede. Mit keinem Fürsten auf dieser Erde hätte ich damals getauscht, wenn er mir für meine Ehrenstelle seinen Thron angeboten hätte.

Das war einer meiner ersten Siege. Mit gerechtem Stolz schaute ich auf meine Schulkameraden herüber und dachte dabei: „Ich hab's aber doch viel weiter gebracht als ihr alle!“ Welch eine Ehre, im Chor neben dem Altar knien zu dürfen! Welch eine Auszeichnung, mit dem roten Talar und dem weißen Chorhemd darüber im Angesicht der ganzen Gemeinde zu paradieren! Und welche Freude, am Altar selbst dem Priester das Weinkännchen oder das Rauchfaß zu reichen! Damals war ich so glücklich, wie ich es in meinem spätern Leben nie mehr geworden bin. Jene Stunden der Kindesfreude im Dienste Gottes waren die allerschönsten am ganzen Jugendhimmel.



Es waren immer zehn Ministranten, und kein neuer konnte aufgenommen werden, wenn nicht ein anderer vorher ausgeschieden war. An gewöhnlichen Tagen dienten zwei, an Sonntagen vier, an Feiertagen sechs oder alle. Dabei waren nicht alle Stellen von gleicher Bedeutung, sondern hatten eine große Abstufung. Der Ältere hatte immer die erste Stelle inne. Das „Alter“ bestimmte den Eintritt. Und darin gab's keinen Späß; je höher der Dienst, desto größer die Ehre.

Der Ministrantendienst war eben auch meistens nur ein Ehrendienst, denn die Bezahlung, die er abwarf, war nicht in Anschlag zu bringen. Der Herr Dekan legte wohl von dem Opfer, das er bei Seelenmessen erhielt, manchmal einige Pfennige in die Ministrantenkasse, aber was war das für so viele! Und wenn es geteilt wurde, dann teilten es die sechs ersten unter sich, und die vier Nachkömmlinge hatten das Zu- oder Nachsehen. Doch das verminderte den Eifer der Verkürzten nicht.

Der Dienst war für Werktag und Sonntag genau bestimmt. Wenn aber Feiertage herannahen, dann wurde schon Ausschau gehalten, wen es wohl träfe. Der Mesner aber, der als unser Meister galt, mußte unser Verlangen zu seinem Vorteil auszunützen. Wer recht eifrig sich beim Zieren der Kirche und der Altäre beteiligte, hatte die beste Aussicht auf Erfolg. Da ich nicht weit von der Kirche zu Hause war und schon sowieso sehr viel beim Mesner in seiner Schreinerwerkstatt mich zeigte, war ich bei solchen Arbeiten immer beteiligt und hatte deshalb auch mehr Feiertags Ehren einzuheimsen als mancher andere.

Das Hauptfest, das auch in seiner Vorbereitung die meiste Arbeit mit sich brachte, war das Fronleichnamsfest. Da galt es nicht bloß Kirche und Altäre zu zieren, sondern auch den Prozessionsaltar vor dem Missionskreuz aufzustellen und zu schmücken. Am Vorabend des Festes wurden zuerst grüne Zweige herbeigeschafft, die dann von



Mädchen zu Kränzen verarbeitet wurden. Die Kränze wurden mit Blumen verschönert und an Kreuz und Altar angebracht oder in der Kirche an den Türen aufgehängt. Dieser Arbeit gab ich immer vor allen andern den Vorzug. Manchmal sagte mein Vater: „Du solltest beim Mesner essen, du hast auch für ihn geschafft.“

Solche Reden verstand ich ganz gut und wußte, welches Gewicht ich ihnen beizulegen hatte, trug er doch selbst zur Feier nach Kräften bei. Er hatte als Gärtner immer außergewöhnliche Blumenarten zu Hause, die wir gehührend gießen mußten, darunter einen Schlangenkaktus mit wenigstens hundert Zweigen, der öfters auf dieses Fest in herrlichstem Blütenschmuck stand. Und dann wurde er immer am ersten Altar oben aufgestellt, daß die Schlangenzweige mit ihren schönen roten Blüten herunterhingen und eine prächtige Zierde bildeten. Außer diesem Altar in der Hinterkirch waren noch zwei im Dorf aufgestellt, zu dem einige Nachbarn zusammenhalsen. Der vor dem Missionskreuz bei der Kirche war dem Mesner und seinen Gehilfen überlassen. Da durfte man schon nicht übersehen, daß man gegen drei andere aufkommen mußte, und so war man allseitig bestrebt, den schönsten herauszubringen. Gewiß ein lobenswerter Wettstreit, der überall die Kinder beschäftigte. Für uns war aber die Hauptsache des Festes: die Prozession selbst.

An diesem Feste waren alle zehn im Dienst. Die ältesten hatten die zwei Rauchfässer zu handhaben, die nächsten die Glöcklein und das Weihrauchgefäß, die vier letzten trugen Standarten. Wir alle gingen völlig in unserm Dienste auf. Das Beten selbst kam freilich weniger zu seinem Recht. Der liebe Gott wird wohl unsern Dienst für Gebet angenommen haben, sonst wären wir jedenfalls die letzten gewesen. Wir hätten aber gewünscht, daß jedes Jahr wenigstens viermal „Herrgottstag“ wäre, da es uns viel zu wenig schien, bloß zweimal die schöne Prozession abzuhalten (auch am Oktavtag wurde sie noch



einmal abgehalten, aber ohne Altäre im Freien). An diesem Feste sowie am Patrozinium wurden zur Erhöhung der Festfeier auch Böller abgeschossen. Das war natürlich nicht bloß für uns, sondern für alle Buben von ganz hervorragender Wichtigkeit.

An diesen Festen gingen am Morgen um vier Uhr die beiden Tambours mit ihren Trommeln durch das Dorf. Darauf wurden die vier Glocken geläutet, und als Abschluß der Festeinleitung folgten zehn Böllerschüsse. Während des Gottesdienstes wurde bei den Hauptteilen auch jeweils drei oder mehr Böller abgebrannt. Das geschah immer erst auf dem Kirchplatz. Als aber beim Eintritt der neuen Zeit auch manche etwas nervös geworden waren, mußte das Schießen auf einen Hügel außerhalb des Dorfes verlegt werden. Den Schützen wurden dann ihre Zeiten durch ein Glockenzeichen gemeldet.

Auch bei der Prozession, wenn an den Altären der Segen gegeben wurde, brannten die „Drei“ eine Salve ab. Solange das Schießen auf dem Kirchhof vorgenommen wurde, gab man dem Schützen die Zeit durch ausgestellte Boten an, und an solchen Boten war kein Mangel. Von den Buben, die sich für diesen Dienst gemeldet hatten, mußten immer mehr entlassen werden als verwendet werden konnten. Nach Verlegung des Schützenplatzes erhielt er das Zeichen mit der Glocke, da an dem Tage „oben“ geläutet wurde und die Läuter von dort aus es beobachteten und an der Bewegung des Volkes sehen konnten, wenn der Segen gegeben wurde. Das Läuten dort „oben“ übernahmen immer aufrangierte Ministranten noch wie so eine Nachleistung des bereits verlassenen Dienstes.

Eine weitere Festzeit war die Bittwoche. Weil dann nur zwei oder vier in Dienst treten durften, war jeder ernstlich bemüht, „seinen Morgen“ zeitig auf dem Damm zu sein. Auf der gleichen Stufe wie die Bittwoche stand



auch das Markusfest. Als noch alle fünf Filialen zur Pfarrei Ulm gehörten, waren das hochgeschätzte Feiertage für uns. Am Markusfest ging man in Prozession nach Stadelhofen, in der Bittwoche am Montag nach Tiergarten, am Dienstag nach Erlach, am Mittwoch nach Mösbach und am Donnerstag, also am Christihimmelfahrtsfest, „uns Band“.

An diesen Tagen kamen die betreffenden Gemeinden bald nach sechs Uhr prozessionsweise, ihr Kreuz voraus, in zwei getrennten Reihen zu beiden Seiten des Weges betend nach der Pfarrkirche. Wenn dann das Kreuz einer Gemeinde auf dem Kirchhof sichtbar wurde, so läutete man erst mit der „großen“ und gleich darauf mit „allen“ und zuletzt wieder mit der „großen“ allein. Sobald das Kreuz einer andern Gemeinde erschien, wurde das Läuten wiederholt, und so fort, bis alle fünf Gemeinden da waren. Das war natürlich unsere Sache und eine Ehrensache. Das Geläute hatte auch die Ulmer herbeigerufen; trotzdem wurde noch einmal zusammengekläutet. Dann wurde, gewöhnlich vom Herrn Vikar, die Litanei vorgebetet, und nachher ging man mit der Bittprozession nach dem bestimmten Ort. Bei ihr wurde eifersüchtig die Reihenfolge eingehalten, nicht nur mit den Kreuzen, sondern auch besonders mit den Buben. Immer voran war das Ulmer Kreuz, aber auch die Buben von Ulm. Dann kam das Kreuz der Gemeinde, die an jenem Morgen zuerst in Ulm eingetroffen war, ebenso die Knaben. Auf diese Weise folgten die fünf Gemeinden, mit dem Kreuz und den Knaben wenigstens eine der andern in der Prozession.

Nach der Ankunft am Bestimmungsort hielt der Herr Vikar die Bittmesse. Da die aufgesuchten Kirchlein viel zu klein waren, um alle zu fassen, durften gewöhnlich bloß die älteren Leute herein, die andern standen ums Kirchlein herum. Von uns „Zehn“ erhielten nur jene zwei Zutritt, die den Herrn Vikar an diesem Tag be-

gleiteten. Wir Kinder suchten dann die Weckenverkäuferinnen auf, von denen sich immer drei oder vier eingefunden hatten. An solchen Kirchenfesten kam auch der Magen nicht zu kurz. Bei der Prozession auf dem Rückweg gingen Kreuz und Leute der Gemeinde wieder mit bis vor das Dorf hinaus, traten dann auf die Seite, ließen die ganze Prozession vorbei und begaben sich nach Hause. Jede der Filialgemeinden verabschiedete sich dort, wo der nächste Heimweg vom allgemeinen abzweigte. Eine oder mehrere mußten mit den Ulmern jeweils wieder bis nach Ulm zurück, wo sie sich dann beim Rathaus trennten und der Heimat zuwanderten. War man so auf dem Heimweg ins Dorf gekommen, dann liefen vier von den „Zehn“ voraus, um auf bereits angegebene Weise das „Einläuten“ zu besorgen. Dann dauerte es auch nicht mehr lange, bis wir die Gfuhrglocke, die Ankündigerin des Mittagsmahles, zu hören bekamen.

Die Bandprozession am Himmelfahrtstag nahm einen ziemlich langen Weg und berührte vier der Filialgemeinden, indem sie durch ihre Gemarkungen ging. Nachdem sich am Morgen alle in Ulm eingefunden hatten, war das Hochamt und dann die Prozession. Man ging auf dem Oberkirchweg nach Haslach. Wo am Westende das Dorf berührt wurde, steht ein Steinkreuz, vor welchem die erste Station gehalten wurde. Dabei setzten diese vier Gemeinden ihren Stolz darein, den schönsten Altar zu haben. Wie am Fronleichnamsfest in Ulm, so wurden an diesem Tag im Weichbild jeder dieser vier Gemeinden ein solcher errichtet. Bei diesen Altären wurde dann Halt gemacht, vom Priester ein auf den Landbau und die Früchte des Feldes bezugnehmendes Kapitel aus dem Evangelium vorgelesen und nebst andern Gebeten mit einer Kreuzpartikel der Segen gegeben. An dem Altar in Haslach sah ich Weinreben mit frischen Schossen, an denen ganz frisch aussehende Trauben hingen. Mein Vater sagte,



das feien Trauben vom Vorjahr, die während des Winters in einem geschwefelten Faß aufgehängt waren.

Die zweite Station war beim Tiergärter Kreuz, etwa fünf Minuten westlich vom Dorf an einer Straßenkreuzung. Von da ging's dann südwestlich bis auf die Straße Renchen-Oppenau und auf ihr noch ein Stück entlang bis zum Stadelhoferkreuz, das an jener Stelle der Straße errichtet worden war, wo der Oberweg nach dem Dorfe abbiegt. Uebermals eine gute Viertelftunde von da westlich gehend, kam man zum Erlacherkreuz, das auf der Nordostseite der Straßenkreuzung mit dem Weg „Ulm-Erlach“ unter einer stattlichen Linde stand und an diesem Tag ebenfalls einen Altarschmuck erhalten hatte. Nachdem an dieser letzten Station die Gebete verrichtet und der Segen gegeben war, teilte sich die Prozession in drei Teile. Der Hauptteil bewegte sich nördlich mit den Kreuzen und fliegenden Fahnen von Ulm, Haslach und Mösbach Ulm zu. Die Erlacher gingen südlich ihrem Dorf zu und die beiden andern wieder auf derselben Straße, auf der sie gekommen war, zurück. Wo der Weg Ulm-Stadelhofen die Straße kreuzt, teilte sich diese abermals, und beide Teile gingen ihrer Heimat zu. Am Eingang des Dorfes Ulm gingen die Haslacher östlich ab, beim Rathaus die Mösbacher nördlich, und nur noch ein kleiner Teil mit Kreuz, vier Fahnen und fünf Standarten hielt mit dem Priester und den vier Glücklichen bis zur Kirche aus. Jeder war müde, besonders aber die Fahnenträger. Das war aber immer eine trostvolle Müdigkeit.

Nachdem sich die vier Filialen von Ulm getrennt hatten, wurden auch die Prozessionswege geändert. Man ging noch zweimal nach Haslach und die andern Tage durch die Felder und kehrte wieder für die Bittmesse nach der Kirche zurück. Auch die „Bandprozession“ wurde auf ganz andere Wege verlegt. Das aber wollte allen alten Leuten gar nicht gefallen, obwohl es ja ganz das-

selbe für sie alle sein mußte. Das Alter gewöhnt sich eben sehr schwer an solche Neuerungen. Trotzdem ich damals noch jung war, gefiel's auch mir nicht, doch ich vergaß es bald und gewöhnte mich rasch wie alle Jüngend ans Neue.

Bei der Trennung hatte Mösbach noch keine Kirche. Es wurde erst eine gebaut. Ohne Kirche hatten sie auch keine Verwendung für Ministranten. Etwa sechs Knaben von dort kamen jeden Sonntag zu uns, um in unserer Gesellschaft ihre Kunst zu lernen. Als nun die Kirchweih herankam, glaubten wir die Mösbacher noch so ungeschickt für die hohe Aufgabe bei so einer Festlichkeit. Aber was war das für eine Enttäuschung für uns, als an jenem Morgen die Mösbacher in ihren neuen Talarren und feinen Spitzenhemdchen mit den geistlichen Herren in der Prozession von der Ulmer Kirche aus dort hinmarschierten und wir alle mit neidischen Augen das Nachsehen hatten! Doch das Hingehen und Zusehen konnte uns niemand wehren, und so schloß ich mich der Prozession an. — Aber o weh, die Kirche war verschlossen, niemand wurde eingelassen. Als nun die Priester und Sänger um die Kirche herumgingen, wollte ich doch auch etwas sehen und drängte mich ziemlich weit vor, aber nicht zu meinem Vorteil, den zwischen den erwachsenen Leuten sah ich erst recht nichts. Doch es kam noch schlimmer: Als die Haupttüre geöffnet wurde, entstand eine solche „Drangsal“, daß ich kleiner Kerl fast nicht mehr atmen konnte. Ich schrie und bat, mich doch um Gottes willen hinaus zu lassen. Aber jene, die mich hörten und mir auch gerne zu Willen gewesen wären, hatten gerade so wenig Macht über sich selbst wie ich auch, sie wurden von den Nachfolgenden einfach fortgeschoben nach der Kirchthüre hin. Mein Schieben aber zielte nach der andern Richtung. Nach fast übermäßiger Anstrengung gelang's mir auch, das Freie, die Freiheit, zu erreichen. Wie dankte ich Gott, als ich dieser Gefahr glücklich ent-



ronnen! Das war auch eine Ministrantenerfahrung, aber außer Dienst. Vergessen habe ich sie nie.

Eine andere Vergünstigung, die aber nur den Vormittagschülern zu Nutzen kam, bestand in der halben Stunde Dienstzeit und Schulfreiheit, die jeden Morgen wenigstens dreien zuteil wurde. Was dadurch in der Schule versäumt worden, mußte auf andere Art wieder eingeholt werden; aber die Ministranten waren gewöhnlich auch Schüler, die sich das leicht leisten konnten. Sonst hätte der Lehrer, der vorher gefragt werden mußte, gegen die Einstellung Einsprache erhoben. Wer aber einmal als Ministrant angenommen war, der blieb gewöhnlich im Amt bis zur ersten heiligen Kommunion. Die Entlassung aus der Schule zog auch die Entlassung aus dem Ministrantendienst nach sich, weil die Buben nachher zur Arbeit verwendet wurden. Nur von einem weiß ich, der noch nachher weiter diente, weil er beim Herr Vikar Lateinstunden bekam und so doch jeden Morgen einen weiten Weg zur Kirche machte.

Mein bester Kamerad unter den Ministranten, der auch sehr nahe bei der Kirche wohnte und vielleicht noch eine bessere Dienstzeit und mehr Dienstage hinter sich hatte, kam einmal mit mir überein, einen kleinen Bubenstreich zu verüben. Nach einer altüblichen Gewohnheit reichte nach einem Hochzeitsamt der erste Ministrant das Kreuzifixbild, wie es in dem kleinen Meßbuch abgebildet ist, der Braut zum Kusse dar. Diese legte dann gewöhnlich ein Geldstück in das Buch, das aber jeweils der Mesner in Empfang nahm. Wir sprachen oft unter uns davon, warum wir da immer leer ausgehen sollten, da doch immer einer von uns den Dienst tun müsse, und meinten, der Mesner solle sich sein Geld selber holen. Es mag ein Stück „Liberalismus“ gewesen sein, „Sozialismus“ war es sicher nicht. Aber diese Reden blieben auch nicht ohne Folgen. Als eines schönen Morgens mein Kamerad und ich bei einem Hochzeitsamt Dienst taten, teilten wir

nachher den Betrag des Brautgeschenkcs. Mein Amtsbruder schob einfach das Geld in seine Hand und überreichte dem Mesner das leere Buch. Schleunigst machten wir uns aus dem Staub, jedenfalls etwas schneller als sonst. Das erregte gleich des Meisters Verdacht. Als er im Buche nichts fand, konnte er nicht wissen, ob die Braut auch wirklich nichts hineingelegt habe. Als er aber unseres Bubenstreiches sicher war, nahm er uns ins Verhör. Wir meinten, eine solche Belohnung längst verdient, sie aber nicht erhalten zu haben. Er pochte auf sein altes Gewohnheitsrecht und war durchaus nicht geneigt, es uns auch nur einmal abzutreten. Ob wir ihm die paar Bier Groschen wieder gegeben hätten — hätten wir gewußt, was er wegen der Kleinigkeit für Staub aufwirbelte? Als er das Geld hatte, erfuhren wir erst, daß er unsern Eltern, ja sogar dem Herrn Pfarrer unsere Unterschlagung mitgeteilt habe. Mein Vater hatte ihm erwidert: „Du mußt du halt das nächstemal den Groschen selbst holen gehen!“ Mir aber sagte er in der Privataudienz etwas ganz anderes, was ja unter den Umständen auch nur für mich paßte. Deshalb will ich's hier lieber übergehen.

Der Streich, der uns gewiß nicht als ein Verbrechen angerechnet werden konnte, war die Veranlassung zum vorzeitigen Austritt aus dem Dienst, etwa zwei Monate vor der ersten heiligen Kommunion. Unser Verlust war nicht sehr groß, aber der Herr Mesner hatte seine zwei besten Gehilfen bei seinen andern Kirchenarbeiten verloren. Bald nachher sah er selber ein, daß er seine Weisheit am besten für sich behalten hätte; denn man sprach allgemein darüber, ergriff aber meist unsere Partei, nicht weil wir recht hätten, sondern weil er so viel „Lärmen um nichts“ gemacht hatte.

Wir beide glaubten damals, eine große Heldentat zu verüben, wir wollten uns auf den Gaul werfen und davonreiten, gerieten aber auf den Bock und fielen in die Grube.

Trotzdem waren wir aber nicht wenig stolz auf unsere Leistung, wenigstens für einige Tage. Ob mein Freund Ludwig sich auch noch dieser Ministrantengroßtat erinnern mag?

Noch eine Begebenheit, die ich als ganz hervorragend betrachtete, will ich hier berichten, wenn sie auch nicht gerade ins Ministrantenleben fällt: eine Primiz in meiner Heimat. Den nunmehrigen Neupriester hatte ich einige Male in Ferien zu Hause gesehen. Als die Zeit seines schönen Siegestages herannahte, sprach man ziemlich allgemein im Ort vom Festtage und seinen Vorbereitungen. Mit meinem Freunde Johann, dem Schwager des Mesners, wollte ich etwas Außergewöhnliches schaffen, einen Springbrunnen bei der Kirche. Mehr als ein Jahr war über meinen bereits wieder vergessenen Gewaltstreich dahingegangen, und ich verkehrte in Mesners Haus wieder wie früher, besonders aber viel mit Freund Johann, der etwa zwei Jahre älter war als ich. Mit ihm hatte ich mich besprochen und seine Zusage zur Mithilfe erlangt.

Am Vorabend des Festes wurden, ähnlich wie für das Fronleichnamsfest, Maien herbeigeschafft und Kränze gemacht. Ich hatte aber eine noch recht schwierige Arbeit zu besorgen, mit der ich nicht bis auf den letzten Tag warten durfte, denn wir mußten für unsere geplante Wasserleitung einen Schlauch haben und wußten keinen andern zu bekommen, als einen, der zur Feuerspritze gehörte. Als ich herausgebracht hatte, wann der Gemeinderat beisammen sei, nahm ich mir die Freiheit, die Herren auf dem Rathaus zu besuchen und ihnen mein Anliegen vorzutragen. Sie machten etwas große Augen, als ich durch den Ratsdiener eingelassen wurde. Da alle nach mir hinschauten und mit verwundertem Blick auf mein Begehren warteten, begann ich sofort meine etwas überlegte Rede: „Meine hohen Herrn, entschuldigen Sie die Störung eines jungen Bürgersohnes. Das herannahende

füllen, war eine nicht zu unterschätzende Arbeit. Mit Eimern trugen wir das Wasser von allen Brunnen der Nachbarschaft herbei und machten manchen Gang, bis es soweit war. Doch unter diesen Umständen war es uns nicht zuviel.

Den Schlauch außen am Turm verkleideten wir mit Maien und anderem Gesträuch, ebenso das auf dem Boden liegende Stück. Als seine Länge kein weiteres Vorgehen mehr erlaubte, richteten wir die Mündung nach oben und versahen sie mit einem ganz kleinen Mundstück, das wir mit Steinen umgaben. Diese verdeckten wir wieder mit Moos und Laub. Alle diese kleinen Teile prüften wir schon vorher auf ihre Leistungsfähigkeit. Alles war bereit, und mit freudiger Erwartung begrüßten wir den Morgen des Festes.

Freund Johann, der auch den Schlüssel zum Turm bei sich trug, hatte den Auftrag, den Kran aufzudrehen, wenn der Festzug sich der Kirche näherte. Der Primiziant wurde in Prozession bei der Schule abgeholt und mit Musik zur Kirche geleitet. Ich war damals Tambour bei der Musik und deshalb in der Prozession. Als wir vorbeigingen, bemerkte ich, daß das Wasser etwa sechs oder sieben Fuß hoch aufsprang, und alles freute sich über den wohl gelungenen Plan. Besonders dem jungen Priester soll die Guldigung sehr gut gefallen haben. Als die Prozession vorüber war, drehte Johann den Strom ab, um ihn nach Vollendung des Gottesdienstes wieder spielen zu lassen, weil dann der geistliche Herr abermals da vorbeigeleitet wurde. Der Turmsee aber war nicht mehr großer Abgaben fähig, da der Vorrat beinahe erschöpft und der Zufluß zu gering war. Doch der See und die ganze Anlage hatten ihren Dienst vollauf getan. Der Brunnen hatte allgemein befriedigt, und wir waren dadurch hinreichend belohnt. Noch am selben Abend war der Schlauch wieder an seinem Ort. Die andern Aufräumarbeiten wurden auf den nächsten Tag verschoben. Den hochwürdigen



Herrn Primizianten habe ich nachher nicht mehr gesehen. Als ich ihn im Jahre 1897 in seinem Pfarrhof ganz in der Nähe von Freiburg besuchen wollte, war er nicht zu Hause, was mir leid tat und auch er sehr bedauerte, als er später von meinem Besuch erfuhr. Heute, da ich dieses schreibe, ist er schon mehrere Jahre in der Ewigkeit. Gott hab ihn selig!





Ausflüge.



Als mit dem Eintritt der Neuzeit manches in der Schulordnung geändert wurde, fragten wir Kinder nicht nach dem „Warum“ und „Wegen was“, sondern suchten uns mit dem zurechtzufinden, was uns am meisten gefiel. Dazu gehörten besonders die Ausflüge, die wir jedes Jahr ein- oder mehrmals machen durften. Da gingen alle oder doch die Schüler aus einer Schule miteinander an einen den meisten noch unbekannten oder doch sehenswerten Ort, an Punkte des Ulmhardt mit schöner Aussicht auf die Gegend, in ein oder das andere Dorf, oder an den Rhein und nach Straßburg.

Diese Gänge wurden zu Fuß gemacht. Zu manch einem Ausflug aber waren unsere Füße auch noch zu jung und hätten auf den Heimweg nicht ausgehalten. Da rüsteten dann einige Bauern ihre Wagen mit möglichst vielen Sitzen aus und fuhren uns in die Nähe des Zieles. Einmal galt's dem „Mummelsee“, ein andermal der „Windeck“. Wir hatten vorher schon so viel vom Mummelsee gehört, daß dieser Ausflug uns dreifaches Vergnügen bereitete. Auf der Fahrt dahin ging's zuerst durch Mösbach. Am Eingang des Dorfes sangen wir Lieder, so daß die Einwohner neugierig vor ihren Häusern erschienen. Auch der Herr Pfarrer stand vor dem Haus und erwiderte freundlich den christlichen Gruß, den wir wie einstimmig ihm zuriefen. Als wir bei der

Wirtschaft auf den Kappelweg einlenkten und durch das Oberdorf fuhren, rief man uns oft zu: „Glückauf zur Fahrt!“ Oft antworteten wir mit einem kleinen Vers, den wir eintönig sangen:

„Wir danken dir, wir danken dir
Für deinen schönen Gruß.
Es geht ja auch viel besser so,
Als wenn es ging zu Fuß.“

Bald kamen wir auf die Straße, die uns nach dem Bestimmungsorte führen sollte. Da gab's manch neugieriges Gesicht und oft die Frage: „Wo gen Er na?“ Und vielstimmig war die Antwort: „Zum Mummelsee.“ Für die Schönheiten der Natur waren wir noch nicht sehr empfänglich, wenn aber etwas uns Fremdartiges sich zeigte, streckten wir doch unsere Köpfe empor, z. B. beim Schloß, das auf der rechten Seite der Straße so majestätisch und ganz neu ausschauend auf einem steilen Hügel sich erhebt und gleichsam den Eingang des Städtchens Kappel bewacht; von ihm läßt sich sagen, was von sehr wenigen seinesgleichen gesagt werden kann, daß es bewohnt ist.

In der Schule hatten wir ja oft vom Großherzoglichen Schloß oder von Kaiser- und Königsschlössern gehört, aber von Schlössern für ganz gewöhnliche Leute wußten wir nicht viel. Einige fragten denn auch, ob dies dem Großherzog gehöre. Einer auf unserm Wagen sagte: „Das gehört einem Bauer, der mehr Geld hat als die andern.“ Nach dem Ausflug erfuhren wir in der Geschichtsklasse manches über Schloß und Städtchen Kappel. Das Schloß wurde schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von einem der Röder erbaut. Das Stammschloß der Röder war Hohenrode, jetzt nur noch eine Ruine. Um jene Zeit stiegen viele von ihren Hochburgen herab und erbauten sich ihre Schlösser auf kleineren Bergfegeln. Auch die Ulmburg entstand auf diese Art. Das Schloß Rodeck war über zweihundert

Jahre lang bis in den Anfang des letzten Jahrhunderts im Besitze derer „von Neuenstein“ Mit dem zu seinen Füßen sich ausdehnenden Kappel hielt es manches aus, wies aber nicht minder manchen Ansturm ab, besonders, als im Bauernkrieg die Franzosen in das Tal hereinstürmten, aber von den wackern Bürgern Kappels und den Bauern aus dem Kapplertal mit starker Faust heimgeschickt wurden.

Kappel liegt auf der Südseite der Acher und bildet mit Kapplertal und Ottenhöfen eine schöne Pfarrei. Die Kirche aber steht etwas hinter den Häusern versteckt. Auf der Fahrt durch das Städtchen war uns strengste Ruhe zur Pflicht gemacht. Deshalb beredeten die Kappeler wohl nicht weniger neugierig das Ziel unserer Fahrt. Einer oder der andere fragte auch wohl den Fuhrmann eines Wagens: „Wo gent Ihr hin?“ „Wir müssen das Volk nach Wolfsbrunnen fahren. Viele wollen den Mummelsee ansehen. Isch halt mal so en' Idee.“

Wenn durch das Städtle die Wagen langsam fuhren, so wurde wieder schneller drauflosgefahren, als wir, die Acher hinter uns, ins Kapplertal hineinfuhren. Hier fängt die Gegend schon an, wechselreich zu werden. Rechts und links erheben sich Berge mit den zerstreut daranhängenden Bauernhöfen. Die meisten von uns hatten solche Berge nur von der Ferne gesehen, deshalb weckte die veränderte Aussicht auch immer neues Staunen auf den Wagen. Vor der Biegung, glaubten wir, höre das Tal auf, aber es ging bloß etwas links weiter. Das sind die sogenannten Ottenhöfe, lauter Bauernhöfe an den Bergseiten und eine Wirtschaft an der Straße. Immer mehr steigt der Weg, zuerst östlich, dann nördlich, dann wieder östlich hinführend in den Seebach. Da wurde das erste Mal angehalten.

Alle stiegen ab. Die meisten waren eine so lange Fahrt nicht gewohnt und freuten sich der wohlthuenden Ruhe. Als einige von uns sich Gewißheit über die



Dauer des Aufenthaltes verschafft hatten, sagten wir dem Fuhrmann unseres Wagens, wir wollten einstweilen vorausgehen, würden aber wieder aufsitzen, wenn die Wagen uns eingeholt hätten. Etwa zehn von uns Kameraden machten sich zu Fuß auf den Weg, dem ersehnten Ziele zu. Die Straße windet sich bis zum Wolfsbrunnen nach allen Himmelsgegenden, immer aufwärtsstrebend zwischen den Bergen hin. Da warteten wir auf die nachkommenden Wagen. Unser Fuhrmann hatte auch ohne uns eine gute Ladung gehabt, da er sieben von den andern Wagen aufgenommen hatte.

Hier am Ziel der Wagenfahrt wurden die Pferde ausgespannt. Auch unsere Erfrischungszeit war gekommen. Alle griffen rasch nach ihren mitgebrachten Eßwaren. Einige hatten auch Geld und konnten sich in der Wirt schaft etwas kaufen. Nach der allgemeinen Stärkung machten wir uns auf den Weg zum See. Viele von den Kindern blieben bei der Wirt schaft, während die andern, fast alles Knaben, sich zum Aufstieg bereit machten. Der Weg war steil und nicht ohne Beschwerde. Den See selbst hatte ich mir freilich viel größer vor gestellt. Man hatte immer davon gesprochen, daß der Weg um ihn herum eine gute Viertelstunde in Anspruch nehme. Er wäre aber gewiß in fünf Minuten zu machen, wenn nicht das ganze Ufer mit Steinblöcken be lagert wäre. Das Wasser sieht ganz dunkel aus, weil ein dichter Tannenwald ihn umgibt und deshalb kaum ein Sonnenstrahl niederdringen kann. Die Aussicht in das Rheintal behindert der Wald außer in dem nahen Sandsteinbruch. Selbst dort ist sie beschränkt, weil er sich etwas zu tief in den Berg hineingearbeitet hat.

Der See hat einen Ausfluß im Seebächlein, das sich im sogenannten „Tal“ in die Acher ergießt. Zufluß hat er nicht, aber der Dorfgrund des nebenan liegenden Bergrückens „Hornisgrinde“ führt ihm auch im Hochsommer hinreichend Wasser zu.



Diesen Berg mit seinem Aussichtshaus bestiegen wir nicht, wiewohl wir nur etwa eine Stunde gebraucht hätten. Die herrliche Aussicht über das Rheintal und den ganzen südlichen Schwarzwald bis an die Schweizer Alpen hin hätte einen selbst beschwerlichen Aufstieg hinreichend bezahlt. Ob der Tag nicht hell und klar genug war? Oder war ein Verbot der Obrigkeit oder Zeitmangel der Grund?

Wir machten noch dem naheliegenden Steinbruch unsere Aufwartung. Dann ging's wieder abwärts zum Wolfsbrunnen. Mit Ungeduld hatte man auf uns gewartet. Die Pferde wurden eingespannt, und wir alle suchten unsere Sitze wieder zu erobern. Noch eine beruhigende Heerschau über die Häupter aller Lieben, dann rollten die Wagen wieder westwärts der lieben Heimat zu. Nach Hause laufen die Pferde besser, sagt jeder Fuhrmann, und das war auch auf unserer Heimfahrt der Fall. Zudem ging es fast den ganzen Weg abwärts, so daß wir ungefähr in der halben Hinfahrtszeit heimkehrten. Alles war froh, und munter erschallten die Lieder aus den Kehlen der Kinder, an den Bergwänden widerhallend.

In jedem Ort oder Zinken stimmten wir wieder Lieder an, sogar Kappel beehrten wir damit. Auch Mössbach durfte nicht leer ausgehen. Da der Ort aber ziemlich weit durchfahren werden mußte, so begannen wir das alte Lied wieder von vornen. Die schöne frische Luft und die Abwechslung des Tages hatte uns alle aufgeheitert. Ihren Höhepunkt aber erreichte die Freude, als wir laut jubelnd Ulm, unsere Vaterstadt, wieder erreichten.

Die nächsten Tage noch zehrten in der Schule Naturlehre und Geschichte vom Besuch des Sees. Doch gab's vom See selbst sehr wenig zu sagen, mehr von seiner Umgebung, besonders von der höchsten Erhebung des nördlichen Schwarzwaldes, der Hornisgrinde. Dieser

nach Norden sich hinziehende Bergrücken ist von ganz eigenartiger Bodenbeschaffenheit. Über den umstehenden Tannenwald emporragend, ist er nur mit Segföhren und der in der höchsten Nordwelt gedeihenden Eberesche bestanden. Dazwischen findet sich das Heidekraut und Borstengras, manchmal auch die Binse. Auf der Westseite steil abfallend, trägt der Berg, gleich einer kahlen Wiese, oft Neuschnee, den Vorläufer des Winters. Hatten im Oktober oder November kalte Nebel ihn einige Tage verhüllt, dann hielten wir am ersten klaren Tage immer gleich Ausschau nach seiner weißen Kappe, die er von Oktober bis im April zu tragen pflegte.

Die weiße Zipseltappe der Hornisgrinde, wie seine Schneedecke bei uns gern genannt wurde, war manchmal der Anlaß eines Wizes. So kann ich mich erinnern, daß mein Vater einmal mit einem seiner alten Kame-
raden sich einen solchen leistete. Man sprach unter an-
derm auch vom schönen Frühjahrswetter. Da sagte er:
„Es ist nicht so gewaltig mit dem vorgerückten Früh-
jahr, am Gätweg kann ich dir unter einer Scholle noch
Schnee zeigen.“ Das war den andern denn doch zu
stark. Nach kurzem Hin- und Herreden machten sie eine
Wette, daß er wirklich den Schnee vorzeige oder eine
Maß Wein bezahle. „Wer bezahlt die Maß, wenn
ich mein Wort halte?“ fragte mein Vater. „Die be-
zahle ich“, entgegnete ein anderer. Jetzt ging's an den
Gätweg, die beiden Beteiligten voraus und die andern
drei als unparteiische Zeugen. Auf dem Weg dahin
schlossen sich noch einige an, die wissen wollten, was wir
fünf wohl im Schilde führten. Man sprach vom sichern
Gewinnen des einen, der meinem Vater entgegenstand,
da ja doch unmöglich am Gätweg noch Schnee zu sehen
sei. „Da steckt was dahinter“, meinte einer der Neu-
hinzugekommenen, „dem Benjamin ist nicht zu trauen.“
Als mein Vater den Augenblick für günstig fand und
neben dem Weg die nötige Grundscholle bemerkte, sagte

er: „Da komm her!“, ergriff seinen alten Kameraden mit der Linken und ließ ihn nach Osten schauen, mit der Rechten nahm er eine Scholle, legte sie dem andern auf den Kopf und sagte: „Siehst du den Schnee auf der Hornisgrinde, oder denkst du, es sei Mehl?“ Alle andern hatten zu entscheiden, aber alle sagten: „Der Bene hat gewonnen. Ja, Peter, mit dem ist nicht gut Kirschen essen.“

Über die Bedeutung des Namens „Hornisgrinde“ erfuhr ich mehr in der Schule meines Vaters als in der andern. Er sagte manchmal, wenn wir nicht ganz brav und folgsam waren: „Ich hau dir eine über den Grind, daß dir Hören und Sehen vergeht.“ Was für ein Grind das sei, mußten wir da immer ganz gut. Und weil der Berg sich wie ein Horn auf dem nördlichen Schwarzwald erhebt oder lang hinstreckt, verstanden wir auch den Zusammenhang dieser beiden Wörter mit dem Namen des Berges. Über den ringsum sichtbaren Aussichtsturm auf seinen Gipfel hatte mein Vater auch seine besondere Erklärung. Als es noch keinen elektrischen Telegraphen gegeben habe, soll man von dort aus sich in einer Art Zeichensprache mit Straßburg verständigt haben. Auf dem Münsterturm dort habe die gleiche Einrichtung bestanden, mit der man große, weithin erkennliche Buchstaben machen konnte. An der Wahrheit dieser Erklärung zweifelte ich nie.

Der Mummelsee ist von einem Sagenkreis umwoben, wie nicht leicht ein anderer Ort. Der Name soll von dem mit seinen Töchtern in der Tiefe des Sees wohnenden „Mummel“ herrühren, ist aber jedenfalls von dem Murren oder Murmeln des durch die Tannen streichenden Windes hergeleitet. Schon die Römer sollen den See gekannt und ihn „wunderbar“ genannt haben. Wenn der See in alten Zeiten durch einen warmen Regen im Frühjahr und die schnelle Schneeschmelze auf dem hinter ihm liegenden Berge über die Ufer stieg, und das nahe-



liegende Thal überflutete, dann meinten die Bewohner, das hätte der „Mummel“ mit seinen Töchtern getan. Die Töchter des Mummel, Mümmelchen genannt, sollen in früheren Zeiten oft das naheliegende Seebachtal besucht haben. Ihr liebster Besuch an den langen Winterabenden galt den Spinnstuben. Sie erschienen immer als weißgekleidete Jungfern, die sich aber Punkt elf Uhr wieder auf den Heimweg machten. Ein Junge, in ihrer eine verliebt, wollte die Geliebte, die sich durch kein Zureden mit ihren Gefährtinnen mehr bereden ließ, doch länger festhalten und drehte einmal die Uhr um eine Stunde zurück. So blieben dann die Mümmelchen gestört bis Mitternacht. Am nächsten Tage soll ein Holzhacker, der am See vorbeiging, in seiner Tiefe Wehklagen vernommen haben. Der Junge, der den Betrug mit der Uhr begangen hatte, starb drei Tage nachher, und die Mümmelchen sah man seither im Seebach nimmer mehr. So sagt die Sage.

Sie ist nicht ganz ohne Bedeutung und Lehre. Wie schön ist darin der Betrug auch im kleinen als schädlich gekennzeichnet, ebenso das folgenschwere allzulange Auskosten von sonst ganz unschuldigen Vergnügen! Im Jahrhundert der hellsten Aufklärung wird man wohl keinen Besucher des Mummelsee mit dieser Sage mehr an die dunklen, alten Zeiten erinnern. Mir selbst wird man's hoffentlich auch in diesem erleuchteten Jahrhundert nicht als Verbreitung der Finsternis ankreiden, wenn ich rückblickend erzähle, was mir in meiner Jugend gefallen.

Der schönste Ausflug unserer Schuljahre war der zur Windeck. Der Weg dahin war weit, aber eben und daher für die Fuhrwerke nicht so beschwerlich. Auch jetzt ging es über Mössbach, das wir mit zwei oder drei Strophen des Liedes „Hinaus in die Ferne“ begrüßten, munter Oberachern zustuernd. Hier erreichten wir die Kapplertalstraße und auf ihr in westlicher Richtung auch bald Achern. Wenn in Oberachern noch



ein Lied durch die Luft erschallen durfte, so war das im Städtchen strengstens untersagt. Hatte dieser Befehl in untertäniger Dörflichkeit und allzugroßer Städterehrfurcht seinen Grund? Wäre unser Gesang den feinen Ohren der Städter unerträglich gewesen? oder hätten wir damit den Oberamtmann zuviel in seinen höheren Arbeiten gestört? oder ob die das Städtchen bewachenden Gendarmen — ob man dieses Wort auch noch versteht im lieben Deutschen Reich? (Gewiß, gewiß! D. H.) — uns alle miteinander als Ruhestörer hinter Schloß und Riegel gesetzt hätten? Jedenfalls hätten die Gerichtsverhandlungen usw. mehr Ruhestörung veranlaßt als ein unschuldiges Lied froher Dorfsinder. Unser Lehrkörper könnte vielleicht selbst den Grund seines Befehles zur „Achernstille“ nicht angeben.

Bald lag die Stadt mit der bedrückenden Stille südlich hinter uns; unsere Aufmerksamkeit fesselte das Turennedenkmal bei Sasbach. Die Stelle, wo im Jahre 1675 Marschall Turenne von einem Ast erschlagen wurde (nach Gottes Fügung war eine Kugel zu ehrenhaft für ihn), wurde von Frankreich im Anfang des letzten Jahrhunderts angekauft und darauf ein Obelisk errichtet. Neben dem Stein steht das Häuschen des Wächters dieser von den Franzosen verehrten Stätte. Der Wächter des Ortes hat auch für seinen Schmuck zu sorgen. Das hat er wohl redlich getan, denn der Platz ist sehr schön gehalten. Alles das beschäftigte uns aber nicht so sehr, als der Mann selbst in seiner uns zwar nicht ganz unbekannten französischen Kleidung!

Frankreich hatte wohl gute Gründe, beständig einen Wächter hier zu halten. Wenn man damals bei uns auch noch gut französisch gesinnt war, so hätte man doch jenes Denkmal nicht so ganz unbeachtet gelassen, nicht weil es französisch ist, sondern weil es den größten Verwüster des badischen Landes verherrlicht. Nachdem dieser Turenne bei Breisach ins Badische eingefallen, Freiburg



schwer beschädigt, von dort aus seinen Weg nach Norden mit lauter schauderhaften Greuelthaten bezeichnet und in alle Täler eingedrungen, um überall seine „Heldenhaftigkeit“ fühlen zu lassen, verweigerte Gottes Gericht diesem unmenschlichen Soldaten den Tod eines Helden.

Etwa sechs Jahre nach unserem Besuch auf der Windeck versuchten die Franzosen abermals, die Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts zu wiederholen und das Werk Turennes zu vollenden, aber es gelang ihnen nicht, die Preußen kamen ihnen zuvor. Wenn das anders gekommen wäre, was sollte wohl aus dem Turenne-Denkmal geworden sein? So viel ich weiß, wissen die Deutschen auch jetzt noch französisches Eigenthum zu achten und lassen den Gedenkstein des Wüterichs ruhig stehen.

Während ich das erzähle, sind wir schon singend in Sasbach eingefahren. Defan Venders Studenten störten wir damals durch unsern Gesang noch nicht. Rechtsab etwas in das Tal hinein gebettet, liegt Erlensbad. An ihm vorbei führt der Weg nach Lauf, der Heimat des erst kürzlich in die allgemeine Heimat abgerufenen Herrn Karl Ernst¹. Ganz nahe dabei erhebt sich die Ruine von Neumündeck, gewöhnlich seiner Nachbarschaft wegen das „Lauser Schloß“ genannt.

Diese Orte ließen wir alle rechts liegen und kamen ohne weitere Anstrengungen nach Ottersweier und bald unter Ottersweier zur Lindenkirche, die etwas von der Straße ostwärts gerade neben unserm Weg nach Kappel stand. Da hielten wir an und machten einen kleinen Besuch in der Kirche. Den Namen hat sie von den Linden, die sie beschatten. Ein großer Sagenkreis behandelt ihr Entstehen und die Wunder, die die Mutter Gottes, ihre Patronin, da gewirkt. Nach alten Urkunden sei Marialinden schon im dreizehnten Jahrhundert ein vielbesuchter Wallfahrtsort gewesen. Im Jahre 1650

¹ Vgl. Einleitung.

soll Markgraf Wilhelm von Baden mit einem großen Gefolge nach Marialinden gewallt sein, Kaiser Ferdinand der Dritte um dieselbe Zeit es reich beschenkt haben. Die Schirmherren der Kirche waren die Herren von Windeck. Nachher hatten die Markgrafen von Baden dieses Schützeramt inne.

Schon vor vielen Jahren sang vom Kirchlein August Stöber:

Still ist's schon im Waldesraume,
 Böglein alle flogen ein;
 Bei der Herd' am Waldesraume
 Steht ein Knabe noch allein.
 Bläst in die Schalmel anmutig,
 Daß sich sammelt Groß und Klein.
 Sieh! da bricht goldrosenblutig
 Aus der Höh' ein Wunderschein.
 Lichte Sterne sich gestalten
 Ob ihm wie zum Strahlenkranz;
 Ihn ergreift des Himmels Walten
 Und in Andacht sinkt er ganz.
 Süße Töne niederschweben
 Wie von sel'ger Engel Mund,
 Und es tun die holden Stimmen
 Ihm ein naheß Wunder kund.

Auf springt klingend schon die Kinde
 Von dem alten Lindenbaum,
 Und vor dem entzückten Kinde
 Glänzt ein Bild in schlichtem Raum.

Mit dem Knäblein in den Armen
 Steht die Himmelskönigin,
 Winkt mit gnädigem Erbarmen
 Nach dem jungen Hirten hin.
 Bald verbreitet sich die Kunde
 Des Gesichtes fern und nah,
 Und auf dem geweihten Grunde
 Steht ein heilig Kirchlein da.

Kinderreinheit schaut erschlossen
 Manch geheimes Wunderbild.
 Himmelsgnade hat ergossen
 Sich in Herzen fromm und mild.

Darin haben wir den Hauptgedanken der Sage gehört. In alten Zeiten soll das in der Kirche aufgestellte Marienbild in einer Öffnung des alten Lindenbaumes gestanden haben. Als in rauhen Kriegszeiten gottloses Gesindel jene Gegend überschwemmte, Kirchen und Klöster beraubte und zerstörte, was nicht mitgenommen werden konnte, wuchs die Rinde über die Blende und bedeckte das Bild vor den wilden Zerstörern. Nachdem wieder Friede und Ruhe ins Land zurückgekehrt, hörte ein Hirtenknabe, der in der Nähe seine Herde hütete, einen lieblichen Gesang, der aus der Linde zu kommen schien. Nachdem das drei oder vier Tage sich wiederholt hatte, erzählte er es seinem Vater. Dieser meinte, es könne bloß ein Spiel des Teufels sein, und wollte den Baum umhacken. Als er damit begann, fiel die Rinde ab und das Bild wurde sichtbar. Diese Wundermär verbreitete sich nach allen Gegenden. Von allen Seiten kamen Wallfahrer zum Bild in der Linde, und ein Ritter von Windeck ließ die Kapelle bauen, in der man dann das Bild aufstellte.

Etwa eine Viertelstunde von der Lindenkirche taleinwärts liegt das Dorf Kappel, zum Unterschied von Kappelrodeck im Achertal Kappelwinddeck genannt. Hier wurde ausgespannt, und der Weg bis zur Burgruine mußte zu Fuß gemacht werden. Längst nicht so beschwerlich wie der vom Wolfsbrunnen zum Mummelsee, nimmt er doch seine gute Stunde in Anspruch, durch einen Zinken von Kappel, ein kleineres Tal hinan, über eine schöne Anhöhe hin, wo sich die Schanzenhügel befinden, die an den Franzosenkrieg und Turenne erinnern. An verschiedenen Höfen vorbei gelangten wir an den Fuß des Berges, und die Ruinen traten vor unsern Blick. Von Süden umgingen wir auf der Ost- und Nordseite den Bergfegcl und betraten von Westen den Hauptplatz der Ruine: Die beiden Mauerreste ragten vor uns auf. Der Platz vor den Thürmen war schön

eben, und an der Westseite stand eine kleine Schenke, die wir nur von außen besichtigen durften. An der Südseite des einen Turmes war eine etwa zwölf Fuß hohe Birke hervorgewachsen, deren Stamm etwa drei Zoll dick war. Wir fragten uns, wie nur der Baum da bestehen könne.

Die Aussicht allein lohnt einen Besuch auf der Windeck. Da liegt gleichsam wie zu seinen Füßen das schöne Städtchen Bühl, in dem Alban Stolz geboren wurde und seine letzte Ruhestätte fand, gleich daneben Steinbach, Schwarzach, Lichtental, ja das Rheintal vom Breisgau bis zur Rheinpfalz. Vom Rhein selbst sieht man eine Strecke so weit wie nur irgendwo — aber nicht immer mit bloßem Auge, — bei klarem Wetter sogar bis Mainz und südlich bis Offenburg und den Kaiserstuhl. Das Münster in Straßburg tritt mit seinen schönen Formen hervor. Gaggenau und Bitsch, viele Dörfer, Klöster und Schlösser liegen vor dem Blick des Beschauers.

Weil das Wetter nicht ganz klar und wir für die Aussicht nicht sehr eingenommen, sondern mehr für das Naheliegende zu haben waren, erhielten wir die Erlaubnis, die Nachbarschaft des Schloßbergs zu besuchen. Wir fanden mehr Genuß am Ersteigen der steilen östlichen Bergwand, an der Freiheit in freier Waldnatur. Zur verabredeten Zeit mußten sich alle zum Abstieg nach Kappel auf dem Burgweg versammeln.

Noch bevor die Fuhrleute ihre Pferde angespannt hatten, waren die Wagen wieder besetzt. Auf der Heimfahrt schenkten wir auch Achern unser Liedchen nicht. Ob die Acherner am Nachmittag so etwas besser vertragen können oder ob es der Ausbruch jugendlichen Übermutes gewesen, weiß ich nicht mehr. Böse Folgen traten nicht ein, — das beste Erlaubtheitszeugnis.

Nach einem solchen Besuch kam auch die Geschichte des Ortes zur Behandlung. So kehren wir wieder auf die Windeck zurück: Der älteste Ahnherr von Windeck soll ein Siegfried von Ulmburg sein, der bedeutende Be-

sikungen in der Ortenau, unter andern auch Renchen mit seinem Schloß, sein eigen genannt habe. Dies scheint später an die Herren von Windeck übergegangen zu sein. Melchior von Windeck eröffnet im Anfang des 13. Jahrhunderts die Reihe derer von Windeck, welche dann einige Jahrhunderte lang alle Klöster in der Ortenau und das Hochstift Straßburg beschützten und — ausnützten. Neben einigen guten Herren gab es auch eine ganze Reihe schiefgewickelter, die immer mit den Klöstern und andern Herren im Kampfe lagen. Der letzte Windecker starb auf einer Reise in Italien, vier Jahre nach seinem Vater, der den gänzlichen Zerfall der beiden Windeckburgen noch selbst schauen mußte.

Vor etwa hundert Jahren wurde in Bühl eine Gesellschaft gegründet, die es sich zur Aufgabe machte, die nahegelegene Burg zu einem angenehmen Ausflugspunkt zu gestalten. Die beiden noch vorhandenen Thürme waren mit Schutt angefüllt, ein Zeugnis dafür, daß die Burg viel höher gewesen. Sie wurden gesäubert, in den größern, der das Berließ bildete, eine Thür gebrochen und eine Treppe gebaut bis auf die Terrasse, wo ein Gesellschaftssaal eingerichtet wurde. Bei den Aufräumarbeiten fand man unter den Trümmern noch mittelalterliche Waffen.

Am 5. September 1811 wurde von der Burggesellschaft das neue Unternehmen eingeweiht. Kanonenschüsse vom Turm aus eröffneten das Fest. Um 9 Uhr begaben sich etwa 40 Personen in mittelalterlichen Trachten, in die Farben der Windecker gekleidet, nach der Ruine und betraten den neuhergerichteten Saal. Nach dem Frühstück trug Oberamtmann von Beust aus Bühl in gedrängter Kürze die Geschichte der Burg und Familie Windeck vor, machte einige Bemerkungen über die neue Gesellschaft und ließ die Burgämter besetzen und einen Burghauptmann wählen. Als solcher wurde Generalmajor Bierordt eingesetzt. Zum Mittagmahl zog man



nach dem nahegelegenen Bad Hub. Ein glänzender Ball beschloß diese neuzeitliche Burgfeier.

Ein großer Sagenkreis umgibt die Windeck. Von den vielen will ich nur eine anführen, wie sie A. Chamisso zusammengestellt und „Der Trank“ genannt hat:

Halt an den schnaubenden Rappen, verblendeter Rittersmann!
Gen Windeck fleucht, dich verlockend, der lustige Hirsch hinan.
Und von den mächtigen Türmen, vom äußern verfallnen Thor,
Durchschweift das Auge die Trümmer, worunter das Wild sich
verlor.

Da war es so einsam und stille, es brannte die Sonne so heiß,
Er trocknete, tief aufatmend, von seiner Stirne den Schweiß.
„Wer brächte des köstlichen Weines mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller verborgen noch hegen soll?“
Raum war das Wort beflügelt von seinen Lippen entflohn,
So bog um die Eismauer die sorgende Schaffnerin schon,
Die zarte, die herrliche Jungfrau, in blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund im Gürtel, das Trinkhorn hoch in der Hand.
Er schlürfte mit gierigem Munde den würzig köstlichen Wein,
Er schlürfte verzehrende Flammen in seinen Busen hinein.
Des Auges klare Tiefe; der Locken flüssiges Gold —
Es falteten seine Hände sich, flehend um Minnesold.
Sie sah ihn an mitleidig und ernst und wunderbar,
Und war so schnell verschwunden, wie sie erschienen war.
Er hat seit dieser Stunde, an Windecks Trümmer gebannt,
Nicht Ruh noch Rast gefunden und keine Hoffnung gefannt.
Er schlich in wachem Traume gespenstig, siech und bleich,
Zu sterben nicht vermögend und keinem Lebendigen gleich.
Sie sagten, sie sei ihm zum andern erschienen nach langer Zeit,
Und hab ihn geküßt auf die Lippen und so vom Leben befreit.

Der hier ausgeführte Gedanke wird auch auf Neu-Windeck angewendet. „Die Erscheinung“ von Alois Schreiber kann aber nur auf Altwindeck Bezug haben:

Es stehen zwei alte Türme hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme die ziehen da ein und aus.
Durch den zerfallenen Bogen stieg ich als Knabe heran,
Die wilden Blumen zogen mich wunderbarlich an.
Da trat aus dem Gemäuer ein zartes Jungfräulein,
Sie sah im weißen Schleier fast wie ein Englein drein.
Sie trug aus grünen Weiden ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Heiden und, was sie sonst noch fand.
Da rief es aus dem Boden, sie wurde lilienbleich



Und sprach: „Nur still, ihr Toten, ich komm, ich komme gleich!“
 Die weiße Heidenrose die steckte sie ins Haar;
 Die Dolden und die Moose bot sie mir freundlich dar.
 Mich überfiel ein Schauer, ich wurde heiß und kalt;
 Schnell an der Eismauer verschwand jetzt die Gestalt.
 Das Bild ist mir geblieben, noch seh ich sie vor mir,
 Als könnt ein Schatten lieben, ich ging sobald zu ihr.

Beim Abschied von der Windeck müssen wir auch des
 nahen Dorfes Steinbach gedenken, wo der Meister Erwin
 geboren, der berühmte Bauherr des schönen Straßburger
 Münsters. Seine Vaterstadt hat ihm ein Denkmal ge-
 setzt. Erwin hat sich durch sein Werk in Geschichte und
 Sage unsterblich gemacht. Eduard Brauer widmete ihm
 die Verse:

Es liegt ein Städtlein still und schlicht nicht weit vom deut-
 schen Rhein.

Viel reiche Herren hegt es nicht, doch Damen wunderfein.
 Gelehrte Häupter hochbenast sind dort nicht viel daheim,
 Noch Helden, deren Lob ihr laßt in Prosa und in Reim.
 Doch Eines hat ihm Gott beschert, das wiegt viel Andres auf,
 Ein alt Vermächtnis, dessen Wert nicht schwächt der Jahre Lauf:
 Voreinst aus seinem Schoß entsprang ein Meister kühn und stark,
 Der deutschen Kunst den Preis errang am Grenzbain welscher
 Mark.

Der Schlüssel Deutschlands ist verscherzt, dem heiligen deutschen
 Reich,

Zu Frankreichs Kiegel umgeerzt durch einen Schelmenstreich!
 Doch dieses Städtlein still und schlicht, das Erwin einst gebär,
 Und was das Werk des Meisters spricht, bleib deutsch auf
 immerdar.

Da diese Verse schon vor 60 Jahren geschrieben worden,
 so müssen wir Brauer fast als einen Propheten betrach-
 ten, denn deutsch ist nicht bloß das Werk Erwins ge-
 blieben, sondern mit seiner Umgebung wieder vollauf ge-
 worden. Vielleicht ließe sich heute von demselben dieses
 sagen:

Jetzt ist, was deutscher Sinn erdacht
 Und stärker deutscher Arm erbaut,
 Auch wieder deutschen Landes Zier
 Seit deutscher Einheitsfenn erwacht

Und deutsche Heldenöhne laut
Dem Münster sagten: „Wir sind hier;
Und du bist deutschen Landes Mark!
Denn Mut und Einigkeit macht stark!“

(Aber ach, welch ein Würfelspiel ist die Zeit! D. H.)

Nach diesen Abschweifungen von der Windeck wird wohl noch eine weitere erlaubt sein. Wenn wir von Straßburg heimkehren, kommen wir durch Renchen, wo seinerzeit auch eine Burg aufragte, deren Eigentümer der Herr der Ulmburg gewesen sein soll. Renchen ist erbaut am Fuß eines Hügelvorsprungs, der auf der Nordostseite des Zusammenflusses von Rhein- und Renchtal sich erhebt. Die Straße Renchen-Oppenau durchschneidet diesen Hügel in östlicher Richtung und bildet eine ungefähr zehn Minuten lange hohle Gasse. Etwa in ihrer Mitte befindet sich auf der Südseite der Straße eine starke Vertiefung und neben ihr führt ein Weg auf die meist mit Weinreben bepflanzte Hügelhöhe. Die künstliche Anlage des Höhenweges, die in den Hügel hineingearbeitete Vertiefung kann man leicht erkennen. Der Name, den der Weg, die Vertiefung und der ganze Hügel haben, zeugen dafür, daß hier einmal ein Schloß gestanden. Man sagt, die Steine des Schlosses seien nach seinem Verfall zu Neubauten im Städtchen verwendet worden. Tatsächlich ist heute nur mehr seine einstige Lage zu erkennen. Soviel ich aus der Geschichte jener Zeiten weiß, glaube ich, daß es zum Schutz oder besser zur Bewachung der Straße an der höchsten Hügelhöhe neben ihr erbaut wurde.

Viel Gutes und Großes für die Menschheit ging von der Burg jedenfalls nicht aus, sonst würde die Geschichte uns etwas davon zu berichten haben. Wenn es aber bloß ein Raubritterschloß war, dann gilt auch von ihr, was Uhland sagt: „Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch!“





Allerheiligen!



iesem interessanten und besonders in der Neuzeit so viel besuchten Ausflugs punkt im nördlichen Schwarzwald stattete ich noch in meinen Jünglingsjahren allein einen Besuch ab. Durch Schilderungen meines Vaters hatte ich viel von der Klosterruine und ihrer Umgebung gehört. Mit Freuden benützte ich deshalb die Gelegenheit, als mein Vater und noch einige Nachbarn in dem der Gemeinde Ulm gehörenden Anteil des Allerheiligen-Waldes Wellenreis gesteigert hatten und ich beim Holen des Holzes mitgehen mußte. Schon vor 6 Uhr morgens brachen wir auf und fuhren über Kappel und Ottenhöfen ins Unterwassertal bis zum Gasthaus „zum Erbprinzen“. Da verließen wir die Straße, die sich links an der Talwand hinzieht, und gingen auf einem älteren Weg dem Ursulabrunnen zu. Mein Vater brachte einen Teil der Holzladung bis an die Straße, unterstützt vom Nachbar, dem dann auch er wieder half. Derweilen erklimm ich wieder die steile Bergwand bis an die Straße und erreichte bald den Weg, der in den Hochtobel des Grindenbaches hinabführt, in der die Ruine liegt.

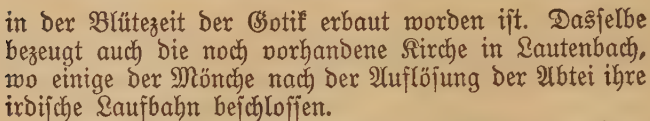
Allerheiligen ist auch deshalb für mich und meine Schilderungen von hervorragendem Wert, weil Uta, die Gemahlin des Herzogs von Ulmburg, nach seinem Tod (1190) im Jahre 1196 das Kloster gestiftet hat. Uta war zuerst die Gemahlin des Grafen Berthold von Eber-



stein, aber, in zweiter Ehe mit dem Herzog Welfo VI. von Altdorf vermählt. Ihr einziger Sohn war später Abt von Allerheiligen und starb 1217. Durch Schenkungen frommer Adeliger erlangte das Kloster im 13. Jahrhundert großes Ansehen und viele Güter, welche es auch bis zu seinem Untergang zu erhalten mußte. 33 Bröpste standen dem Kloster vor, bis es im 17. Jahrhundert zur Abtei erhoben wurde.

Schon die Lage gebot gleichsam die Stiftung eines Prämonstratenserklosters, weil selten ein Kloster so „vor (oder zwischen) den Bergen“ gelegen ist wie gerade Allerheiligen. Der Stifter des Ordens ist Norbert, der heilige Bischof von Magdeburg, weshalb die Mönche auch Norbertiner genannt werden. Hohe Herren wurden Mitglieder des Ordens, so Johann Freiherr von Müllenheim, der im 14. Jahrhundert dem Kloster als Propst vorstand und die Feste Fürsteneck und Ulmburg von dem Bistum Straßburg erworben haben soll. Propst Rohard von Neuenstein, ebenfalls ein adeliger Herr, erbaute gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Kirche in Lautenbach. Ein geborener Oberkircher war der erste Abt des Klosters, Anastasius Schlecht, ebenso der letzte Abt, Wilhelm Fischer, der etwa 20 Jahre nach Aufhebung des Klosters in seiner Heimat starb.

Hier unterhielten die Mönche eine ausgezeichnete Schule, die fast immer von wenigstens 50 Schülern besucht war. Viele tüchtige Männer gingen aus ihr hervor, so der Pariser Mathematikprofessor Eisenmann, geboren in Haslach im Kinzigtal. Auch von harten Schicksalsschlägen wurde das Kloster heimgesucht, so in den Jahren 1470 und 1555 durch Feuersbrünste zerstört. Als im Jahre 1803 nach Auflösung der Klostergemeinschaft die Mönche in ihre Heimat abgezogen waren, schlug der Blitz in das Gebäude, und der daraus entstandene Brand machte die ganze Abtei zur Ruine. An den noch vorhandenen Resten der Kirche kann man erkennen, daß sie



Dem Rat meines Vaters folgend, schenkte ich dem Hotelbau gar keine, der alten Kirchenruine nur wenig Aufmerksamkeit und hielt gleich auf den südlichen Ausgang des Tobels und die von dem Grindenbach gespeisten Wasserfälle zu. Die bilden auch den Hauptanziehungspunkt für alle Sommervögel. Unterhalb der Fälle nimmt der Bach den Namen Vierbach an. Die Fälle aber heißen „die Büttenfälle“, weil das Wasser an der Felswand in sieben Fällen gleichsam wie in sieben Bütten niederstürzt. Vortreffliche, mit Geländer versehene Treppewege und Übergänge führen durch die großartig zerrissene

lich unruhig geworden. Während nachher die Wagen geladen wurden, machte ich noch einen Ausflug über Blöchereck zum Edelfrauengrab im Gottschlägtal.

Auf gutgepflegtem Fußweg geht man nördlich über Dickleich und Blöchereth bis zum Holderbrünnele und dann nordwestlich wieder abwärts in genannten Hochtobel. Links am Weg erhebt sich ein turmartiger Felsen. Von den Ruhebänken auf seiner Oberfläche bietet sich eine herrliche Aussicht in den Hochtobel und bis hinaus in die Rheinebene. Nach kurzer Aussicht ging ich noch etwa 10 Minuten weiter bis zum Beginn der Gottschlängfälle. Tafeln mit Aufschriften führen den Wanderer treu seinem Ziele entgegen. Diese Wasserfälle haben nicht das Großartige und Wilde der Allerheiligenfälle, gewinnen aber durch ihre Einfachheit, ihre ruhige Umgebung und mannigfaltige Entwicklung. Sie gleichen dem ruhig einhergehenden Manne, während jene dem stürmisch davon-eilenden Jüngling ähnlich sind. Auch hier sind die gutgepflegten Wege, Stege und Treppen, wo immer es nötig zu sein schien, mit Geländern geschützt.

Am untern Teil der Fälle führt der Weg nach rechts ab gerade vor das sogenannte „Grab“, eine etwa sechs Fuß lange und ebenso hohe Felsennische mit einer Tiefe von etwa vier Fuß, wie von Menschenhand in den Granitblock hineingearbeitet. Wie das Wasser des Falles diese Arbeit leisten konnte, ist schwer zu verstehen, da die Aushöhlung in entgegengesetzter Richtung sich befindet. Etwa drei Fuß neben der Nische stürzt das Wasser auf einen kleinen Sattel, und von da aus fließt ein kleiner Teil in die Höhle, so daß sie immer mit etwa einem Fuß Wasser angefüllt ist, der größte Teil des Wassers aber ergießt sich vom Sattel über einen andern Felsen hinab und bildet so einen zweiten Fall. Das Wasser kann die Nische nur dann ausgewaschen haben, wenn ein Felsen es in seinem Lauf aufhielt und zu einer rückwärts wirkenden Arbeit drängte. Die jetzt diese Stelle

umgebenden Granitblöcke lassen nicht erkennen, ob sie früher wirklich noch andere Kameraden um sich hatten. Alles deutet darauf hin, daß die Lage und Bildung der Felsen schon Jahrhunderte so gewesen.

Diese Felsennische also soll zum Grabe einer Edelfrau von Bosenstein benützt worden sein, wovon sie und die ganze Gegend den Namen erhalten haben. Etwa eine Viertelstunde davon erhebt sich ein Bergkegel, auf welchem einst das Schloß Bosenstein stand, die Wiege der Bosonen von Stein. Wegen seiner von der Natur so begünstigten Lage galt es im Mittelalter als uneinnehmbar, auch nach der Bergseite hin durch eine senkrecht aufstrebende Felswand, das Höllenloch, geschützt. Die Bergkuppe mit ihrer natürlichen Schutzmauer ist noch da, die Burg selbst bis auf den letzten Stein verschwunden. Auch hiervon könnte man mit Umland sagen: „Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr.“ Jetzt aber geht der Pflug über seine Trümmer hinweg. Der Bauernkrieg, der so viel Schönes verwüstet, so viel Burgen und Klöster vernichtet, hat auch im Bund mit einem Brand das Ende Bosensteins herbeigeführt.

Ist auch Schloß Bosenstein von der Erde verschwunden, so wird doch seinen Bergkegel die Sage vom Edel-frauengrab noch lange unvergeßlich erhalten. Wenn sie auch noch so unsinnig sind, haben die Sagen immer etwas Anziehendes und Verlockendes. Nicht selten liegt ihnen der Gedanke von Lohn oder Strafe, von Recht und Gerechtigkeit zugrunde:

Einst sei ein Ritter von Bosenstein als Kreuzfahrer zum Heiligen Land gezogen. Nach kurzer Trauer habe sich sein Weib einem leichtsinnigen Leben überlassen und all ihre Untergebenen mit ausgesuchter Strenge behandelt. Einmal kam auch eine arme Frau mit einigen Kindern auf die Burg, um für sich und die Kleinen eine Gabe zu erflehen. Aber schroff wurde sie abgewiesen. Da bat das Weib, die Gräfin auf die Armut und Blöße

der Kleinen hinweisend, um Gottes willen, der ja auch für uns alle ein armes Kind geworden sei, um ein Stücklein Brot. Mit Hunden hegte es die Gräfin fort. Vor der Burg verwünschte es noch die Grausame, sieben Kinder auf einmal solle sie gebären. Als bald nachher ihr Wunsch sich erfüllte und die Gräfin sieben Knäblein geboren hatte, sollte eine Magd sechs davon in einem nahegelegenen Teich ersäufen. Mittlerweile aber war der Burgherr wieder zurückgekommen und hatte sich un-erkannt seiner Burg genähert, so daß ihm die Magd gerade begegnete, als sie den Auftrag ihrer Herrin ausführen wollte. Auf seine Frage, was sie in dem Korbe trage, antwortete sie: „Sechs junge Hunde.“ Er verlangte sie zu sehen. Nicht wenig erstaunt über die Täuschung, schickte er die Magd wieder heim. Einen wolle er für sich aussuchen und die andern selbst ertränken. Die Knäblein ließ er einzeln bei den Bauern aufziehen, hielt sich noch einige Zeit von der Burg fern, um seine Frau zu täuschen und ihr Vorhaben als ganz gelungen erscheinen zu lassen, und kehrte heim.

Nach sieben Jahren gab er auf dem Schloß ein Gastmahl und lud die sechs Bauern mit ihren Weibern und den Knaben zum Feste ein. Nach dem Mahl und anderweitigen Belustigungen ließ er die sechs Knaben neben den stellen, den seine Gemahlin behalten und selbst aufgezogen hatte. Alle sieben waren gut geartet, gleich groß, und sahen einander wie Brüder ähnlich. Da sagte der Ritter: „Was für eine Freude müßte es für einen Mann sein, Vater von sieben so schönen Buben zu sein, — welche Wonne für eine Mutter, so eine Bubenschar ihr eigen zu nennen! Was meinst du wohl, meine teure Gemahlin, was für einen Tod verdiente eine Mutter, die sich eines solchen Glückes erweuen könnte, aber als wahre Rabenmutter ihre eigenen Kinder ermordete?“ Keck und frech antwortete die von der Festesfreude ganz benommene Edelfrau, ihrer eigenen Freveltat vollkommen uneingedenk:



„Mit einem Brotlaib und einem Krug Wasser sollte sie lebendig eingemauert werden!“ „Dein eignes Urtheil hast du dir gesprochen! Das sind deine sieben Knaben“, sagte der Ritter und vollstreckte es an ihr im „Edelfrauengrab“.

Der in jener Gegend und auch noch in meiner Heimat sehr oft vorkommende Name „Hund“ soll auch von daher stammen.

Ein Sänger der neueren Zeit, A. W. Berberich, hat in seinem „Der Ritter von Hohenrode; eine Dichtung aus dem Schwarzwald“ diese Sage mit jener von Hohenrode verbunden und in ihren stärksten Zügen gemildert. Die Bettlerin lässt er vor der Burg erscheinen:

„Hört mich, ihr Burgbewohner, euch blhlt die schöne Welt,
Der Wald gab euch die Beute und Korn das reiche Feld;
Ihr habt euch froh gesättigt: tragt ihr ein Herz im Leibe,
So gebt die kleinste Spende dem hungrigen, greisen Weibe!“

Dann steht sie unbeweglich und blickt zur Burg empor:
Dort steht ein Fenster offen, sie lauscht mit stillem Ohr.
Wer tritt dort zum Altane? Die Greisin streckt die Hände
Und bittet laut und klglich um eine karge Spende.

„Mich morden meine Kinder; nur ihrer Speisen Duft
Ist mir gegönnt, sie drängen ohn' Mitleid mich zur Gruft;
Denn löst'ig bin geworden ich ihrer raschen Jugend.
Wohnt in euch ein Erbarmen, so acht' ich Christentugend!“

„Was schreist du vor dem Schlosse? Du, Alte, pack' dich fort!
Soll hezen ich die Meute?“ so schallt ein rauhes Wort.

Es war Guntrud, die Herrin des Schlosses. Darauf verwünscht die Alte ihre eigenen Kinder und die Edel-frau mit diesen Worten:

„Und wehe dir, du Christin, du stolze, schöne Frau!
Dir reifte Wein und Kornfrucht ringsum im weiten Gau:
Doch mir, der fremden Greisin, die wandelt nah dem Grabe,
Verweigerst ohn' Erbarmen du die geringste Gabel!

Drum soll mein Fluch dich treffen und dringen in dein Gebein
Und dir nicht Ruhe gönnen beim stillen Sternenschein!
Sieh, Mutter wirst du werden und Zwillinge gebären,
Doch nie mit Mutterfreuden sollst du die Kinder nähren!

Sie sollen lieblich blühen, doch nicht zu deiner Lust,
 Und keine Liebe spüren zu dir in Kindesbrust,
 Und niemals deinen Namen mit frohen Lippen stammeln,
 Nein, Fluch nur und Verderben auf's schuld'ge Haupt dir
 sammeln."

Der Gedanke an das alte Weib und ihren Fluch
 will die Burgfrau nicht mehr verlassen, und nach der
 Geburt zweier Knäblein schaut sie wild und sagt:

"Nicht weicht von meiner Seele des fremden Weibes
 Bild", deshalb sinnt sie nach dem Tode der Kinder. Sie
 sagt zu Hilgar, der Magd:

"Wo kühn die Hornisgrinde erhebt des Hauptes Schnee,
 Von Menschen ganz vergessen liegt still der Mummelsee,
 Dorthin sollst du die Knaben in aller Eile tragen,
 Im Wasser sie ertränken und nicht nach Gründen fragen."

Nur der Not gehorchend und mit Widerwillen fügt
 sich die Magd dem Willen ihrer Herrin, klagt aber
 dabei:

"Hart ist mein Loos und bitter! Mich treibt ein Wille fort,
 Dem ich mich muß ergeben — — Wohin? Zum stillen —
 Mord!"

Sie denkt nach, wie sie dem unseligen Verhängnis
 entgehen könne, und spricht endlich ein Gebet:

"O hast du mein vergessen, du Maid am Himmelsthron?
 Send Hilfe mir, o Jungfrau, von deinem gnäd'gen Sohne!"

Vom weiten Gang ermüdet rastend, trifft sie der
 Ritter von Bosenstein, bei dessen Anblick sie erbleicht,
 und

Sie birgt den Korb im Busche, erstaunt lauscht Burghards Ohr,
 Hell dringt ein seltsam Wimmern aus dem Geslecht hervor.
 "Was hast du in den Weiden? mein Aug' sah dich erbleichen;
 Du sollst mir Rede stehen, nicht von dem Orte weichen."

"Herr! junge Hunde sind es!
 Zum tiefen Walde geh ich hin, sie zu ertränken im düstern
 Mummelsee!"

Und wieder klingt es heiser — Vom Korb. Das ist Weinen!
 "Dein Herz zerreißen Angste, du zitterst, will mir scheinen!
 Laß mich die Hunde sehen! sie sind wohl feltner Art."



Er findet zwei Knäblein in dem Korbe und

„Sandt' Guntrud, deine Herrin, dich aus?“ fragt er im
Grimme;

„Sprich! Sind das Guntruds Kinder?“ klingt leiser seine
Stimme.

Und Kilgar sagt ihm alles. Er hebt die Knäblein auf:
Vom Aug' rollt ihm die Träne, nicht hemmt er ihren Lauf.
„Die Gattin muß ich sehen! Folg mir sogleich zum Schlosse!“

Ritterlicher als die Sage läßt Verberich die Burgfrau
sterben. Nachdem der Ritter die Magd getroffen und
die Entdeckung gemacht, reitet er auf sein Schloß,
während die von ihrer Herrin erwartete Magd an seiner
Seite geht.

„Wer trabt dort aus der Weite?“

Was seh ich? Dort kommt Kilgar an eines Reiters Seite.

Wer ist's mit Helm und Panzer?

Ein Kreuz so hell und breit ziert seine starke Schulter!

Er kommt vom heil'gen Streit!“

Die Gräfin erkennt den Ritter, und mit einem Schrei
des Schreckens sinkt sie nieder.

Gesprochen ist das Urteil!

Verbannt von Bosenstein hat Burghard seine Gattin.

Einem mit ihr auf die Burg gekommenen Knechte,
der schon früher Zeuge und Mitwiffer einer ihrer Frevel-
taten gewesen war, wird sie auf dem Ritt in die Ver-
bannung übergeben. Für sein Stillschweigen schon jahre-
lang mit leeren Versprechungen hingehalten, hält er die
Abrechnungsstunde gekommen, seinen Schweigerlohn zu
fordern.

Nach langem Ritt wendet sich die Verbannte an den
Knecht und sagt:

„Was deucht dir, wird vor Abend mein Roß die Burg er-
reichen?“

Der Knecht gibt keine Antwort, doch sieht sie ihn erbleichen.

Als sie noch eine Strecke weiter geritten und ihm die
Lage günstig scheint, springt er vom Pferde, ergreift die
Zügel des Pferdes seiner Herrin und sagt:

„Denkt ihr des Tags am Rheine, wo in die Fluten sank
Die Maid vom Sasbachtale? Wußt' mir die Herrin Dank?
Mein Lohn ward mir entzogen, Kilgar ward nicht mein eigen.—
Nur Furcht vor eig'nem Schaden hieß mich die Tat verschweigen.

Nun sollt Ihr mir bezahlen das vorenthaltna Gut!
Doch nicht nach Eurem Sinne, nein, Weib, mit deinem Blut!“—
Sie schrie, — die Stimme stockte; sie bat, — es war vergebens.
„Dir“, sprach er finstern Auges, „verrann die Uhr des Lebens.“

Ein Streich — der traf zum Tode. — Er band den Leib aufs
Und zog hinab den Talweg, hinweg vom alten Schloß. [Röß
Und wo die Schlucht wird enge und laute Wasser rauschen:
Da hält er still, die Waldung sah ihn noch ringsum lauschen.

Dann barg er ihren Leichnam in einer Felsenkluft,
Ein Steinblock rollte nieder und schloß die tiefe Gruft.
Darüber schossen Wasser, die wild vom Berge sausten
Und wie mit scheuer Eile zur dunklen Tiefe brausten.

Vom hohen Tannenwipfel sprach leis des Windes Wort.
Der Knecht schwang sich in Sattel und ritt in Eile fort.

So beschließt Berberich die Sage von dem Edelfrauen-
grab. Ich aber mußte nach Seelbach eilen, um dort der
Verabredung gemäß meinen Vater zu treffen. Über alles
Gesehene uns unterhaltend, fuhren wir nach Hause. Jetzt
konnte ich erst recht verstehen, was ich vorher über diese
beiden so viel besuchten Ausflugsorte des Schwarzwaldes
gelesen hatte. Keiner hat den Schwarzwald gesehen, der
nicht Allerheiligen und das Edelfrauengrab besucht hat.
Nach Triberg und überhaupt ins Rinzig- und Wutachtal
fahren die Sommervögel meist mit der Eisenbahn, an
den schönsten Naturwundern vorbei. Auch deshalb haben
die geschilderten Orte den Vorzug bei allen jenen, die
durch einen solchen Besuch auch eine Gesundheitskur
machen wollen, weil man zu Fuß zu ihnen kommen muß!





Knabenjahre.



ieses Kapitel überschriebe ich am liebsten „Bubenstreiche“. Aber ich mußte meine Leistungen auf diesem Gebiet so geheim und verstohlen der unfehlbaren Dreingabe der väterlichen „Streiche“ fernhalten, daß ich sie mittlerweile selbst vergaß. Es wird wohl auch nicht schlimm sein, wenn keine Nachahmung sie fortwirken und Böses gebären läßt.

Wie alle Buben hatte ich meine schwarzen Seiten und suchte sie vor dem scharfen Auge des Vaters möglichst weiß zu machen. Bei dieser Wäscherei fuhr ich auch immer besser als mein älterer Bruder, der viel mehr Streiche verübte, aber auch viel mehr „fertige“ abbekam. Bestimmte diese bessere Bezahlung seine Naturanlage und die wirkliche Arbeitsleistung oder meine Waschkunst? Ich war von Natur aus schwächlich und schüchtern, er aber ein wilder Junge und, weil beinahe zwei Jahre älter, mir in allem weit voraus, besonders wenn wir uns — recht oft — stritten und zankten. Auch überließ er mir die kleinen Arbeiten allein. Hatte er dann für einen Streich eine vermehrte Auflage Streiche erhalten, so wollte er sich an mir rächen und ruhte nicht, bis auch ich mit ihnen Bekanntschaft machen mußte.

Doch ich will ja nicht seine Heldentaten beichten, und die meinigen gehören auch nicht unter die „Jugend großer Männer“. Eigene Buchführung hatte ich darin ja über-

haupt nicht, nahm aber schon in jungen Jahren regen Anteil an den Arbeiten meines Vaters und freute mich immer, wenn er etwas vollbracht hatte, was mir groß erschien.

Der Kirchhof in Ulm diente in alten Zeiten auch als Begräbnisplatz, wie es heute noch oft vorkommt. Auf drei Seiten ist er mit einer Mauer umgeben, in die Grabsteine eingelassen sind wie auch in die Mauer von Turm und Kirche. Ein Weg, der von der Haupttüre weg ins Dorf führt, wird heute noch „Totengäßel“ genannt. Diesen Hof versah mein Vater überall da, wo man nicht ging, mit Anlagen und bepflanzte sie mit Gesträuch und Dauerblumen, schon als ich noch klein war und ihm höchstens manchmal einen Gang ersparen konnte. Später wurden diese Anlagen bald nie mehr erneuert und sahen einer Heide ähnlich. Wahrscheinlich konnte der „Kassenmeister des hl. Moritz“ für solche Verschönerungen seines Eigentums mit dem Ellenbogen nicht mehr in die Tasche kommen.

Unterhalb der auf der Südseite hinlaufenden etwa zwölf Fuß hohen Kirchhofmauer lag eine Bierbrauerei, im Westen der Brauhof, in der Mitte das Wohnhaus und im Osten an der Mauer ein Gärtchen mit gutgepflegten Anlagen, die mein Vater jedes Jahr herzurichten hatte. In diesem Gärtchen, sowie auf Bierfrieders Keller, einer über einem Bierkeller angelegten Sommerwirtschaft, arbeitete er aus naheliegenden Gründen sehr gerne. So besuchte ich ihn auch einmal, nicht um ihm zu helfen, denn dafür war ich noch zu klein, sondern um ihm etwas von Hause mitzuteilen. Als mich die Mutter des Brauers sah, lud sie mich ein, mit ihr ins Haus zu gehen, sie wolle mir etwas geben. Schüchtern, wie ich immer war, ging ich nicht mit, sondern blieb beim Vater, der zu mir sagte: „Du Schübüttel, geh mit der Mutter!“ Aber auch diese väterliche Aufmunterung half nicht. Die Großmutter aber brachte mir ihre Bescherung ins Gärtchen



und sagte: „I will dir ebbes sage: will dir ebber ebbes gä, nar nimmst es, und will di ebber haue, nar lauffte!“ (Will dir jemand etwas geben, dann nimmst du's, will dich jemand hauen, dann lauffst du.) Das Geschenk, wahrscheinlich etwas zu essen, vergaß ich, den guten Rat bis heute nicht.

Vor dem im Gärtchen errichteten Schattenhäuschen, in welchem im Sommer manche Gäste sich das Bier schmecken ließen, war ein mit Backsteinen ausgemauertes Loch, wie ein Rauchfang aus der Erde kommend. Mein Vater klärte mich auf, das sei der von dem tief da unten liegenden Lagerkeller ausgehende Luftzug. Dieser Keller, in dem das Lagerbier sein Alter abwarten mußte, hatte seinen Eingang vom Hauskeller aus. Nach der Zufriedenheit der Gäste muß er seinen Beruf gut ausgefüllt haben.

Im Jahre sechs- oder siebenundsechzig fiel das alte Gärtchen mit seinem Schattenhaus einem Eiskeller zum Opfer. Mußte nun das gute Bier nicht noch viel besser werden? Oder ist mit dem Einzug der neuen Mode des Liberalismus die Erde in ihrem Innern wärmer geworden, daß man der übermäßigen Hitze durch Eis abhelfen mußte?

Als ich zehn Jahre und älter war, besuchte ich nicht nur den Vater bei seinen Gartenarbeiten, sondern mußte an schulfreien Donnerstagen und in Ulm selbst auch in der andern schulfreien Zeit wacker mithelfen, besonders beim Versehen des Bux. So war ich einmal mit ihm auf dem Schelsberg, einem Rittergut bei Sasbachwalden, und einigemal auf dem Schwarzhof bei Stadelhofen. Die Arbeiten überstiegen meine Leistungsfähigkeit und Arbeitslust nicht. Jedes Frühjahr gab es Arbeiten im Pfarrgarten, an denen ich immer teilnahm. Mit zwölf bis dreizehn Jahren konnte ich schon an verschiedenen Wegen Bäume veredeln. Daheim hatten wir eine Baumschule mit regelmäßigem jahreszeitgemäßen Unterricht,

so daß ich den in der Schule nicht mehr nötig hatte und auch nicht mehr besuchte. Die der Knabenschule gehörende Baumschule lag am Reiersbacherweg, leistete aber nie viel Gediegenes und wurde nach meinen Schuljahren ganz vernachlässigt.

Als zur Zeit der Einführung der Gewerbefreiheit und der Abschaffung der noch vorhandenen Reste der alten Zünfte auch jeder Gärtner selbständig werden konnte, arbeitete mein Vater nie mehr außerhalb Ulms in der Gärtnerei, sondern pachtete zu den paar Stückchen eigenen Feldes hinzu noch andere und betrieb den Feldbau selbst, freilich nur im kleinen, wie die meisten in Ulm. Das Fuhrwerk stellten zwei Kühe. Zu den Rossbauern konnte er nicht aufsteigen, und für Ochsen war der Arbeit zu wenig. Bei der angehenden Fahrerei mußte ich sehr häufig die Kühe treiben oder leiten. Am Wagen tat ich's wohl gern, minder begeistert aber beim Pflügen und Eggen und besonders, wenn man des Stoppelfeldes wegen noch Schuhe tragen mußte. Da war's mir die bestgehaßte Arbeit. Lieber hätte ich alles allein getan, aber dafür war ich doch noch nicht stark genug. Weil ich alle andern Fuhrmänner ihre Kühe oder Pferde selbst leiten sah, so hielt ich's auch bei uns für möglich. Aber mein Vater blieb für meine Vorstellungen unzugänglich. Als ich einmal aus der Schule war, wurde mir das Glück noch reichlich zuteil.

Wenn der Winter den Garten- und Feldarbeiten Einhalt gebot, versuchte ich's neben den immer gleichen Hausarbeiten mit manch anderer, die mich anzog. Für alles mögliche veranlagt, verfertigte mein Vater manches selbst so gut wie ein gelernter Handwerker, besonders in Holzarbeiten. Dafür hatte er sich die „Kuchlammer“ in eine Werkstatt mit Hobelbank und Schnitzstuhl verwandelt. Als wir Kinder noch klein waren, brachte er diesen manchmal bei einer besonderen Arbeit in die Stube, um ein zweites Licht zu sparen, oder bei dem damals

häufig machte er Holzschuhe für sich und uns Kinder, aber nicht die Holländer, sondern bloß solche mit Holzsohlen. Diese machte er gewöhnlich bei Tag auf seinem Schnitzstuhl in der „Ruchkammer“ und nagelte am Abend das Oberleder von Stiefelschäften darauf. Auch dieses Geschäft schaute und nahm ich ihm bald ganz ab. Die Holzsohlen konnte man kaufen, das Leder nähte ich selbst zusammen, indem ich mir von dem Mann meiner Göt, der Halbschwester meines Vaters, Draht und Ahle erbat. Später sagte dieser Onkel einmal zu meinem Vater, er wolle mir nach einem Lehrjahr das Gesellenzeugnis geben, wenn ich die Schusterei erlerne. Doch dafür hatte ich keinen Magen.

Wenn in der schulfreien Winterszeit Wetter und Schnee dem Schlittensfahren nicht günstig waren, war ich meistens als Beobachter bei einem Geschäftsmann in der Nachbarschaft und merkte mir die Handhabung der verschiedenen Werkzeuge. Wie oft war ich in Mesners Schreinerwerkstatt! Da stand ich aber nicht bloß den andern vor dem Licht, sondern schaffte nach Möglichkeit mit. Oft legte man mir einige Bretter auf den Boden, um mich zum Hobeln etwas größer zu machen. Einmal strich Mesners Bruder mir Firnis ins Haar und hielt mich dadurch der Werkstatt fern, solange er darin arbeitete.

Unser nächstes Nachbarhaus gehörte früher einem Nagelschmied. Dieses Handwerk war in meiner Knabenzeit noch einigermaßen im Gang, aber allein hätte es seinen Meister nicht mehr ernährt. Ein Onkel betrieb es noch neben dem Ackerbau her. Der Nachbar Nagelschmied hatte zwei Schritte vor der Haustüre eine Schmiede erbaut, klein, aber schön und jedenfalls groß genug für das Geschäft. In meinem späteren Knabenalter bewohnte das Haus ein Schlosser, der in der alten Schmiede seine Werkstatt hatte. Unzählige Stunden brachte ich in der kleinen Bude zu und lernte da auch

Eisenarbeiten. Der Meister band mir auch die neuen Räder wieder und lötete die Reife aus gewöhnlichem Bandeisen zusammen. Manches Eisen durchbohrte ich nach seiner Anleitung. Nachdem er die Arbeit hergerichtet, besorgte ich das Drehen des Bohrers, also das dicke Ende der Leistung. In jenen Tagen wurde das Hauptportal der Kirche abgebrochen und ein Stück an die Kirche angebaut, um für eine neue größere Orgel Platz zu machen. Das Schloß für die neuen Türen fertigte der Schlosser unter meiner „Aufsicht“ an. Die Schlüssel hatten am Bart die Form einer 5. Die untere Höhlung war ein Bohrloch, welches ich für beide Schlüssel gebohrt hatte, gewiß eine Großtat erster Klasse. Damals hätte ich das alte Lied mit einer kleinen Änderung auch singen können: „En Schlosser hot en Biellen ghat, der hot gar langsam g'feilt, doch wenn's zum Esse gangen isch, dann hot er grausam g'eilt.“ Der Vater pffiff, ich lief und war in fünf Sprüngen zu Hause.

Wie man am Strohhalme die Windrichtung erkennt, so am Spielzeug die Reigung der Kinder. Der Bube greift nach dem Schaukelpferd, das Mädchen nach der Puppe, wenn ihnen im zweiten Lebensjahr die Wahl freisteht. So verzeigt sich an den Jugendspielen nicht selten der künftige Beruf. Meine Jugendspiele fanden freilich fast alle mit dem Ableben der „Bas“ ihr Ende. Unter ihrer Leitung und Mithilfe hatte ich sie eben auch meist geübt. Noch ganz jung nahm sie mich mit in die Kirche, und was ich da sah, suchte ich nachher im Spiel nachzuahmen. Von alten Lumpen und Papierseken machte ich Fahnen und andere Schmuckstücke und spielte dann Messe, Predigt und Prozession. Eine kleine Schelle diente als Glocke und läutete zusammen. Bei diesen Spielen sprach oder sang ich meist unzusammenhängende, unverständliche Worte, wie es Kinder in solchem Alter zu tun pflegen. Die „Bas“ sah und hörte oft in der Nähe oder vom Stüblfenster aus zu

und lobte mich nicht selten: „Das hast du aber gut gemacht!“ oder: „Das war aber schön!“ Daß solches Lob mein Kinderherz erfreute, ist ganz natürlich. Sie aber freute sich, weil sie den für mich gewünschten Beruf darin zu erkennen glaubte. Auch sprach sie oft mit meinen Eltern davon, welche später von diesen meinen Spielen erzählten und so auch in mir das Andenken daran wach hielten. Von den Spielen der Schuljahre weiß ich bloß noch das „Versteckspiel“ und nachher das „Knöpfeln“, doch zeichnete ich mich bei keinem davon aus. Ich machte nie gern ein Spiel mit, bei dem ich weitüberlegene Gegner hatte. Wenn ich aber Führer sein konnte — das war mein Fall! Oft sagte mein Vater, der auch manches beobachtete, nachher zu mir: „Gelt, wenn die andern dir folgen, dann geht's gut, wenn aber du folgen sollst, dann ist's bald Matthäi am letzten.“ Wenn ich bei kleinen Arbeiten keinen rechten Anfang und Schluß zu finden schien, sagte er: „Du möchtest lieber studieren, das wäre leichter!“ Doch — wir werden's gleich sehen — nicht ganz recht bekam an mir der „alte Scharnmaier“ mit seiner Strophe:

Balzers Mut stand fröhlich anderweit,
Ihm mißfiel die rauhe Handarbeit,
Der Herr Pfarrer meinte drum:
„Tut ihn auf das Studium.“

Als ich schon ziemlich erwachsen war, sagte der Vater einmal: „Wie willst denn du studieren und Pfarrer werden, du kannst ja nicht einmal laut und verständlich reden, du näselt ja bloß.“ Man bemerkte also wohl von früh an die Neigung zum Lernen in mir, ich kann mich wenigstens nicht erinnern, daß ich jemals selber diesen Wunsch geäußert hätte. In der frühen Jugend war ich dafür noch zu dumm, und als ich einmal an einen Beruf denken konnte, erkannte ich klar, daß meinen Eltern die Mittel fürs Studium nicht zu Gebote stünden.

Als ich etwa dreizehn Jahre alt war, erhielten zwei Ministranten, einer aus meiner Klasse und einer zwei Jahre voraus, beim Herrn Vikar Lateinstunden. Diese sah ich schon mit etwas schiefen Augen an; ob ich sie wirklich beneidete, ist mir nicht mehr erinnerlich. Nur so ganz zufällig sprach ich mit meinen Eltern einmal davon. Einer wurde später in einem Nachbardorf Gehmann und Bauer; was aus dem andern geworden, erfuhr ich nie. Das aber weiß ich gewiß, daß keinem die Lateinstunden viel nützen.

In jener Zeit half ich dem Vater den Pfarrgarten ordnen. An schönen Frühlingstagen kam der Herr Pfarrer täglich herab und unterhielt sich eine Zeitlang mit meinem Vater. Nur äußerst selten aber hörte ich etwas von dem Gespräch, da wir Kinder nicht dabei sein durften, wenn er mit Höhergestellten redete. Wohl schärfte die Neugierde meist unsere Ohren, häufig jedoch umsonst. In der Gartenlaube sitzend, machte ich einmal Bux zurecht, der wieder gepflanzt werden sollte, während der Vater nicht weit davon den Graben aushob, in den der Bux hineingesetzt werden sollte. Es war ein schöner, ganz stiller Tag, so daß ich fast jedes Wort des Vaters verstand. Endlich fragte mein Vater Herrn Pfarrer auch, was für zwei Buben das seien, die er jetzt schon einigemal um die gleiche Zeit in den Pfarrhof habe gehen sehen. „O, das sind zwei angehende Studenten, die nehmen Lateinstunden beim Herrn Vikar“, sagte darauf der Herr Pfarrer. „Was denken Sie denn von meinem Zweiten, Herr Pfarrer? ich meine, der Junge hätte Anlagen zum geistlichen Beruf.“ „Ohne Zweifel, er ist ein guter, aufgeweckter Knabe und würde ganz gewiß ein tüchtiger Student werden.“ „Ich habe schon oft mit meiner Frau davon gesprochen, wir sind aber immer zum Schluß gekommen, daß wir die Kosten des Studiums nicht aushalten könnten; mein Verdienst ist klein, und andere Hilfsquellen fließen mir nicht. Möge der liebe Gott, der

dem Jungen den Beruf ins Herz gelegt hat, auch die Mittel gewähren! Ich hab's schon einige Male zu meiner Frau gesagt, und nehme mir die Freiheit, es auch Ihnen, Herr Pfarrer, zu sagen: Was ich mit meiner Familie und dem kleinen Verdienst nicht tun kann, das könnte ganz leicht einer, der keine Kinder und doch ein gutes Einkommen hat. Sie, Herr Pfarrer, könnten dem Robert ganz leicht zu seinem Beruf verhelfen und dadurch ein gottgefälliges Werk tun. Es müßte ohne Zweifel für Sie ein tröstlicher Gedanke sein, einem armen Knaben zu dem Beruf verholfen zu haben, den Sie selbst erstrebt und erreicht haben und in dem Sie glücklich geworden sind. Überlegen Sie sich's einmal recht gut, Herr Pfarrer, dann wollen wir später wieder darüber reden. Nichts für ungut, Herr Pfarrer. Verzeihen Sie meine offene Freimütigkeit! Sie haben mich ja längst nach der Seite kennengelernt." — „Ganz gewiß, Herr Rath“, sagte er, und, sich zum Gehen wendend, fügte er hinzu: „Ich will mir die Sache einmal überlegen. Aber was denken Sie denn von dem kleinen Birnbaum da drüben, meinen Sie nicht, daß ihm der letzte Winter geschadet habe? Er sieht etwas krank aus. Doch ich will Sie nicht länger aufhalten. Seien Sie nicht zu fleißig.“

Der Herr Pfarrer kehrte mir bei dieser Unterredung den Rücken und dachte sehr wahrscheinlich nicht an meine Gegenwart im nahen Gartenhaus, während mein Vater, wohl absichtlich etwas laut gesprochen hatte und somit mein Lauschen nicht verhindern wollte, da es sich ja um meine Zukunft handelte. Aber die Antwort des Herrn Pfarrers gefiel mir nicht recht. Und dann noch der kranke Birnbaum! Sein ganzes Verhalten machte mir nichts weniger als viel Hoffnung.

Auf dem Heimweg sagte der Vater: „Heut hab' ich mit Herrn Pfarrer über deine Zukunft geredet und gemeint, er könnte dich studieren lassen. Er hat aber nicht viel darauf geantwortet. Es könnte wohl sein, aber ich



verspreche mir nicht viel. Doch der liebe Gott wird schon alles lenken. Bete fleißig."

Am Abend erzählte er alles der Mutter. Am nächsten Morgen fragte sie mich, ob ich nichts gehört oder vom Vater erfahren hätte. Ihr durfte ich's schon sagen. „Wir wollen fleißig beten, damit der liebe Gott alles nach seinem heiligen Willen füge“, schloß sie diese Aussprache.

Nach dieser Anfrage suchte mein Vater noch einmal ein Gespräch mit Herrn Pfarrer vom Zaun zu brechen, um ihm auf den Zahn zu fühlen. Aber durch bloße Andeutungen erreichte er sein Ziel nie. Einmal kam er aber doch auf jene Unterhaltung zurück, erhielt aber nur eine ausweichende Antwort, so daß er höchst unzufrieden zur Mutter sagte: „Auf den braucht Robert nicht zu warten, der tut nichts für ihn, der hat auch mehr wie einen Gott! Doch das ist meine Sache nicht.“ Als er aber bald darauf fortkam, sagte mein Vater: „Vielleicht hat er deshalb nichts tun wollen, denn er hat doch jedenfalls schon länger gewußt, daß er nicht mehr hier bleibe. Es tut mir leid, daß ich so unrecht, vielleicht ungerecht von ihm gedacht habe.“



ent.

Wir 87

2..



Wie ich Bäcker wurde.



Neben vielen andern Kinderfreuden nahm das „Hochzitbrot“ einen nicht zu verachtenden Platz ein. War eine Hochzeit, so luden die Brautleute schon einige Tage vorher in eigener Person alle Leute zum Brautamt und zum Hochzeitseffen im Wirtshaus ein. Am Morgen des Festtages kamen die Jünglinge im Haus des Bräutigams zusammen und begleiteten ihn zum Haus der Braut, wo die Mädchen sich versammelt hatten. Hier wurde „die Morgensuppe“ eingenommen. Suppe gab's freilich gewöhnlich nicht viel, eher Kaffee, Wein und Schnaps. Aber auch die Kinder gingen nicht leer aus; die erhielten im Haus der Braut ihr „Hochzitbrot“. Alle Kinder aus der Nachbarschaft und, wenn die Hochzeit im Dorf war, alle Vormittagsschüler liefen dahin, um ihr Stück Brot zu holen, das sie dann entweder gleich verzehrten oder mit nach Hause nahmen, wo es von den Backweibern untersucht und beurteilt wurde. Daß dieses Brot nicht immer gleich war, kann man sich leicht denken. Manchmal aber mißriet es mit oder ohne Schuld auch ganz und rief dadurch versch' Turnbarteile wach, besonders scharfe, wenn es der wenig oder reichen Familie verunglückt war. Nach dem Willen des Bäckers fragte man nicht.

Einmal aber — ich glaube, es war das erste Mal, daß ich an dieser Kinderfreude Anteil hatte — gab es kein Brot, sondern nur einen Wecken. Dieser hatte auch eine solche

Zugkraft, daß nicht eines der Kinder die Gunst des Augenblicks verpaßte. Einige sollen sogar Rappen und Foppen gewechselt und ein zweites Mal sich gestellt haben. Und wer war diese reiche glückliche Braut, der sogar wir Kinder Doppelehre erwiesen? Die jüngste Schwester meiner Mutter, die „Beckenanni“. Zudem feierte an jenem Tage noch eine andere Schwester ihre Hochzeit. Es war also Doppelhochzeit „ins Becke“.

Mein Großvater, dessen Vuben alle schon früher nach Amerika ausgewandert waren, hatte die Bäckerei aufgegeben; er selbst wollte sie mit den beiden Mädchen, die noch zu Hause waren, nicht weiter betreiben, und wenn er einen Gesellen angestellt hätte, wäre ihm doch alle Sorge und Verantwortung geblieben. Es dauerte aber nicht manches Jahr, bis sich ein junger Bäcker aus einem Nachbardorf in Ulm um eine Braut umsah, die als Brautgeschenk auch zugleich die Bäckerei mitbrächte. Und er fand das rechte Haus und bekam keinen Korb.

Bei den gewöhnlichen Besuchen des angehenden Bäckermeisters übernahm mein Vater die Schutzengelrolle und begleitete den Bräutigam ein Stück Wegs. Einem Brautwerber, der sich einmal bis nachts in Ulm aufhielt, drohte jeweils Gefahr, auf unüberwindliche Hindernisse von seiten der Ulmer Jungen zu stoßen, wie es sehr häufig geschehen sein soll. Einmal wurde ein Gespräch solcher Burschen belauscht, der „Beck“ wäre nicht so unbehelligt davongekommen, wenn nicht der lange „Bene“ ihn immer begleitet hätte. Dafür wurde mein Vater aber auch bei der Hochzeit Brautzeuge. Der zweite Teil des Festes wurde in der „Sonne“ bei einer andern Schwester der beiden Bräute abgewickelt. Wir Kinder aus der Verwandtschaft feierten das Fest ins „Großvaters“, und zwar mit so viel Glanz, daß ich den Tag nie vergaß und der neue Dinkel gleich bei mir zu hohem Ansehen gelangte. Als dann die Bäckerei wieder im Gang war, arbeitete der Großvater wieder wie ein Ge-

hilfe mit und ersetzte dem Onkel einen Gesellen. Jeden Morgen machte er den „Ansatz“, richtete das Mehl für den Tag her und half am Abend beim Abwägen und Auswirken mit. Nebenbei hatte aber der Onkel doch immer noch einen Lehrling; von einem Gesellen weiß ich nichts. Der Lehrjunge erhielt wenig oder gar keinen Lohn und half am Tage bei aller andern Arbeit mit, was ein Geselle nicht getan hätte. Das Backen nahm den Onkel und Lehrjungen nur etwa 4 bis 5 Stunden in Anspruch, alles Andere besorgte der Großvater. Am Sonntag gab's auch noch Wecken, was dann die Arbeit bis 2 Uhr ausdehnte. Für die Neujahrswecken und „Osterhasen“ wurden überstunden eingelegt, so auch für die Fastenbrezel. Ich war immer viel ins „Backe“ und in der Backstube beim Großvater. Denn dort war er immer zu finden. Als ich aber so etwa 10 Jahre alt war, half ich schon mit beim Brezelbacken. Auch anderweitig arbeitete ich gerne beim Onkel. Doch kam's drauf an, wie gewinnend und anziehend ein Lehrjunge für mich war, besonders in meinen jüngeren Jahren. Mit einem war ich noch während meiner Schuljahre seiner guten Anlage wegen besonders vertraut, ja vielleicht gut Freund. Einmal begleitete ich ihn in seine Heimat Lauf und auf diesem Gang sah ich zum erstenmal einen Kastanienwald in Blüte. Dies einzige Mal war ich in Lauf so nahe bei Neuwinddeck oder Lauerschloß. Mit dem Lauferlui, wie er gewöhnlich genannt wurde, trieb mein Vater einmal Scherz: Zwischen Haus und Straße stand der mit Latten zugeschlagene Holzschopf, in dem das frischgespaltene Holz trocknen konnte. Auf einer Seite bildete er zugleich mit einer Seite des Hauses den Gartenzaun, hier mit einer „Rebhald“ (Weinstöcken) ganz bewachsen. An einem ziemlich kalten Winterabend trat mein Vater beim Onkel ein, als er gerade vor seinem Backofen saß und die Wirkung der Wärme auf seine Backwaren abwartete. „Gerade ist

ein „Hilbetritsch“ in deinen Holzschopf gelaufen, den sollte man aber doch fangen“, sagte er. Verständnissinnig lächelnd, meinte der Onkel zu Lui: „Da wirst du wohl helfen müssen, Lui, nimm den alten Kleiensack dort drinnen und gehe mit Benjamin.“ Gesagt, getan! Mein Vater ging mit ihm durch die Backstube in den Garten und zum Schopf und stellte ihn an ein in den Schopf führendes Loch, das der Hausfaze zum Ein- und Ausgang diente. „Halt’ den Sack fest vors Loch bis er drin ist“, bedeutete er ihm, „ich geh hinein und jag’ ihn heraus“, huschte zur Gartentür hinaus, rappelte ein wenig am Holz im Schopf und schlich sich still an der vorderen Türe wieder ins Haus. Der Onkel lachte mit ihm über die einfache Unterwürfigkeit des armen Jungen. Nach einer Weile aber meinte er: „Man kann ihn aber doch nicht so lang draußen stehen lassen, er ist leicht angezogen und das Wetter kalt. Eben kam er durch die Backstube herein und sagte in aller Gemütsruhe: „Er ist nicht herausgekommen, am End ist gar keiner drin.“ „Doch, ich hab’ ihn hineingehen sehen, aber er ist vielleicht schon wieder heraus, ehe du dort warst!“

Als mein Vater sich wieder entfernt hatte, fragte Lui den Onkel, was für ein Vieh so ein Hilbetritsch denn sei, aber der Onkel konnte ihm nicht viel Aufklärung geben, er habe selbst noch keinen gesehen. Am besten hätte er meinen Vater selbst gefragt. Lui wurde ein ganz ausgezeichnete Bäcker, aber zu einer eigenen Bäckerei brachte er es nie, wie ich in späteren Jahren hörte. Und da er nicht immer als Kunde in der Welt herumwandern wollte, nahm er zu andern Dingen seine Zuflucht.

Der nächste Lehrling war ein Bauernsohn aus Ulm, der später auf seines Vaters Hof eine Bäckerei errichten wollte, aber nicht viel Glück damit hatte, wie ich nachher noch aus Briesen ersah. Ob er bei seinem Beruf blieb und später besser geriet, ist mir nicht bekannt ge-



worden. Brotauftragen brauchte der Lehrling beim Onkel nicht; das tat die Magd und noch ein anderes Mädchen oft bis 11 Uhr. Warum mir diese Ehre auch eine Zeitlang zuteil wurde, weiß ich nicht mehr, aber einen Sommer hindurch mußte ich jeden Sonntagmorgen mit dem Brotkorb im Weingarten und Reiersbach haufieren. Als ich diese mir so widerwärtige Arbeit übernehmen mußte, bat meine Mutter mich in allen Tonarten, weil ja der Onkel so gut sei und uns so viel tue und immer getan habe. Mein Vater drängte mich nicht. Als die Mutter auch seine Hilfe suchte, sagte er: „Wenn's a Mäd'l wär, dann tät i sage, sie muß gehen; aber das ist kei Arbeit für a Bub.“ Ich gab nach und ging einen Sommer auf den Handel. Aber die Haupttriebfeder waren die sechs Kreuzer Lohn und die große Schüssel voll Kaffee mit genügend Weißbrot nach Vollendung des Rundganges. Dabei wurde ich aber selten erwartet und angerufen, wie Bäckerlehrling Karl Ernst in Dichtental, sondern an vielen Häusern wurde mir, nachdem ich den Hund erst beruhigt und die Leute aus den Betten getrommelt hatte, die angenehme Antwort: „Wir brauchen heute nichts.“ Solche Häuser merkte ich mir gut und weckte die Einwohner keine dreimal mehr aus ihrem süßen Schlummer. In einem Haus, wo man sonst gewöhnlich etwas gekauft hatte, wurde ich auch einmal leer fortgeschickt und sagte, dann käme ich ferner auch nicht mehr. Der Mann erzählte das meinem Onkel, um ihm zu zeigen, wie ich auf das Verkaufen aus sei. Der Onkel aber nahm das nicht so schwer und sagte mir nur, ich solle solche Reden lassen und den Leuten nichts aufdrängen. So geht es einem oft: mit dem besten Willen kann man sich selbst schaden. Mir machte es freilich den Gang nur lästiger.

Der nächste Lehrling stammte aus einer sehr kinderreichen Densbacher Familie. Er sagte mir, er habe noch sechzehn Geschwister, fünf seien tot. Ich ging auch einmal mit ihm in seine Heimat. Dieser junge Mann gefiel mir

nicht recht. Jetzt war ich eben auch aus der Schule und hatte nicht mehr soviel freie Stunden beim „Beckonkel“ zuzubringen. Auch fängt man in diesen Jahren an, auf eigene Rechnung zu denken und zu verdienen. Überhaupt half ich immer lieber dort, wo ich auch etwas verdiente, und das gab's beim Onkel höchstens einmal beim Dreschen.

Der Densbacher hielt seine Lehrzeit beim Onkel nicht aus. Die Bäckerei hätte ihm schon gefallen; denn sie erforderte nur fünf bis sechs Stunden, die Vorbereitung dazu aber zehn bis zwölf. Und diese hießen nicht nur: Holzspalten und Mehl herbeitragen, sondern auch sehr viel mithelfen in Feld und Weinberg. Diese reichhaltige Lehrzeit schmeckte ihm nicht, und ohne Abschiedsfeier verließ er Ulm und ergab sich wieder der Feldarbeit.

Wer das erste Wort gesprochen oder veranlaßt, daß jetzt ich seine Stelle ausfüllen solle, ist mir unbekannt geblieben. Kurz und gut, einige Tage nach seinem sanglosen Abzug zog ich als sein Nachfolger beim Onkel auf. Der Umzug machte mir nicht viel Arbeit. Alle meine Habseligkeiten bestanden in den verschiedenen Kleidungsstücken. Nur eines fiel mir etwas schwer: die Trommel, die ich schon über ein Jahr bei der Musik geschlagen hatte, mußte ich jetzt ihrem Eigentümer oder Verwalter zurückgeben. Aus dem Ministrantenamt ausgetreten, hatte ich nämlich gleich bei der Musikgesellschaft die schon längere Zeit freie Stelle eines Tambours angetreten. Dafür gab's nun keine Freizeit mehr. Das tat mir zwar etwas leid, aber schon damals machte ich mich mit dem Wort vertraut, daß niemand zwei Herren dienen kann.

Da die glorreiche Zeit der Gewerbefreiheit ihren Einzug schon gehalten hatte, waren keine besondern Vorschriften und Verträge notwendig, um mich als ordentlichen Lehrling einzuführen und anzuerkennen. Als manche Leute mich an des andern Stelle sahen, fragten sie mich,

ob ich jetzt Lehrling sei. Ich sagte nie ja, sondern nur ich würde dem Onkel helfen, bis er wieder einen andern habe. Es kam mir wirklich nie in den Sinn, im Ernstfall Bäcker zu werden, dann als Handwerksbursche durch die Welt zu wandern und vielleicht später selbst als Bäckermeister mich irgendwo niederzulassen. Nach der Richtung dachte ich nie über die Zukunft nach, entweder aus Mangel an eigentlicher Überlegungsgabe oder weil ich eben so etwas ganz als ausgeschlossen betrachtete. Ich tat meine Arbeit und ließ in allem andern den lieben Gott walten.

Durch das jahrelange Mithelfen waren mir die verschiedenen Arbeiten in der Bäckerei schon alle bekannt. Bloß einige, die immer der Onkel selber oder doch der Lehrling verrichtet hatte, mußte ich noch lernen und üben. Alles tat ich gerne, weil es mir Freude machte. Auch lobte mich der Onkel häufig, und das half immer viel mehr als Tadel. Diesen oder Stichelreden konnte ich nie ertragen. Besonders weh taten sie mir, wenn ich nach bestem Wissen meine Pflicht getan hatte.

Als ich eines Sonntagabends den Teig machte, erschien mein alter Freund Ludwig, mein Kamerad beim Ministrantenstreich, am offenen Fenster der Backstube und schaute mir eine Weile zu. Mit allem Eifer und nach bestem Können bearbeitete ich den Teig. Da ging die Tante durch die Backstube und sagte zu meinem Freunde: „Das tut er jetzt bloß, weil du ihm zuschaust.“ Ich schaute meinen Freund an, er aber verließ lächelnd das Fenster. Wie mich diese Bemerkung verletzte und ärgerte, kann ich gar nicht beschreiben. Auch Freund Ludwig schien ihren Dorn ganz gut gefühlt zu haben. Von meiner Tante war das jedenfalls eine der unüberlegten Reden, die sie manchmal ohne widerwärtige Absicht aussprechen konnte, ohne Zweifel ihrer Tragweite schwerlich bewußt.

Der Onkel war immer gut und meistens mit meiner Arbeit recht zufrieden. Kaum war am Sonntagabend alles



Brot im Ofen, ging er, streng die Reihe einhaltend, in eines der von ihm mit Brot versorgten Wirtshäuser, und ich mußte die Arbeit allein vollenden. Wenn er dann heimgekommen war und noch einmal überall nachgesehen hatte, gab's gewöhnlich ein Trinkgeld, an dem ich jeweils meine Stimmung bemessen konnte. Gut gelaunt, hatte er für seinen Lehrling immer ein gutes Wort. War ihm aber etwas über die Leber gekrochen, dann sagte er vorerst gar nichts, und wenn dann etwas kam, witterte ich gleich das Wetter, verfügte mich aber auch ungesäumt in die Matte. Er war ein kleiner, aber starkgebauter Mann und ein Arbeiter, der's mit jedem aufnehmen konnte. Meine Mutter sagte, er habe Arbeitsgeist für drei. Das erfuhr niemand besser als seine Lehrlinge, die immer mit ihm Schritt halten mußten. Er war damals in den besten Mannesjahren, ich aber ein schwächlicher Junge von sechzehn Jahren und konnte ihm manchmal mit bestem Willen nicht nachkommen. Meistens sah er das auch ein und verlangte nicht zu viel, manchmal aber ging ihm der Gaul auch durch, besonders wenn ihm etwas über den Weg gelaufen war und das Schnellfeuer seines Temperamentes ihn zu viel erhitzte. Dann war der kleine Mann aber auch lauter Feuer und Flamme.

Eines Tages war ich mit ihm aufs Feld gefahren. Als die Magd mit ihrem Rundgang fertig war, mußte sie auch nachkommen und einen Korb mitbringen, den wir zum Brechen der vereinzelt an einem jungen Baume hängenden Kirschen gebrauchen sollten. Der Onkel fuhr nach Hause und überließ uns die unergiebige Arbeit. Da wir keine Leiter hatten und die Arbeit sich nicht lohnte, auf dem Baum selbst herumzuklettern, konnten wir nicht eilen. Trotzdem wollte man die paar Kirschen nicht opfern, da meines Wissens in jenem Jahre sonst kein Baum trug. Auf dem Heimweg mußten wir an meinem Vaterhaus vorbei. Während die Magd weiterging, sagte ich meiner Mutter noch „guten Tag“.



Als die Magd heimkam, fragte er sie gleich nach mir, wie sie mir nachher erzählte. Er habe dann nur etwas gebrummt. Da er auf die ziemlich schwere Stelle nicht leicht jemand bekommen konnte und es darum mit ihr nicht verderben wollte, kam sie so glimpflich davon. Um so ungestümer aber brach etwa fünf Minuten später das Wetter auf mich los. Er machte mir Vorwürfe, daß wir solange an den paar Kirschen herumgeduftet hätten. Ganz sicher hätten wir in einer Viertelftunde fertig sein können. Dann hätte ich auch noch zur Mutter hineinlaufen müssen, und gerade sie verhätschle mich! Das letzte Wort trieb mich zu einer Antwort, wie ich sie sonst nie zuwege gebracht hätte. Aber mit aller Ruhe erwiderte ich: „Ich habe getan wie immer. Vielleicht hätten's andere schneller gemacht, aber dafür kann ich nichts. Es kann auch sein, daß wir nicht so schnell gearbeitet haben wie Sie. Es gibt aber noch viele, die das auch nicht können. Sie wissen so gut wie nur einer, daß man nicht vom Fleck kommt, wenn man fast nach jeder einzelnen Kirsche langen muß. Daß Sie mir's gar als Zeitverschwendung anrechnen wollen, wenn ich einen Augenblick zu meinen Eltern und Geschwistern hineingehe, das ist sicher mehr, als ich ertragen kann. Wenn Sie sonst etwas geärgert hat, dann sollten Sie die üble Laune nicht an mir auslassen. Das ist unrecht.“

Die letzten Worte hörte er kaum mehr, da er sich wegbegeben hatte, ehe ich meine Gründe alle angebracht. Man hatte zum Mittagessen gerufen, aber ich hörte es nicht und wollte es auch nicht hören, denn wenn ich je in meinem Leben innerlich erregt war, dann damals. Als ich noch eine Weile in der Scheuer herumhantierte, kam die Tante und wollte mich nochmals rufen, aber ich wollte jetzt um keinen Preis dem Onkel gegenüber am Tisch essen und sagte, ich hätte ja doch noch nichts verdient, so wolle ich auch nichts! Darauf gab sie mir einen Stoß und sagte: „Das ist jetzt nur dein Trost!“

Damit hatte sie vollkommen recht, denn am Hunger fehlte es sicher nicht. Wo in aller Welt bekäme auch ein Junge von sechzehn Jahren von sechs Uhr morgens bis zwölf Uhr mittags keinen Appetit! Trotz und Wille geboten dem Magen Ruhe. Die Großmutter, die noch immer das Mittagessen bereitete, ließ mir durch die Magd etwas in die Backstube tragen, wo ich nachher auch dem Magen seine Rechte gewährte. Dieser Zwischenfall gab mir viel zu denken. Am wenigsten wollte mir in den Kopf, daß meine Mutter mich verhätschle (verderbe, als Lieblingskind behandle), da doch gerade sie immer so gut von ihm sprach und mir bei etwaigen Klagen immer wieder neuen Mut einzulößen suchte. So kam ich zu der Überzeugung, daß zwischen ihm und meinen Eltern etwas vorgefallen sein müsse. Meine bisherige Liebe und Hochachtung gegen den Onkel wurde dadurch ziemlich abgeschwächt, wenn nicht ganz ertötet. Auch hielt er sich eine Zeitlang recht spröde — durchaus nicht das beste Mittel, mein altes Vertrauen wieder zu wecken. Deshalb wohl auch schien er mir ein ganz anderer Mann geworden zu sein; ich hatte ihn jetzt eben auch von der andern Seite anschauen gelernt. Bald schon kam der Tag der Entscheidung.

Eines Abends hatte man schon gegessen, während ich die Teige machte. Nun sollte auch ich gleich damit folgen, wollte aber vorher noch die Mulde putzen, da es kaum halbsoviel Arbeit machte, als wenn ich alles erst trocken werden ließ. Als ich aber herzlich an der Arbeit war, kam der Onkel herein und fing an, auf mich loszuschlagen, erst mit bloßen Händen und dann mit dem neben der Mulde stehenden Labstock. Dabei hörte ich nur, ich hätte zum Essen gehen sollen. Der Großvater, der auch schon in der Backstube saß, kam heran und suchte mich etwas zu schützen und den zornigen Menschen zurückzuhalten. „'s ist doch der Schwester Kind, hat nichts getan“, das ist alles, was ich hörte,

denn mittlerweile lief ich zu jener Türe hinaus, durch die er hereingekommen war, und versügte mich in meine dunkle Bettkammer. Dahin kam er mir nicht nach. Nach einer Weile kam der Großvater und rief mich zum Nachteffen herunter. Bei der andern Arbeit fiel an jenem Abend fast kein Wort mehr, nur der Großvater redete davon, ich hätte durchaus nichts getan, was einen solchen Austritt gerechtfertigt hätte; mit dem Buzen der Mulde sei ich ganz im Recht gewesen. Aber der Onkel gab keine Antwort. Deshalb ging er auch gleich nach dem Abwägen in seine Schlafkammer. Ich selber gab nur die allernotwendigsten Antworten. Was der Onkel Notwendigstes über die Arbeit sagte, tat ich einfach, und damit war es gut. Sichtlich tat's ihm doch leid, daß er sich so weit hatte hinreißen lassen. An selbem Abend ging er sogar ins Bier, was er sonst unter der Woche nie tat. Mir schien das nur eine Art Ausrede, um mir das Ausbacken des Brotes überlassen zu müssen und mir dann, wie an Sonntagen, etwas geben zu können. Wenn er dies sonst gewöhnlich irgendwo hinlegte, so gab er mir's heute in die Hand. Er fürchtete wohl mit Recht, ich ließe es sonst liegen.

Man sagt: Wo ein Bäcker sich hinlegt, da schläft er auch, ohne lange am Lager zu doktern. An jenem Abend aber befreite mich der Schlaf nicht so schnell aus meinem Nachsinnen. Als wäre alles in bester Ordnung, tat ich am nächsten Morgen noch die gewöhnlichen Arbeiten. Dann aber ging ich in meine Kammer, warf meine Kleider in einen Korb, nahm ihn auf die Schulter und wanderte auf einem kleinen Umweg nach dem Vaterhaus. Der Onkel war auf den Markt gegangen. Ob mich sonst jemand sah, weiß ich nicht und bekümmerte mich auch nie darum. So endete meine etwa ein Jahr währende Lehrzeit in der Bäckerei!

Was machte die Mutter Augen, als ich mit dem Kleiderkorb heimkam! „Das hab' ich mir gedacht!“ sagte



sie. Als ich ihr aber den Hergang vom verflossenen Abend erzählte, meinte sie: „Das hätte ich nicht gedacht! Aber ich habe schon lange etwas befürchtet.“ Weiter konnte ich nichts erfahren, schloß aber ziemlich sicher auf einen Zwischenfall, den ich nicht wissen sollte.

Als mein Vater heimkam, sagte er: „Na, hast du schon ausstudiert? Gelt, mit dem Kleinen ist nicht gut Kirschen essen? Es ist auch so ganz gut, wir brauchen auch einen guten Arbeiter, besonders da ‚der alte‘ fort ist.“ Er meinte meinen älteren Bruder, der irgendwo in Dienst stand und bald nachher mit einer Nachbarsfamilie nach Amerika auszuwandern beabsichtigte. Bei der Mutter suchte ich noch manchmal wegen des Onkels anzubohren, konnte aber nichts herausbringen. Sie sagte stets, der Onkel sei immer gut gewesen und habe immer geholfen, wenn sie seine Hilfe nötig gehabt. Und ein Seufzer blieb ihre einzige Antwort bei meinem Hinweis auf seine Änderung. Nie aber machte sie mir den geringsten Vorwurf oder äußerte sich auch nur unzufrieden, daß ich meine Lehrzeit auf diese Weise zum raschen Abschluß gebracht.





So nebenher.



Unter dieser Aufschrift will ich noch einige Begebenheiten anführen, die mich doch manchmal stark in Mitleidenschaft zogen, ohne gerade Heldentaten zu sein. Ursachen, oft so klein, daß nur der Betroffene sie merkt, haben doch manchmal große Wirkungen.

Ein Spiel, das neben den Kindern oft auch die Erwachsenen allen Ernstes treiben, ist das Schlittensfahren. Dafür hatte uns der Vater zugleich mit dem Wagen einen Schlitten gemacht, und wir meinten natürlich, es könne in ganz Ulm kein besserer sein. Zu seinem Gebrauch gab's auch jeden Winter hinreichende Gelegenheit. Da war unser „Buckel“, 's Mesners Buckel, 's Kaste Buckel, 's Krummholze Buckel, von denen jeder eine ganz erwünschte Schlittenbahn abgegeben hätte, wenn er nur unbeschrien geblieben wäre. Da aber haperte es fast immer, denn etwa dreißig Familien holten das Wasser am „Kettenbrunnen“, und alle mußten es da herauftragen, eine saure Arbeit, wenn einer von den Buckeln durch das Schlittensfahren glatt geworden. Aber was sein muß, muß sein! So wurde die Not die Feindin des Vergnügens, und jedes wasserbedürftige Haus wehrte sich gegen das Kinderspiel an diesen Orten. Aber es waren meistens die Größeren, die am Abend und meist ganz im Stillen, sich gegen das Verbot verkehrten.



Da wir Kinder aus der Nachbarschaft also diesem schönen „Buckel“ nicht nach Herzenslust zusprechen durften, galt es, Ersatz zu schaffen. Wir fanden einen Wiesenweg gerade am Rand des Dorfes! Sanft abfallend, bot er, einmal eingefahren, eine herrliche Bahn. Als Anlauf nahmen wir einen kleinen Schneehügel. Dazu gewöhnlich noch einen guten Schub, und die Freude war voll. Bald fand sich dann auch die größere Dorfjugend ein. Aber aus einem andern Grund blieb sie mir unvergeßlich, weil es bei solchen Ansammlungen von Fahrgästen manchmal nicht ohne Zwischenfälle abging.

Mehr zur Arbeit als zum Spielen, hatte mein Vater auch noch einen größeren Schlitten für fünf bis sieben Gäste gebaut. Als wir einmal aus der Schule waren, stellten wir auch ihn in unsern Spielplan ein. Etwa zwei Fuß hoch, wurde er nicht wie die andern an einem Strick die Bahn hinausgezogen, sondern geschoben. Als Regel galt, die Bahn freizulassen und neben ihr die leeren Schlitten hinaufzuziehen. Der große kehrte sich daran nicht, weil er auf der Bahn selbst viel leichter fortkam. Zwei schoben ihn, und die andern fünf gingen voraus, als ich eines Tages eben auf dem kleinen herabgesaust kam. Auf meinen gewöhnlichen Warnungsruf „Sorgforg!“ sprangen die Vorausgehenden auf die Seite und ich fuhr mit Wucht in den großen hinein, da ich im letzten Augenblick nicht mehr ausweichen konnte, aber auch nicht Geistesgegenwart genug hatte, meine Füße zu heben. Mit den Füßen auf der Bahn streifend, konnte ich auch nicht mehr anhalten, und wurde so in den andern hineingetrieben. Von dem in halber Höhe befindlichen Querholz wurde mir an beiden Schienbeinen die Haut abgeschürft. Der heftige Schmerz davon gebot meinem Vergnügen wenigstens für diesen Abend Schluß.

Auch mein Bruder, einer der Hauptschuldigen des Unfalls, da er den Großen ins Feld geführt, hatte keine Lust zum Bleiben mehr. So war die Bahn bald ver-

lassen. Zu Hause auch keineswegs redselig darüber, bat er auch mich, nicht locker zu lassen, es werde schon wieder gut werden. Ich schwieg schon aus Ehrfurcht vor dem Vater, mit dem bei so etwas durchaus nicht zu spassen war. Der erste Schmerz war bald vorbei, und ich hoffte, daß alles wieder heilen werde, ohne daß die Eltern etwas davon erführen.

Aber diesmal täuschte mich die Vertrauensseligkeit. Die Wunde am linken Fuß heilte schön zu, die am rechten aber wurde rot, durch Erkältung entzündet. Es war an der Zeit, die Eltern ins Vertrauen zu ziehen. Verängstigt steckte ich's zuerst hinter die Mutter. Vor der strengen Zuchttrute meines Vaters hatte ich auch jetzt noch Angst und glaube auch, daß nur die Wunde selbst mich vor seiner strafenden Hand bewahrte. Ich mußte nach Aachen zum Doktor. Der sagte, es sei schon viel zu spät. Warum ich nicht schon früher gekommen sei? „So macht ihr's“, meinte er auf meine Aufklärung, „und wenn's dann zu weit ist, dann soll der Doktor helfen!“ Er brannte die schon recht wüste Wunde mit Höllenstein aus und verschrieb mir eine Salbe. Aber die vorschriftsmäßige Wundbehandlung blieb ohne Erfolg. Drei- oder viermal ging ich noch zu ihm, er sagte aber selten mehr etwas; nur aus seinen Mienen las ich ab, daß ihm die Geschichte nicht gefiel.

Mittlerweile war es Sommer geworden, aber der Winter wollte mich nicht loslassen von seinem bösen Vermächtnis. Mein Fuß hatte ein böses Aussehen. Auf dem Schienbein, das doch bloß mit Haut überzogen ist, hatte ich eine zwei Zoll lange und stark einen halben Zoll tiefe Wunde. Mein Vater meinte manchmal, wenn's so weitergehe, verliere ich vielleicht noch das Bein — und das sei dann fürs Schlittensfahren! Ich konnte doch immer noch arbeiten, wenn auch manchmal nicht gut; klagen wollte ich nicht, weil ich den Erfolg nur zu gut voraussah. Gerade ein Jahr war ich aus der Schule.

Zum Doktor hatte ich nicht mehr viel Zutrauen, um so mehr hielt ich an bei dem, der alle Wunden heilen kann. Und er half durch ein ganz einfaches Naturmittel. Eines Tages sagte eine Nachbarin zu mir: „Versuch's einmal mit Hufblättern. Die sollen ja so heilsam sein.“ An der Seite unseres Hauses war früher ein Apfelbaum gestanden, den ich freilich nicht mehr sah. Da fand ich solche in der Form eines Pferdefußes, oben dunkelgrün, unten wollig, grau, Roßhufblätter genannt. Sogleich nahm ich eines der schönsten und band es über das Bein. Von der Hitze der Wunde war es in zwei Stunden schon ganz vertrocknet. Ohne Unterbrechung legte ich neue auf. Am dritten Tage war mein Bein, so groß wie die Blätter waren, eine Wunde. Unterhalb der alten traten noch drei weitere offene Wunden auf und erschreckten mich zuerst etwas. Da aber die frischen Blätter mir so gut getan hatten, doktorte ich mutig weiter, und nach etwa fünf Wochen war mein Bein vollkommen geheilt. Die noch ganz deutlich erkennbare Narbe an meinem rechten Bein zeugt von der alten Wunde, ein Denkfzettel von meiner Schlittenfahrt.

Im Anfang der sechziger Jahre erhielt Ulm eine neue Feuerspritze, da man der alten nicht mehr genug Heldenkraft zutraute. Auf dem Kirchhof wurde sie nach ihrer Ankunft ins Examen genommen und das Wasser aus dem Bach und guten Brunnen der Nachbarschaft herbeigetragen. Mein Vater hatte seine Stelle auf der Spritze und lenkte das Wendrohr. Als man mit dem Schlauch über das Dach der Kirche hinweggespritzt hatte und wir Buben von der andern Seite herüber die Nachricht brachten, es regne dort herunter, war man zufrieden und ließ der guten Laune ihren Lauf. Die vielen mittlerweile zusammengelaufenen Leute standen alle in hochachtungsvoller Entfernung, nur an den Fenstern und Läden der nebenanstehenden Wirtschaft war alles dicht besetzt. Mein Vater suchte zuerst die Entferntstehenden

etwas zu beriefeln, drehte aber dann ganz schnell das Rohr nach dem nahen Haus hin und bestrich die Fenster und Läden. In größter Eile ergriffen alle die Flucht. Ein Mann, der gerade in die Wirtschaft hinuntergehen wollte, wurde vollständig gelöscht, noch ehe er seine innerliche Hitze auf andere Art dämpfen konnte.

Etwa zwei Jahre nach der Feuerprobe, an einem Feiertag im Frühsommer, gerade nach dem Mittagsmahl ertönten die Sturmglocken. Als wir vor das Haus kamen, sahen wir ganz nahe bei Großvaters dichten Rauch aufsteigen. Wir Buben sprangen gleich hin. Der Vater wechselte geschwind die Kleider und kam uns nach. Vor der Kirche aber sah ich, daß es nicht beim Onkel in der Bäckerei, sondern im dritten Haus hinter ihr brenne. Beim Brand konnte ich kleiner Knirps doch nichts tun, so blieb ich im Turm und half die Sturmglocken läuten. Als das Feuer schon ziemlich heruntergebrannt war, erhielten wir Befehl, mit dem Läuten aufzuhören. Jetzt ging ich auch hin und sah meinen Vater wieder auf der Spritze gerade wie bei der Probe. Obgleich das Haus nur etwa vier bis fünf Fuß vom nächsten abstand, wurde kein anderes beschädigt und es selbst auch nicht ganz vernichtet. Beim Ausbruch des Feuers in dieser gefährlichen Lage hatte man gleich einen Feuerreiter nach Mösbach um Hilfe gesandt. Bei der Ankunft der Mösbacher aber war das Feuer bereits gelöscht. Man hatte die beiden Ulmer Spritzen durch einen Grasgarten herauf und noch durch ein anderes kleines Gärtchen ans Feuer herangeschoben und im Bach die „Stellfall“ heruntergelassen. Auch war gerade an einem Feiertag und — über Mittag — alles zu Hause. Deshalb wurde dem Feuer so schnell gewehrt und die Nachbarhäuser gerettet.

Feuer und Wasser sind Gegensätze, kommen aber oft sehr nah zusammen: So will ich auch „vom großen Wasser“ berichten. Im selben Sommer oder ein Jahr später ging über Ulm ein schweres Gewitter nieder. Als

es im Dorf vollständig ausgetobt hatte und wir Knaben schon wieder in den verschiedenen Wasserpflügen herumplätscherten und die herabgeschüttelten Birnen und Äpfel auslassen, erklang der Notruf: „Großwasser im Dorf!“ Da rief die „Großl“, die gerade bei uns war: „Ach Gott, mei Kühle!“ Ihr Häuschen stand gerade an der Spitze der „Insel“, wo die beiden Bächlein zusammenfließen, also an der gefährdetsten Stelle, und der Stall war tief gelegen. Im Augenblick alles andere vergessend, dachte sie nur an das arme Tier, ihre Kuh. Der Vater machte sich sogleich zur Rettung auf nach der Insel, ich lief mit. Beim Rathaus schafften die Leute der umwohnenden Häuser Mist vor die Kellerlöcher und -türen, um so das Wasser fernzuhalten. Bei den näher am Bach liegenden Wohnungen war das nicht mehr möglich, denn es kam so schnell, daß daran nicht mehr zu denken war. Auch hätte es nichts genützt, in manchen Wohnungen stand es schon zwei bis drei Fuß hoch. Mein Vater lief durch einen Garten, der etwa fünf Fuß höher als die Straße lag, so nahe als möglich hin und schwamm von dort durch den gelben Schlamm bis zum Stall, faßte wieder Fuß, machte die Kuh los und leitete sie, vor ihr her schwimmend, die Insel hinauf auf eine wasserfreie Stelle. So schnell als es gekommen, so schnell verlief sich das Wasser sozusagen wieder, aber nicht, ohne beträchtlichen Schaden zu hinterlassen, besonders in zwei Wirtshäusern.

Die Wirte verzapfen ihren Wein gewöhnlich aus dem Faß, das deshalb mit einem Hahnen versehen und nicht fest verschlossen ist. Als durch das eingedrungene Wasser die Fässer in Bewegung gerieten, wurden die Hähne herausgestoßen, und der Wein vermengte sich mit dem Wasser oder besser mit dem Lehmjud. In einer Wirtshaft hob ein kleineres, gut verschlossenes Faß an einer Stelle den Boden der Wirtsstube zwei Fuß. Als nach etwa drei Stunden das Wasser den Rückzug angetreten hatte, ging man herzhast ans Auspumpen der Keller.

Mein Bruder half dabei im „Löwen“ mit. Als er am Abend ziemlich durchnäßt nach Hause kam, roch er, wie wenn er in einem Weinsäß gesteckt hätte. Bei der „Großl“ lief der Keller durch den für solche Fälle schon vorgesehenen Kanal selbst aus, aber er mußte vom zurückgebliebenen Schlamm gereinigt werden, ebenso das Wohnzimmer, in welchem das Wasser beinahe zwei Fuß hoch gestiegen war. Neben den Kellern waren am schlimmsten die Weinberge zugerichtet worden, wo stellenweise aller Boden fortgewaschen und die Wurzeln der Rebstöcke bloßgelegt waren. Allen Schlamm hatte das Wasser auf den Wiesen längs des Baches abgelagert und auch da sein Mark zurückgelassen.

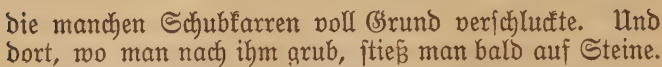
Freude und große Hoffnung aber brachte ein anderes Ereignis.

Etwa im Jahre 1864 oder 65 half mein Vater einmal einem Nachbarn beim „Hanslichten“. In der kleinen Ruhepause beim Schnaps sagte er auf einmal: „Gäb' nicht das Rechenköpfel einen prächtigen Rebberg?“ Das packte der andere gleich, und sie versprachen sich gegenseitig, für die Ausführung dieses Gedankens zu arbeiten. Während des ganzen Spätjahrs warben sie weiterhin dafür, so daß bald die meisten Ulmer für die Losung eintraten: „Das Rechenköpfel soll ein Rebberg werden!“ Das Ergebnis einer Abstimmung im folgenden Frühjahr war dem Plan günstig. Im nächsten Winter fällte man die schönen Tannen, mit denen das Rechenköpfel sowie der ganze Teil des Ulmer Ulmhardts fast ausschließlich bewachsen war. Das Astholz wurde unter die Bürger verlost. Und als im Frühjahr die Stämme in Saft kamen, durste Rinden schälen, wer nur immer wollte. Das war eine große Zeit für uns Buben! Auch solche, die es jedenfalls nicht nötig gehabt hätten, taten mit. Gab's dabei auch nicht gerade Tote, so ging's doch manchmal nicht gefahrlos ab. Denn wenn die übereinanderliegenden Stämme auf der oberen Hälfte abge-



schält waren und umgedreht wurden, ließen sie sich sehr reiselustig an und schossen nicht selten jäh die Bergwand hinunter. Mit knapper Not sprang mein Vater einmal einem solchen noch gerade aus der Bahn, weshalb ich mir diese Gefahr so gut gemerkt habe. Deshalb mußten fortan alle Stämme vor dem Umdrehen angehängt werden. Jeder zeichnete seinen Rindenhaufen, dann wurden sie an den Weg hinuntergeschafft und heimgefahren. Fast alle Tannenstämme wurden von einem Mann erstanden und nach Rengen gefahren. Es war nun wieder ein besonderes Vergnügen, zuzuschauen, wie ein Fuhrmann mit drei schweren Pferden diese Stämme an den Weg schaffte, sie lud und dann zu fünf bis sieben auf dem Wagen dorthin fuhr. Er hatte alle Hilfsmittel zum Aufladen, aber die meiste Arbeit mußten die Pferde tun, welche dafür wie Zirkuspferde eingeübt waren. Besonders interessant war es, wie er im Dorf, den Bach entlang kommend, die Drehung machte, um über die schmale Brücke zu gelangen. Man meinte manchmal, er wolle diesem oder jenem in den Hof hineinfahren, was aber nur dazu diente, den Hinterwagen weit genug nach vorwärts zu bringen, damit er die Brücke nicht verfehle. Auf der andern Seite der Brücke hatte er abermals einen rechten Winkel zu machen. Diesmal jedoch ging's leichter, weil die Dorfstraße dort sehr breit ist. Da konnten die Ulmer Bauern lernen, lange Stämme zu fahren. Wenn die manchmal zwei oder drei zu einem Wagner oder einem Bau zu bringen hatten, da gab's ganz andere Umstände. Ob sie es seither besser verstehen?

Als die Stämme entfernt waren, wurden Wege angelegt. Der alte Waldweg unten am Berg hin wurde verbessert und ein neuer auf die Höhe der Bergwand geführt. Mein Vater übernahm auch einen Anteil am alten Waldweg. In einer Länge von hundert Fuß mußte eine etwa vierzig Fuß tiefe Schlucht ausgefüllt werden,



Arbeit adelt den Menschen und schmückt das Leben, wenn auch mancher Stolze sie verachtet, als wäre sie unter seiner Würde. Solang sie Gutes will und guten Willens getan wird, ist sie gut und lobenswert. Ich brauche mich deshalb hier auch einer „dreckigen“ Arbeit nicht zu schämen, die doch notwendig und gut ist, mit der ich mein Brot verdienen und meiner Menschenpflicht genügen wollte. Auch eine Krankheit ist keine Schande, wenn nicht selbst verschuldet durch sündhaftes Treiben.

Karl, der Sohn unseres Wagnernachbars, hatte schon zwei oder drei Sommer hindurch Feldziegel gemacht. Als er einmal mit der Arbeit ins Gedränge kam, half ich ihm etwa eine Woche aus und wurde so mit Gottes Erde näher bekannt, wenn sie mir bis dahin auch nicht ganz fremd geblieben war. Da mir diese Arbeit nicht gerade am besten gefiel, nahm ich bei der ersten Abkömmlichkeit wieder meinen Abschied, nicht zuletzt auch deshalb, weil ich dazu morgens nach Tiergarten und abends wieder heim laufen und nebenbei noch mein Essen mitnehmen mußte.

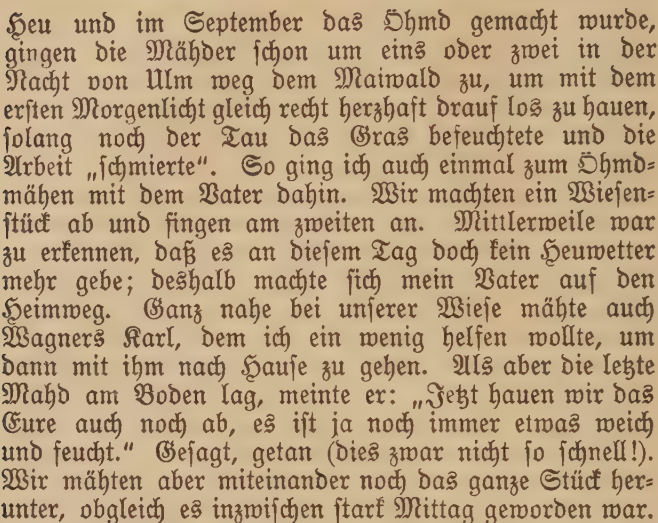
Diese „Zieglerwoche“ trug mir aber eine andere Anstellung ein. Etwa acht Tage später kam der Hüttenbesitzer von Oberkirch, um einen Gehilfen für seine Ziegelei zu bekommen. Er hatte von meinem Hilfsdienst erfahren. Da Karl selber ihm nicht an die Hand gehen konnte, hatte er ihn zu mir gesandt. War das nicht eine große Ehre, nach einer Lehrwoche nicht einmal auf die Wanderschaft gehen zu müssen, sondern sogar in der Heimat als Geselle ge-

sucht zu werden? Ich sagte dem Meister aufrichtig, ich sei kein Ziegler, sondern habe nur einige Tage mit Karl gearbeitet. Er aber meinte, ich würde sein Handwerk schon leicht verstehen, ich solle nur kommen, das andere werde sich schon machen.

So schlug ich ein. Mauerziegel zu formen, hatte ich schon heraus, und das Abstreichen der Dachziegel machte ich nach einiger Weisung dem Meister schnell nach. Das tat ich nach zwei Tagen am liebsten, weil ich dabei immer mit dem Ziegler zusammen war und er immer ein wenig mit mir plauderte. Wenn ich in der andern Hütte allein an Lehm- oder Mauerziegeln hantierte, kam ein gewisses Gefühl der Einsamkeit über mich, das sich in vier Tagen zum regelrechten Heimweh auswuchs. Als am Donnerstag viele Ulmer zum Markt an der Hütte vorbeifuhren, gab's für mich eine kurze Erleichterung. Abends hielt die städtische Feuerwehr eine Übung ab, die mich für ihre Dauer meinen Schmerz vergessen ließ; als ich aber wieder die Schlafkammer aufsuchte, überfiel mich der unheimliche Gast mit um so größerer Zudringlichkeit. Am nächsten Tag gestand ich dem Meister mein Leiden und sagte, so könne ich es nicht mehr aushalten. Er verriet mir auch, er habe es schon bemerkt; es tue ihm leid, wenn ich wieder fortgehe, da er mit meiner Arbeit vollkommen zufrieden sei, aber unter den Umständen wolle er mich nicht halten. Nächsten Tag gab er mir den Lohn, und schon auf dem Heimweg bekam ich wieder neuen Mut und schämte mich dann beinahe meiner Schwäche.

Am Willen hatte es freilich nicht gefehlt, aber der Wille allein kann keine Krankheit bezwingen. Schon der lockende Verdienst stahlte mir ihn; aber auch von mir galt das Wort des Herrn: Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.

Daß es dazu nicht einmal eine Krankheit braucht, zeigt vielleicht folgender Fall. Wenn Ende Juni das



Das wäre nun alles ganz schön gewesen, aber wir hatten nichts zu essen; ohnedies war schon das Frühstück sehr mager ausgefallen, da die Mäher gewöhnlich nicht viel mitnehmen, sondern diese Sorge den nachkommenden Heumachern überlassen. Diese waren leider diesmal ausgeblieben. Was wir in der Nacht zu Hause noch gegessen, langte für uns junge Kameraden doch nicht bis Mittag oder gar drüber. So waren wir beide recht hungrig und zudem nach der allzugroßen Leistung auch sehr abgearbeitet. Karl hatte mich eben nicht ohne Gegenleistung lassen, ich beim Wettstreit auch nicht als der Schwächling erscheinen wollen. Für mich hätte die Überanstrengung böse Folgen haben können, während Karl, etwas stärker als ich und auch ein Jahr älter, es ganz gut aushielt.

Zu allem Überschuß hatten wir jetzt noch zwei Stunden zu gehen. Auf dem Heimweg setzte ich mich zwei- oder dreimal hin und ruhte etwas aus, um überhaupt wieder



weiter zu können. Wenn ich nach kurzer Rast wieder aufstehen wollte, ward ich meiner Müdigkeit erst recht bewußt. Ich glaube, wenn Karl nicht bei mir gewesen und mir aufgeholfen hätte, ich wäre sitzen- oder liegengeblieben. In Renchen stärkten wir uns dann bei einem Verwandten mit Käse, Brot und Bier, und zwar ohne Geld. Denn auch das fehlte uns. Als ich zu Hause meinem Vater die Erfahrung mittheilte, sagte er: „Kaprize!“ Dieses Wort hatte bei ihm den Sinn von Eigensinn, Eigendünkel oder Dummheit. Ob er das Richtige getroffen?





Entscheidung.



Nachdem die Unterredung meines Vaters mit dem Herrn Pfarrer für meine Zukunft und meinen Beruf keine Aussicht eröffnet hatte, besonders als dieser Ulm verlassen hatte, wurde auch zwischen den Eltern und mir nicht mehr viel darüber gesprochen. Nach meiner „Flucht“ vom Bäckeronkel diente ich wieder als Tambour bei der Musik. Ein altes Flügelhorn erstand ich billig und nahm dann auch Musikstunden beim Direktor. Nach einigen Monaten amtierte ich schon als Flügelhornist in der Gesellschaft. Ein jüngerer Bursche erhielt die Trommel und wurde als Tambour eingestellt.

Die Musikstunden, in denen ich nach dem Zeugnis des Herrn Direktors gute Fortschritte machte, mußte ich durch Arbeiten bei ihm abverdienen. Dabei war sein Sohn, ein ausgezeichnete Musiker auf Horn und Geige, gewöhnlich mein Gehilfe. So droschen wir zusammen, vergaßen aber dabei in der Unterhaltung nie die Musik. (Er wanderte einige Jahre nach mir auch nach Amerika aus, gab aber bald die Musik ganz auf und ist jetzt einer der ersten Geschäftsmänner in einem schnell aufgeblühten Städtchen in Ohio und noch heute mein Freund.) Noch im letzten Frühjahr meines Aufenthaltes in Ulm

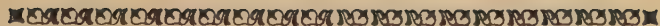
zahlte ich viele Musikstunden ab durch Pfropfen von Kirschbäumen, die alle ohne Ausnahme gut gerieten, wie ich später erfuhr. Aus dem Ertrag solcher Arbeiten konnte ich mir auch ein neues Flügelhorn beschaffen. Ein anderer Knabe, dem das Spielenlernen bald verleidet war, überließ es mir um die Hälfte des Kaufpreises. Das war mein Stolz, aber leider nicht mehr lange.

Daß die Musik für einen jungen Mann kein Erwerbszweig sei, sah ich recht gut ein. Mein Vater nannte es nur eine Spielerei, die man so nebenher betreiben könne, die aber wenig Brot einbringe. Nun war ein Vetter von mir, namens Knäbe, in einem Laden in Rastatt als Kommiss tätig. Mit ihm wurde meinetwegen kurze Zeit ein Briefwechsel unterhalten. Mein Vater wollte mir immer ein solches weniger strenges Geschäft anraten, weil ich nicht sehr stark war. Dabei aber sparte er auch nie mit Seitenblicken auf meine vermeintliche Arbeitscheu und meinen Widerwillen gegen alle harten oder etwas gewöhnlichen Arbeiten. Das tat mir immer innerlich weh, besonders da ich doch den Beweis geliefert hatte, daß ich bei keiner Arbeit zurückstehe oder mich fürchte. Wie oft sagte er: „Das ist nicht nach deinem Geschmack, denn da gibt's dreckige Finger!“

Der Briefwechsel hatte keinen Erfolg, denn mein Vetter schrieb, in seinem Geschäft könne ich nicht ankommen; wie es an andern Plätzen sei, wisse er nicht, das aber wisse er, daß mir das Kommisssein anfangs schon gefallen werde, aber — was sei das für die Zukunft? Es sei besser, Schuster oder Schneider zu werden. Da könne man doch auch sein Geschäft selber betreiben; aber eine Handlung anzufangen, verlange ein großes Kapital, das nicht jedem zur Verfügung stehe. Damit war dieser Plan abgetan. Ein Geschäft, das noch unter dem der Schuster und Schneider stehe, wollte ich nicht lernen. (Auch dieser Vetter wanderte nach Amerika aus und wurde gewöhnlicher Arbeiter in einer Pianofabrik, da er mit seinen

Geschäftskenntnissen da drüben nichts anfangen konnte.) Schuster wollte ich auch nicht werden trotz der guten Aktien bei meinem Onkel. Und von Schneiderwerden war erst recht keine Rede, denn das gewohnheitsmäßige Spotten über die Schneider hatte diesen Beruf in meinen Augen sehr entwertet. Als Bäcker konnte ich auch nicht auf die Reise, da ich mir dazu die nötigen papiernen Fähigkeiten noch nicht angeeignet hatte.

Ein Schulfreund meines Vaters hatte sich in jungen Jahren dem Trappistenorden angeschlossen und den Namen Zacharias erhalten. Als Bruder im Kloster Mariastern in Bosnien wurde er von seinem Obern, dem Abt Franz Pfanner, sehr viel zum Almosenjammeln geschickt und kam so auch einige Male in die Heimat zurück, um seine betagte Mutter und zwei ledige Schwestern zu besuchen. Im Spätjahr 1868 hielt er sich auch wieder einige Tage in Ulm auf. Da fragte ihn mein Vater einmal, wie es in seinem Kloster sei, ob da auch junge Leute aufgenommen würden und Priester werden könnten. Bruder Zacharias sagte, es gehöre auch zu seiner Aufgabe, junge Männer mit Ordensberuf anzuwerben. Nach der Ordensregel aber mußte jeder sich zu dem bereitfinden, wozu die Obern ihn für passend und fähig hielten. Wenn er nach einigen Monaten wieder ins Kloster komme, wolle er mit dem Obern reden und meinem Vater dann alles Nähere berichten. Frohen Mutes glaubte ich nun so ganz sicher das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Denn ganz bestimmt würde ich im Kloster auch Priester werden, wenn mir nur der Weg dahin offen sei. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Während Bruder Zacharias seine Bettelrunde vollendete und ich auf einen Brief von seinem Obern wartete, kam ein solcher von meinem ältern Bruder, der vor etwa zwei Jahren nach Amerika ausgewandert war und in New York als Metzger arbeitete. Er schrieb, ich solle auch nach New York kommen, da hätte ich jedenfalls bessere Gelegenheit als in Ulm oder überhaupt in Deutschland, auf



anständige Weise fortzukommen. In den rosigsten Farben schilderte er die Verhältnisse in Amerika, überhaupt die Möglichkeiten für einen jungen Menschen, wenn er arbeiten und etwas verdienen wolle. Zuerst besprachen die Eltern den Inhalt dieses Briefes miteinander, dann zogen sie auch mich hinzu.

Mein Vater sagte: „Es scheint so Gottes Fügung zu sein, daß du nach Amerika gehst. Schon lange warten wir auf Antwort von Bruder Zacharias, und nun kommt der Brief von deinem Bruder und macht dir die besten Aussichten. Deshalb denke ich, du gehst nach Amerika, und wenn der liebe Gott einen Priester aus dir machen will, dann gibt es dort drin viel mehr Gelegenheit dazu. Vielleicht findest du jemand, der dir hilft, oder du kannst dich auch dort einem Orden anschließen. Meinst du nicht auch?“ — „Ja, Vater, du hast recht, ich gehe nach Amerika, und alles andere wollen wir Gott überlassen.“ Sogleich schrieb der Vater an meinen Bruder nach New York, daß ich mich für die Reise bereit mache und die Reisekarte erwarte.

Bald darauf hieß es in Ulm: „'s Benjamine Wieser“ geht auch nach Amerika zu seinem Bruder, der ihn von New York aus eingeladen hat. Er will ihm sogar das Reisegeld schicken. — Mein Bruder war vor etwa zwei Jahren mit dem Nachbarn Eduard und seiner Familie dorthin ausgewandert. Dieser Eduard war ein armer Tagelöhner, der alle erreichbare Arbeit verrichtet und sich recht jämmerlich mit seiner zahlreichen Familie durchgeschlagen hatte. Als er etwa ein Jahr drüben überm Wasser war, schrieb er an seine Verwandten, er habe jetzt jedem seiner Kinder ein kleines Vermögen geben können, aber nur dadurch, daß er mit ihnen nach Amerika gegangen sei.

Bald erfuhr ich, noch zwei andere Kameraden würden mit mir gehen. Beide hatten schon Geschwister in New York, die ebenfalls sehr verlockend von dort geschrieben hatten.

Wenn so ein oder mehrere „Amerikaner“ im Dorf waren, bildete ihr Ziel und Vorhaben gewöhnlich das Tagesgespräch der meisten Ortsbewohner. „Amerikaner“ wurden nämlich jene genannt, die sich fest zur Auswanderung dorthin bekannt hatten. Dabei frischte man wieder neu auf, was man von wirklichen Amerikanern alles wußte, besonders was sie selber bei einem etwaigen Besuch in der alten Heimat Unglaubliches erzählt hatten. Da kam die Rede auf alle, die seit Menschengedenken dorthin gezogen waren, wie sie im Anfang ungeheuerliche Dinge geschrieben, später aber ganz still geworden seien. Jedenfalls also müsse es doch nicht so glänzend sein, wie sie sich's zuerst vorgestellt hätten. Unser Nachbar Kern, dessen Sohn sich jetzt auch zu den „Amerikanern“ gesellte, sagte zu meinem Vater: „Das kann ich mir von Amerika nicht erklären, daß viele wieder zurückkommen, aber nicht dableiben, sondern immer wieder hingehen. Sie müssen demnach doch Geld verdienen, sonst könnten sie die Reise nicht machen. Aber auch jeder, der von hier noch einen Gulden zu bekommen hat, will ihn unbedingt haben. Ja schon manchmal ist einer herübergekommen, um so ein kleines Erbe zu holen, und die Reise hat dreimal so viel gekostet, als das Erbe ausmachte. Das kann ich mir nicht erklären.“ Mein Vater suchte ihm das Rätsel nach seiner Auffassung zu lösen: Amerika sei ein neues Land, und die Menschen hätten eben auch neue Ideen und wollten ganz nach der allerneuesten Mode leben. Das koste aber sehr viel Geld, wie man es ja auch in Europa sehen könne. „Wo viel ist, geht viel drauf, und wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren“, sagte er. „Uns ist das unbekannt und ungewohnt, aber wir sind halt auch noch vom alten Schlag. Das ist aber ganz anders in Amerika und mit denen, die einmal ein paar Jahre dort gewesen sind. Jedes Land hat seine Leute, seine Sitten und Gewohnheiten, und von denen verstehen wir alte Kerle nichts.“

Wenn einer einmal länger dort ist, schreibt er nur noch selten und nicht mehr so rosig wie im Anfang. Dann ist er eben schon eingebürgert und schwimmt mit dem Strom. Wenn mein Ältester schon länger da drüben wäre, hätte er nicht geschrieben, daß er dem andern das Reisegeld schicken wolle. Jetzt ist er aber selbst dort noch neu und denkt noch manchmal nach Hause. Was später kommt, will ich nicht weiter ausmalen. Ich glaube, in zehn Jahren schreibt er gar nicht mehr."

So nahm man dann alle Amerikasfahrer der letzten zehn oder mehr Jahre unter die Lupe. Der erste und meisterwähnte war der alte schon vor vielen Jahren ausgezogene Hodapp, der noch treu in aller Erinnerung lebte, weil sich viele neueingewanderte Ulmer immer wieder in der Wirtschafft bei ihm trafen und er so der Mittelpunkt aller Ulmer in New York war. Ein anderes Hauptquartier für sie war damals das Kosthaus der Witwe Gempler, bei der auch mein Bruder seine erste New-Yorker Heimat aufgeschlagen hatte. Die Neuangekommenen erwähnten gewöhnlich diese Plätze und diejenigen, die sie da angetroffen hatten. War aber einer einmal mehrere Jahre fort, dann kamen die Briefe seltener, allmählich noch einer im Jahr, und zuletzt blieb auch dieser aus. Solche, die nicht mehr nach Hause schrieben, nannte mein Vater schon „vollständig amerikanisch“. Ich glaube jetzt noch, daß er damit vollkommen recht hatte.

Ich erinnere mich nicht, viel von solchen gehört zu haben, die weiter als nach New York gewandert, obwohl auch viele bis Missouri und Ohio kamen. Ich hatte zwei Onkel in Ohio, einen in Wisconsin und mehrere Verwandte in Missouri, hatte aber nur Verlangen nach New York, so daß dieses mir halb Amerika ersetzte. Dahin stand jetzt mein Sinn, dahin mein Trachten. Alles andere hatte für mich keine Bedeutung mehr.

Während man im Dorf uns und unsere Zukunft reichlich beredete, mußten wir uns auf die Reise vorbereiten.



Eine der ersten Obliegenheiten war die Erlangung der Staatsgenehmigung oder des nötigen Reisepasses. Um ihn ohne Hindernisse zu bekommen, durfte ein junger Mann nicht warten, bis er beinahe zwanzig Jahre alt war, weil er dann als vielleicht unabhkömmliches Kanonensfutter mehr begehrt war, obschon nicht immer so schlimme Fernsichten eröffnet werden, wenn man die jungen Kameraden zum Militär einzieht. Ich kam damit ganz gut durch, als ich mir am neunzehnten März vom Amt den Reisepaß ausstellen ließ. Die Personalien waren etwa folgende: Inhaber: Robert Rath aus Ulm. Alter: 18 Jahre. Stand: Ledig. Gestalt: Schlank. Gesichtsform: Oval. Haare: Blond. Besondere Kennzeichen: Keine. Gültig für die Reise nach Amerika. Eigenhändige Unterschrift des Inhabers. — Damit war die erste Seite des achtseitigen, schön ausgestatteten, und auf jeder Seite über hundertmal mit den Worten „Großherzogliches badisches Paßbuch“ bedruckten und in braunen Umschlag gehüllten Heftchens beschrieben. Schon aus diesem Grunde gefiel es mir recht gut. Auch mein Vater konnte seine Schönheit nicht genug loben. Er war aber auch außer mir der einzige, der es zu sehen bekam oder zu sehen wünschte, denn auf der ganzen Reise wurde ich nie nach einem Paß oder nach etwas Ähnlichem gefragt. Das schöne Büchlein bewahrte ich aber noch viele Jahre auf als Erinnerungszeichen an meine Großherzoglich badische Heimat und an mein Aussehen zur Zeit meiner Abreise. Ob diese meine Freude am Paßbuch seine Kosten ausglich, kann ich nicht sagen, da mein Vater, ahnungslos von seiner Entbehrlichkeit, es auf Umwegen beim Akzisor berappen mußte.

Alle andern Ausrüstungsartifel wurden ganz „unamtlich“ hergestellt. Der Koffer aus Brettern von Ulmhärdter Tannenholz verdankte seine Geburt dem Schreiner und wurde hernach beschlagen und mit zwei Schlössern (darunter einem sogenannten Hängeschloß)

versehen vom Schlosser, der jetzt zwar nicht mehr in der nachbarlichen Nagelschmiede arbeitete, sondern in eine andere Schmiede ins Dorf gezogen war. Dann wurde er noch grau angestrichen und als „Totenbaum“ ins Haus gebracht. So nannte man die Reisefiste, weil mit ihr gewöhnlich ein Glied der Familie auszog und wie durch den Tod von ihr getrennt wurde. Mit Tränen in den Augen betrachtete sie auch meine Mutter im Gedanken an den Auszug ihres zweiten. Welche Mutter auch hätte dabei nicht ähnliche Gefühle in ihrem Herzen empfunden, Gedanken von Scheiden auf Nimmerwiedersehen! Doch sie sollte ihn wiedersehen!

Wenn so ein Koffer für die Reise nach Amerika fertig war, dann galt es gewöhnlich, noch ein besonderes Ausstattungsstück herbeizuschaffen, ein Fäßchen von etwa vier oder fünf Maß Gehalt, statt dessen auch wohl eine oder zwei Blechkannen für das Kirsch- oder Zwetschgenwasser, das mitgenommen werden mußte und das auch beinahe alle mitnahmen. Mein Fäßchen hielt stark fünf Maß. Kurz vor der Abreise wurde es aber auch mit selbstgemachtem Kirschwasser gefüllt. Die meisten Kirschen dazu hatte ich selbst zwei Jahre vorher „gestreift“. Der Vater, der überhaupt sehr gerne mit Kirschwasserbehältern zu tun hatte, befestigte es in einer Ecke des Koffers so, daß es auf der Reise nicht von seiner Stelle weichen konnte. Der andere Inhalt des Koffers verlangte keine solche Vorkehrungen. Meine Kleider und das neue Flügelhorn ließen sich ganz schön nebeneinander legen, und alles wurde mit einer schon etwas alten Bettdecke, die mich auf der See etwas schützen sollte, gegen den Druck von oben gesichert. Zu den gewöhnlichen Kleidern, die jeder in so einem Fall mitnimmt, kam in Ulm immer noch wenigstens ein halbes Duzend Hemden von selbstgemachter Leinwand. Obwohl alle, von denen ich bis dahin gehört hatte, in ihren Briefen es widerrieten, weil man sie in der neuen Heimat nicht gut waschen könne und

sie deshalb meist wegwürfe. Meine Mutter meinte, daß man sie nicht hochschätze, sei durchaus undenkbar. So wurde mein Koffer mit einem ganzen Duzend davon beschwert.

Während dieser Vorbereitungen verflossen etwa vier Monate, und noch immer wartete ich mit Sehnsucht auf die versprochene Reisekarte von meinem Bruder. Meine Gefährten drängten, so ein Herumsitzen nütze gleich gar nichts! Aber was konnte ich tun? Das Geld hatte ich nicht, und von meinen Eltern es zu fordern, wagte ich kaum. „Wir haben gemeint, wir gingen mit dir, aber jetzt müssen wir bald fragen, ob du mit uns gehst?“ meinte der eine. Ich konnte mich nur herausreden, der Brief meines Bruders müsse verloren gegangen sein, er könne doch sein Versprechen nicht ganz gebrochen haben. Auch Nachbar Kern wandte sich an meinen Vater und meinte, die drei müßten sich doch bald auf den Weg machen, sonst würden sie von den Leuten ausgelacht.

Als mein Vater das der Mutter sagte und ich auch die Bemerkungen meiner zwei Schildträger erwähnte, sagte die Mutter: „Wir müssen sehen, daß wir Geld bekommen, damit Robert mit den beiden fortkommt. Auf die Karte von Leo können wir jetzt nicht mehr länger warten.“ „Ja, und wenn sie doch noch kommt, kann man auf irgend eine Art das Geld wieder bekommen“, erwiderte der Vater. Noch am selben Abend ging die Mutter zum Onkel. Was da ausgemacht wurde, erfuhr ich entweder nicht oder vergaß es wieder, weil es mich nicht so interessierte wie die Mutter, die immer die Kasse führte.

Die Woche darauf ging sie mit Frau Kern, die einen Kleinhandel nach Straßburg unterhielt, dorthin, um womöglich bei einem Agenten für Schiffsgesellschaften einen Vertrag abzuschließen. Als sie am Abend wieder nach Hause kamen, brachten sie den Namen des Schiffes und die Zeit der Abreise bereits mit. Auch eine kleine Anzahlung hatten sie schon gemacht und vom Agenten die Zusicherung erhalten, daß sie jederzeit nach Abzug einer



Kleinigkeit den Betrag einer nicht gebrauchten Reiskarte wieder zurückerhalten könnten. Damit war die Bahn frei und der Weg geebnet. Frau Kern hatte auch gleich für Klein, den dritten Reisegefährten, gesorgt. Damit wurden wir nun von unsern Kameraden als richtige Amerikaner gefeiert. Bei verschiedenen davon bemerkte ich, daß ihnen Abschied und Trennung doch etwas naheging. Ich hielt mich immer recht wacker, wenn es auch manchmal hart an den Tränen vorbeiging. Die Vorbereitung bestand gewöhnlich darin, daß die „Amerikaner“ nicht mehr so treu und wacker bei der Arbeit zugreifen mußten. Eine oder zwei Wochen vorher hatte man so halb Feiertag. Da besuchte man dann die weitem Verwandten und Bekannten, nahm von ihnen Abschied und bekam gute Wünsche, manchmal auch ein kleines Geschenk. Die eigentliche Abschiedsfeier war fast immer am Vorabend der Abreise.





Abschied.



Im 1867 der langjährige Dekan von Ulm nach Schuttern gezogen und an seiner Stelle Herr Lender in Schwarzach Dekan geworden war, erhielt Ulm einen Pfarrverweser Krug. Dieser Herr machte sich in einer gesegneten Wirksamkeit von zwei Jahren so beliebt, daß die Pfarrkinder alles aufboten, um ihn für die Pfarrei zu erhalten. Trotzdem wurde er ungefähr sechs Monate vor meiner Abreise nach Amerika nach der kleinen Gemeinde Sulz bei Lahr versetzt. Hauptsächlich durch meine Arbeiten im Pfarrgarten war ich mit ihm und seinen Schwestern gut bekannt geworden. Deshalb besuchte ich ihn noch gerade drei Tage vor meiner Abreise; denn ich wollte mir von ihm einen geistlichen Reisepaß ausstellen lassen, da ich glaubte, kein anderer könnte das so gut wie er.

Diese Reise nach Lahr war bis dahin meine weiteste Südlandsreise. Auf ihr kam mir das Ortenbergerschloß, von dem ich schon viel gelesen und gehört hatte, einmal recht zu Gesicht. Auch die Eisenbahnwagen auf der Strecke Dinglingen-Lahr fielen mir auf, weil man sie nicht wie die andern bisher gesehenen von der Seite, sondern von vorn und hinten bestieg. Die Zichoriensfabrik in Lahr, der die Ulmer Bauern im Spätjahr auch manchen Zentner

langen Ausbleibens wegen in größter Angst, es sei mir etwas zugestoßen, da ich schon tags zuvor wieder heimkommen wollte. Meine Erzählung aber behob die Beunruhigung, die auch meine beiden Reisegefährten ergriffen hatte. Ich machte noch einige Abschiedsbesuche bei Verwandten und Nachbarnleuten. Um $1\frac{1}{2}$ 9 Uhr aber sollte die regelrechte Abschiedsfeier beginnen. Für diese Zeit waren die Mitglieder der Musikgesellschaft zu einer kurzen Probe eingeladen. Auch ich fand mich ein. Den Zweck dieser Abendprobe kannte ich ja gut. Zum letztenmal trug ich mein Flügelhorn in die Abendprobe unserer Musikgesellschaft.

Nach dem dritten Stücke sagte der Kapellmeister: „Jetzt gehen wir ins Bierfrieders, um eins zum Abschied des werten Mitgliedes zu trinken.“ Und „eine Musikantenfehle, die ist ja wie ein Loch“, sagt ein altes Lied, deshalb hatte auch keiner etwas dagegen.

Dort fanden wir schon andere Gäste versammelt, Herrn Oberlehrer H., Herrn Bürgermeister Kirn, meinen Oheim und noch zwei andere Mitglieder des Gemeinderates, meine beiden Reisegefährten und meinen Vater. Die Abschiedsfeier war also gut eingefädelt. Nachdem jeder den seinem Instrument entsprechenden Platz eingenommen hatte, wurde ein Stück gespielt und am andern Ende der Stube ein Fäßchen Bier für die Mitglieder angezapft. Als jeder seinen „Stoff“ hatte, ergriff der Herr Kapellmeister sein Glas und sagte: „Zum Wohl des von uns scheidenden Mitgliedes laßt uns jetzt eins trinken und noch eine Stunde zusammen lustig sein.“ Während die Gläser zum zweitenmal gefüllt wurden, gab's eine andere Nummer Musik, geselliges Gespräch und, durch die Musik angezogen, neue Gäste. Bald füllte sich die Wirtsstube ganz. Als etwa eine abwechslungsreiche Stunde so vorüber war, klingelte der Kapellmeister mit dem Mundstück seines Hornes ans Glas, erhob sich und sagte:

„Der Zweck unseres Hierseins heute abend ist wohl allen bekannt. Wir feiern den Abschied eines werten Mitglieds unserer Gesellschaft, eines Mitglieds, das wir alle wegen seiner treuen Anhänglichkeit und eifrigen Mitarbeit geachtet und geliebt haben. Solange Herr Rath der Gesellschaft angehörte, beteiligte er sich immer an allen Übungen und ließ sich nie etwas zuschulden kommen. Die vier Jahre, die er mit kurzer Unterbrechung als Tambour und Hornist mitwirkte, hatte er stets aller andern Mitglieder volle Zufriedenheit. Als Vorstand entlasse ich ihn hiermit im Namen aller Mitglieder aus unserer Gesellschaft, aber mit dem Vorbehalt, daß wir ihn mit Freuden wieder als Mitglied aufnehmen, wenn er je wieder in seine Heimat zurückkehren sollte. Im Namen aller wünsche ich ihm eine glückliche Reise, Gesundheit, Glück und Gottes Segen im fernen Lande, und, wenn es Gottes Wille sein sollte, ein fröhliches Wiedersehen!“

Zur Befräftigung seines Wunsches forderte er alle Gegenwärtigen auf, mit ihm ein dreifaches Hoch auf den Scheidenden auszubringen. Mit wahrer Begeisterung wurde ihm entsprochen. Weil es mir galt, kam's mir um so großartiger vor; eine solche Ehrung von alten, ehrwürdigen Herren war mir etwas Ungewohntes. Zuerst war ich um eine Antwort recht verlegen. Meine Kameraden aber, besonders Kaver, mein Altersgenosse, und der Sohn des Kapellmeisters drangen in mich, nun auch einige Worte zu sagen. Als sie meine Bereitwilligkeit bemerkten, gab einer Herrn F. ein Zeichen, und er klingelte zum zweitenmal und sagte: „Meine Worte sollen eine Antwort erhalten, bitte also um Aufmerksamkeit!“

Zuerst bedankte ich mich für Lob und Anerkennung des Herrn F. Dann wünschte ich der Gesellschaft als Ersatz für mich zehn neueintretende junge Burschen („Hurra!“). Und sollte ich je wieder dauernd nach Ulm zurückkehren, so würde ich mich sogleich wieder mit Freuden



der Musikgesellschaft in die Arme werfen, um ihr den Friedensfuß zu geben (abermaliger Zuruf: „Hurra, das ist recht!“), sollte aber mein Besuch vielleicht nach Jahren nur ein vorübergehender sein, dann hoffe ich die Gesellschaft in voller Blüte zu finden, und wir würden dann einen zweiten Abschiedsabend feiern, aber mit lauter Clever. Ich fuhr fort:

„Meine Herren, ich will Sie nicht mit leeren Worten hinhalten, denn um hier zu reden, bin ich zu jung und zu unerfahren, deshalb wiederhole ich Ihnen die Worte, die ein alter, erfahrener Lehrer, Samuel Friedrich Sauter, für solche Gelegenheit niedergeschrieben hat:

Nun ist die Scheidestunde da, Adje!
Wir ziehen nach Amerika, Adje!
Die Wagen stehn schon vor der Thür,
Wie drei Kamraden ziehen wir. Adje, Adje, Adje!

Ihr, die Ihr seid mit uns verwandt,
Gebt uns zum letztenmal die Hand!
Wir sehen Euch jetzt nimmermehr,
Doch, Freunde, weinet nicht so sehr! Adje, Adje, Adje!

Seid alle männlich und seid stark!
Macht uns den Abschied nicht so arg!
Wir ziehen ja nicht aus der Welt,
Auch dort ist unser Himmelszelt! Adje, Adje, Adje!

Entwölft, Ihr Lieben, Euern Blick,
Wir suchen hoffend unser Glück.
Schon Tausenden geht's dorten gut,
Dies tröstet uns und macht uns Mut! Adje, Adje, Adje!

Die Heimat fesselt zwar das Herz,
Doch ziehen viele anderwärts!
Dem einen glückt's, wo er entstand,
Dem andern in dem fremden Land. Adje, Adje, Adje!

Wenn unser Schiff im Meere schwimmt,
Dann werden Lieder angestimmt,
Wir fürchten nicht den Wasserschwall
Und denken: Gott ist überall! Adje, Adje, Adje!



Und kommen wir nach Baltimore,
So strecken wir die Händ' empor,
Und rufen laut: „Victoria!
Fest sind wir in Amerika!“ Adje, Adje, Adje!

Wenn unser Aug' die Freunde find't,
Die schon in diesem Lande sind,
So springen wir in ihren Arm
Und küssen sie, von Liebe warm! Adje, Adje, Adje!

Wir richten Eure Grüße aus!
Erzählen ihnen viel von Haus;
Wenn unser Herz ist ausgeleert,
Dann wird ihr guter Rat gehört. Adje, Adje, Adje!

Dann fängt ein jeder, wie er kann,
Sich emsig zu bewerben an;
Gelingt es uns, so danken wir
Dem lieben, guten Gott dafür! Adje, Adje, Adje!

Vergesset, Freunde, unsrer nicht,
Wenn wir Euch sind aus dem Gesicht;
Auch unser Herz bleibt Euch geweiht
Bis in die frohe Ewigkeit! Adje, Adje, Adje!

Gott sei mit uns, Gott sei mit Euch,
Dies wünschen alle wir zugleich.
Der Fuhrmann ruft! Wir müssen fort.
Adje, du lieber Vaterort! Adje, Adje, Adje!“

Stürmischer Beifall ward mir, als ich so geendet.
Nochmals leerten sich die Gläser auf die Gesundheit der
Reisenden, da erhob sich der Herr Bürgermeister mit den
Worten: „Wenn auch ich noch etwas sagen darf, so gilt
es nicht so sehr dem gefeierten jungen Mann, sondern
eher seinem Vater, mit dem ich besser bekannt bin.

Es ist immer eine Freude für Eltern, wenn die Kinder
gut geraten sind; aber eine solche Freude müssen sich die
Eltern selber bereiten durch die gute Erziehung ihrer
Kinder. Herr Rath ist nicht nur ein guter Erzieher und
tüchtiger Familienvater, er ist auch ein guter Mitbürger,
und als solcher steht er mir am nächsten. Es wäre eine
Freude, Oberhaupt einer Gemeinde von lauter solchen

Bürgern zu sein. Ich wünschte, die Söhne eines solchen Bürgers könnten der Gemeinde erhalten bleiben. Herr Rath hat schon einen Sohn in Amerika, der jetzt für diesen die Reisekosten bestreitet, wie ich erfahren habe (nur gut, daß er den zweiten Theil dieser Reisekosten-geschichte nicht erfahren hatte!), und das bestätigt das alte Wort, daß eine gute Erziehung mehr wert ist als ein schönes Vermögen. Es ist zu erwarten, daß Herr Rath an seinem zweiten Sohne nur Gutes erleben wird. Jedenfalls wird er seinen Vater in der Heimat nicht vergessen, wenn ihm in der Neuen Welt das Glück günstig sein sollte! Um Herrn Rath den Abschied seines zweiten Sohnes vielleicht etwas zu erleichtern, möchte ich alle Anwesenden auffordern, das Glas zu ergreifen und mit mir ein Hoch auszubringen auf den Vater des Ge-
feierten: Herr Rath soll leben hoch, hoch, hoch!"

Die Musik und die Hochrufe lockten die ganze Nachbarschaft herbei, so daß die Wirtsstube nicht mehr groß genug war, sondern etwa 25 bis 30 vor den Türen und Fenstern standen. Alle waren eben neugierig, und Geheimnisse gab's ja keine. Jetzt hieß es: „Herr Rath, Sie werden doch Herrn Bürgermeister die Antwort nicht schuldig bleiben?" Das ließ er sich nicht zweimal sagen.

„Auf eine Rede habe ich mich natürlich nicht vorbereitet“, begann mein Vater. „Gewiß bliebe ich dem Herrn Bürgermeister die Antwort nicht schuldig, wenn ich in Gemeindeangelegenheiten seine Ansicht nicht theilte. Aber auf das, was er soeben von mir und meinen Buben gesagt hat, kann ich ihm nicht antworten. Als Vater wie als Bürger habe ich immer versucht, meine Pflicht zu tun; wenn das manchmal nicht nach Wunsch ausgefallen ist, kann ich dafür nicht beschuldigt werden. Ich bin hier aber auch nicht beschuldigt worden, und über das mir gespendete Lob will ich mich nicht auslassen. Ich kann meine Buben nicht hier behalten, um sie zuerst Soldat, dann Knecht werden zu lassen, deshalb ist es besser, wenn sie vor-

her gehen und sich selbständig zu machen suchen. Wenn ich für jeden ein Vermögen hätte, daß sie mit Zuversicht in die Zukunft schauen könnten, dann wäre das etwas ganz anderes. In diesen Zeiten aber, wo die Aussicht auf Erwerb immer mehr schwindet, hat ein Mann in meinen Verhältnissen alle Hände voll zu tun, um eine kleine Familie von noch vier Köpfen durchzubringen. Was soll ich also trauern, wenn einer meiner Buben in das Land der Zukunft reisen will? Ich kann ihm nur einen besseren Anfang wünschen, als ich ihn hatte. Den hätte ich schon noch ein oder zwei Jahre brauchen können, aber dann will ihn ein anderer haben, bei dem er wohl manches lernen könnte, mir aber nur weitere Kosten machte. Und wenn er dann als Soldat heimkommt, dann ist erst recht nichts mehr mit ihm anzufangen. Er ist noch jung, wird sich aber zu benehmen wissen, denn ich habe mein Bestes getan, meine Buben zu Männern heranzubilden, und die Rute nicht gespart, wenn ich sie für notwendig hielt. Auch dieser hat sie oft kennen gelernt wegen seines rechthaberischen Eigensinns. Wenn ich das gesagt habe, muß ich aber auch sagen, daß er immer willig und gehorsam war, und deshalb wird ihn der Vatersegen begleiten auf allen seinen Wegen."

Das Fäßchen wollte nicht mehr bluten. Das war der vom Herrn Oberlehrer gewünschte Augenblick. Er bat um einige Augenblicke Geduld und begann: „Lassen Sie mich, meine Herren, diese Abschiedsfeier mit einigen Worten beschließen. Sehr selten wohnte ich einer so schönen und gemüthlichen Feier bei, wo alles zusammen so harmonisch klappte; noch nicht oft bekam ich bei einer Gesellschaft im Wirtshaus so schöne Worte zu hören, was den alten Satz bestätigt, daß man auch beim Trunke sich der Wahrheit freuen kann, wenn der Verstand seine Meisterschaft behauptet; ferner habe ich gehört, daß ein guter Vater auch immer ein guter Bürger ist, und das gilt dann nicht bloß für eine kleine Dorfgemeinde, sondern

für das ganze Staatswesen; auch habe ich wieder die alte Wahrheit aufs neue bestätigt gefunden, daß gute Erziehung alle andern elterlichen Gaben übertrifft und die Kinder nicht nur für kurze Zeit und für diese Welt beglückt, sondern sie für die ewig dauernden empfänglich macht; denn wo die Erziehung gut ist, da werden auch ihre Wirkungen dauerhaft sein, kleine Ausnahmen nicht ausgeschlossen; ferner habe ich noch zu erwähnen, daß hier sich auch wieder zu bewähren scheint, was ich oft sagte und immer wieder sage: Fröhlich übt sich, was ein Meister werden will, und nach der andern Seite: Was ein Dorn werden will, spitzt sich beizeiten; Robert war ein guter Schüler, er war, wie ich gehört habe, ein guter Tambour und Hornist, er war mir ein treuer Sänger in den Nachmittagsandachten, er war ein braver Sohn und Gärtnersgehilfe, er war ein braver junger Mann und konnte vielen anderen als Muster dienen: deshalb dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß er auch in dem Lande seiner Zukunft gut vorankommen und ein höheres Ziel erreichen wird, als er es hier je hätte erreichen können.

Und mein Beruf als Lehrer macht es mir gleichsam zur Pflicht, Ihnen, mein junger Freund, in dieser Feierstunde noch einige Gedanken mit auf die Reise zu geben, die auch alle hier Gegenwärtigen sich zu Herzen nehmen mögen.

Unser Streben geht nach Glück. Das aber blüht vollkommen nie auf Erden, wenn auch viele es hier zu finden wähnen. Wahres Glück gibt's nur dort oben! Wollen Sie also glücklich werden, dann dürfen Sie das nicht vergessen: nur dort drüben harret Ihrer das Glück! Wer aber jenes drüben sucht, der findet auch hier, so viel eben davon zu finden ist. Jung gewohnt, alt getan; fahren Sie fort zu üben, was Sie in der Schule gelernt und schon mehrere Jahre unter der wackeren Leitung Ihres Vaters geübt haben; denn die Übung macht den Meister überall. Lassen Sie sich nicht von fal-



schen Freunden betören. Der ist ein falscher Freund, dessen Rath nicht mit den in Ihren jungen Jahren gelernten Grundsätzen übereinstimmt. Eine große Gefahr wird für Sie die Freiheit und Ungebundenheit, das Lossein von der elterlichen Leitung mit sich bringen. Wenn ich auch in dieser Hinsicht nichts für Sie fürchte, so muß ich doch sagen, daß wir als Gotteskinder die wahre Freiheit nicht verwechseln dürfen mit der Freiheit der Welt. Gerade die vielgepriesene amerikanische Freiheit wissen viele Eingewanderte nicht zu genießen, weil eben dieses Wort noch mehr Lügen verdeckt als das Wort Liebe. Fahren Sie fort, treu zu sein im Glauben, fromm im Gebete, gottesfürchtig im Umgang mit jedermann, fleißig bei Ihrer Berufsarbeit; dann wird der liebe Gott alles andere leiten und fügen, daß Sie Ihrem Glück beständig entgegenzueilen, ohne einen Neider zu finden.

Ich glaube nicht, Herr Rath, daß Sie für Ihren Sohn zu fürchten haben, denn einer guten Erziehung hat sein Charakter seine gute Grundlage zu verdanken und wird sich ohne Zweifel auch in der Zukunft bewähren. Wir alle, die wir an dieser schönen Abschiedsfeier teilgenommen, wollen diesen Jüngling mit den besten Wünschen in die neue Welt begleiten. Möge er leben in Gesundheit und Frieden, bis wir uns wiedersehen, wenn nicht hier auf Erden, dann doch ganz gewiß bei der ewigen Friedensfeier!"

Damit endete die Abschiedsfeier, und alle machten sich auf den Heimweg, nachdem sie nochmals mir und meinen zwei Kameraden die Hand geschüttelt und uns eine glückliche Reise gewünscht. Dabei sah ich in manchem Auge eine Träne glänzen und fühlte, daß ich solchen teurer gewesen, als ich selbst zu ahnen gewagt. Der Gedanke an Gottes Schutz und mein fester Wille hielten mich aufrecht, daß selbst mein Vater sich über meine Haltung wunderte. Als wir ganz allein heimgingen, fragte er mich, ob ich von der Abschiedsfeier gewußt habe und darauf-



hin die Verse von Sauter gelernt hätte. Gewußt hätte ich's gerade nicht, aber mir so gedacht, sagte ich; Herr F. habe einmal eine Bemerkung gemacht, die mich so etwas ahnen ließ. So froh und zufrieden hatte ich ihn selten gesehen.

Es war beinahe Mitternacht, als wir nach Hause kamen. Die Mutter war wohl zu Bett gegangen, aber wachgeblieben, um unsere Heimkehr abzuwarten. Als der Vater ihr von der Abschiedsfeier und den Reden erzählte, weinte sie aus freudiger Trauer; so etwas hatte sie sich nicht vorgestellt. Ganz natürlich sind solche Tränen einer Mutter; sie empfindet eben nicht allein die Leiden und Schmerzen ihrer Kinder, sondern auch ihre Freuden und Ehren. Und ein Ehrenabend war das für mich gewesen.

Erst nach Mitternacht legte ich mich zur Ruhe, zum letztenmal im Vaterhaus, in der Kammer meiner glücklichen Jugendjahre, in dem Hause, das so vielen Kummer, so viele Klagen meiner Sorgenmutter vernommen, unter dem Dach, das mich so oft vor Wind und Wetter geschützt, unter dem ich so viele Tage des wahren Kinderglückes geschaut, ganz besonders in den ersten Kinderjahren unter der Leitung der Bas.





Zweiter Teil.

„Ringen und Streben.“



och lange hörte ich, wie der Vater der Mutter von den Erlebnissen des Abends erzählte, aber noch länger lag ich schlaflos auf meinem Lager, denn immer bewegten die Gedanken des Abends meinen Geist. Als am Morgen die Tritte der Mutter mich weckten, fühlte ich mich neu gestärkt durch den kurzen Schlaf, den letzten in meinem Kinderparadies. Ganz im stillen sagte ich meiner Kammer den Abschiedsgruß. „Von ganzem Herzen grüß ich dich, du lang ersehnter Tag! Möchtest du mir recht ein Tag sein, dem Gott noch manchen folgen lassen wolle zu meinem zeitlichen und ewigen Heil!“ Mit Gefühlen, wie ich sie nie vorher empfunden, begrüßte ich meine Mutter mit dem altgewohnten christlichen Gruße, der aber bei ihr nicht nur die gewöhnliche Antwort, sondern auch abermals eine Träne hervorlockte.

Während das Frühstück zubereitet wurde, ging ich noch zu allen Nachbarnleuten, um Abschied zu nehmen; alle wünschten mir nur das Beste, — der eine dies, der andere jenes, alle aber eine glückliche Reise. Und allen sah man's an: die Wünsche kamen ihnen von Herzen. Auch auf diesem Gang bemerkte ich noch manche Träne,

besonders bei den Altersgenossen und Kameraden. Nachbar Kern brachte die Koffer an die Bahn und fuhr damit schon ziemlich früh ab. Wir Reisende und unsere Begleiter mußten den Weg zu Fuß machen. Darunter befanden sich auch mein Vater und mein lieber Freund Johann. Meine Mutter, Kerns Mutter und Kleins Schwester gingen bis Straßburg mit und waren mit einem Fuhrwerk schon unterwegs, als wir aufbrachen.

Als ich noch von meinen vier Geschwistern Abschied nahm und die kleinste, zweieinhalbjährige Schwester vom Arm einer Nachbarin aus mir einen Kuß gab und sagte: „Behüt dich Gott, Berty!“, wie es ihr die Nachbarin vorsagte, da war's aber auch mit meiner strammen Haltung zu Ende; meine Gefühle verbergend, lief ich den andern nach, die schon auf der Straße mich erwarteten. Auch jetzt wollte ich noch nicht bei ihnen bleiben, sondern sagte ihnen, ich müsse noch meinem Onkel „B'hüt Gott!“ sagen und wolle sie am Ausgang des Dorfes treffen. Mein Onkel freute sich sehr, daß ihm mein letzter Besuch galt. Er hatte mir längst verziehen, daß ich nicht bei ihm ausgehalten. Auch er wünschte mir in der neuen Welt alles Gute und gab mir ein Zwanzigfrankenstück mit auf die Reise. Auch mein Großvater gab mir noch ein Fünffrankenstück, welches ich nie verausgabte, sondern mehrere Jahre später in eine Münzsammlung vermachte.

An der vereinbarten Stelle warteten meine Kameraden und ihre Begleiter bereits auf mich. Die Bewohner jener Nachbarschaft standen alle vor ihren Häusern oder auf der Straße, um den Abreisenden noch „Adje!“ zuzurufen oder womöglich die Hand zu drücken. Die Abreise von drei „Amerikanern“ auf einmal war von jeher für Ulm ein Ereignis. Wir drei wünschten noch den Nachsehenden und der ganzen Heimat ein „Lebewohl!“, schwangen die Hüte, und, den schon Vorausgehenden folgend, stimmten wir ein Lied an:

„So leb' denn wohl, du Heimat still,
Wir ziehen fort, wie Gott es will.
Wir suchen fern von dir das Glück
Und kehren nicht so bald zurück.

Ihr Freunde, bleibt uns treu und gut!
Wir alle sind in Gottes Gut.
Der Vater hier bleibt es auch dort,
Dafür birgt uns sein ewig Wort.

Drum sind wir auch so mohlgemut
Und fragen nicht nach Geld und Gut,
Gott der Herr ist unser Hort
Und unser Trost sein ewig Wort!“

Einige der vorausseilenden Freunde blieben stehen, als sie den Gesang hörten, und erwarteten uns. Auch wollten sie uns im Singen unterstützen, aber das Lied war ihnen fremd, denn wir drei hatten es gerade für diese Gelegenheit gelernt. Noch ehe es verklungen war, entzog eine Krümmung des Weges die uns nachsehenden Ulmer unseren Blicken. Um so eiliger ging's jetzt aber auch Renchen und der Bahnstation zu. Ich hatte es ganz leicht, denn mein Freund Johann trug mein Känzlel; erst am Bahnhof hing ich's über die Schulter. Auf dem Weg dahin und an solchen Stellen, wo wir unsere Heimat, besonders die Kirche und ihren schlanken Turm gut sehen konnten, schauten wir noch einige Male zurück und wünschten im Herzen dem Paradies unserer Kindheit nochmals alles Gute und entboten dem lieben Kirchturm, unserm guten Jugendfreund, den letzten Scheidegruß. Als in Renchen unser Zug in Sicht kam, nahm ich Abschied von Freund Johann und meinem Vater, der noch einige Segensworte sprach und sich dann schnell abwandte. Wie ich bemerkte, wurde es auch ihm ziemlich schwer. Beiden rief ich noch zu: „Behüt euch Gott!“ und ging auf die andere Seite der Bahn, wo man einsteigen mußte. Als wir miteinander im Bahnwagen saßen, wäre beinahe die Abschiedstrauer über uns gekommen; doch suchten wir uns gegenseitig aufzumuntern und abzulenken. In Appen-

weier mußten wir umsteigen und suchten mit unsern Angehörigen ein Wagenabteil zu besetzen. So hatten unsere Mütter noch hinreichend Gelegenheit, uns alles zu sagen, was ihnen am Herzen lag. Als meine Mutter von der Feier des Vorabends zu sprechen begann, wurde sie schnell von meinen beiden Gefährten abgelöst und mit diesem Gespräch die Zeit der Fahrt bis Straßburg ausgefüllt. Das war für alle angenehm, weil dadurch alle trüben Gedanken abgehalten wurden.

In der Stadt angekommen, gingen wir zum Agenten, machten die letzten Anzahlungen und erhielten neben den nötigen Papieren unsere Verhaltensmaßregeln. Nachdem wir noch einige Kleinigkeiten eingekauft und in einer Wirtschaft uns etwas gestärkt hatten, gingen wir wieder an den Bahnhof, während meine sowie Kerns Mutter und Kleins Schwester sich nach der andern Richtung wandten. Hier fand der letzte Abschied statt. Was die andern ihren Lieben noch zu sagen hatten, hörte ich nicht. Meine Mutter aber sagte mir noch vieles, besonders, daß ich brav sein und immer an Sonntagen die Kirche besuchen solle, denn: „An Gottes Segen ist alles gelegen!“ Noch ein Abschiedsruß, und sie wandte sich zum Gehen. Ich sagte noch: „Lebe wohl, Mutter, sei geduldig in deinen vielen Leiden, trage deinen Kummer in Gottes Namen, Gott wird immer dein Trost sein. Grüße mir nochmals den Vater und die Geschwister. Bald werdet ihr von mir hören. Lebt alle wohl! Behüt euch Gott!“

Sich entfernend, wischte sie sich die Tränen aus den Augen, und wir drei suchten einige Augenblicke einander zu meiden, bis Kern, der Jüngste von uns, mit seinem leichten Gemüt wieder ein erheiterndes Gespräch begann.

Im Wartesaal des Straßburger Bahnhofs lernten wir mehrere junge Leute kennen, die ebenfalls gleich uns über Le Havre nach Amerika reisten. So gab es gleich Gesellschaft und Kameradschaft. Besonders waren uns

6 oder 7 Landsleute recht willkommen, da man sich ja zu solchen mehr hingezogen fühlt, nachdem man seine nähere Heimat verlassen hat. Solche Reisegesellschaften werden bald Freundschaften, aber sie dauern gewöhnlich nicht länger als die gemeinsame Reise. Da heißt's halt auch: „Wie gewonnen, so zerronnen!“, denn kaum ist man am Ziel angekommen, geht jeder seinen Weg, ohne sich auch nur im geringsten um seinen neuen Freund zu kümmern. Schon das erste gemeinschaftliche Reiseziel, New York, war für uns alle ein Band zu gegenseitigem Schutz. Jeder erzählte, wohin er gehen wolle, wen er zu treffen hoffe. Etwas gewagt kam uns die Reise von einigen vor, die niemanden da drüben hatten und alles ganz auf eigene Faust versuchen wollten. Wir hatten die trostvolle Versicherung einer guten Aufnahme, da Geschwister uns bei der Ankunft empfangen sollten.

Es war schon etwas spät geworden, als auf einmal unter den Wartenden eine Bewegung entstand, die uns bald durch die Worte: „Paris, einsteigen!“ begreiflich wurde. Wir waren zusammen etwa 25 bis 30 „Amerikaner“, die von einem Stellvertreter des Agenten zurechtgewiesen wurden, so daß wir nichts zu fürchten hatten. Leicht kenntlich machte uns auch unsere Ausrüstung. Jeder hatte einen Reisefack auf dem Rücken oder auch bloß ein Bündel auf dem Arm oder über den Schultern. Ich hatte eine Tasche von gelbem Leder an der Seite hängen. Sie enthielt nicht viel, neben einer Flasche Kirschwasser noch etwas Brot und Rauchfleisch für die Eisenbahnfahrt; denn der Weg war weit und fremd das Land, das wir durchreisen mußten. Nur ein Künstler ersten Ranges hätte das bunte Gepäck zu malen vermocht. Manche Mädchen hatten die aus recht grobem Gewebe hergestellten Säcke mit Stickereien geschmückt, auch wohl ihren Namen so angebracht. Ich entsinne mich nicht, auch nur eine der heute allgemein gebräuchlichen Taschen bei einem der Reisenden gesehen zu haben.

Bald ließen sich die großen und unförmlichen Bündel besser auf ihren Wert beurteilen. Auf der nächtlichen Eisenbahnfahrt nach Paris waren sie viel besser verwendbar, als so ein stolzes Ledertäschchen, wie ich es trug. Man soll den Tag nie vor dem Abend loben, auch nicht so ein Bündel nach dem ersten Blick. Nachdem sich jedes im Wagenabteil so gut als möglich häuslich eingerichtet und sein Känzel ins Gesicht über dem Kopf befördert hatte, fing man an, sich zu unterhalten.

In unserem Wagenabteil saß — neben zwei andern — ein etwa 25jähriger Oberländer, den wir schon am Bahnhof kennengelernt hatten, ein erzlustiger Kerl, der immer etwas Drolliges zu sagen mußte und so die ganze Umgebung aufheiterte. Immer führte er das große Wort, und alle hörten ihm gerne zu, aber keiner wollte sich so recht von seiner Heiterkeit anstecken lassen. Als er endlich den Schatz seines Wissens erschöpft hatte und seine Umgebung nicht mehr viel hörte oder verstand, wurde auch er still. Mit geschlossenen Augen hatte ich ihm zugehört, aber meine Gedanken waren anderswo gewesen, so daß ich vieles von seinen lustigen Streichen nicht voll erfaßte.

Da ich die Nacht vorher nur wenig geschlafen hatte, so schlummerte ich trotz des unbequemen Lagers schnell ein, als der Landsmann, von seinen Zuhörern im Stich gelassen, schwieg, — und träumte von der Abschiedsfeier mit meinen Kameraden von der Musikgesellschaft. Meine Kameraden spielten mir neben andern Stücken auch eines, dessen Trio in der Melodie des Liedes bestand: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit.“ Es kam mir vor, als sei das Stück gerade meinerwegen gewählt. Alle, die nicht verhindert waren, sangen mit. Als der erste Vers gespielt und gesungen war, wurde gegen alle Gewohnheit das Trio wiederholt, und alle sangen den zweiten Vers:

„Eine Kugel kam geflogen,
Gilt sie mir oder gilt sie dir?
Ihn hat sie weggerissen,
Er liegt zu meinen Füßen,
Als wär's ein Stück von mir — —“

„Paris, Paris!“ rief unser Landsmann und schreckte alle Schläfer aus dem so nötigen Schlummer auf. Alle reckten sich, rieben sich die Augen und schauten das neu-erwachte Licht des kommenden Tages. Es dauerte eine Weile, bis ich recht hell war und wußte, daß ich mich auf der lang ersehnten Reise befinde. Der Anblick der schönen Gegend, der Dörfer und Weiler, Weinberge, Felder und Wälder, die kamen und schwanden, machte uns alle im Nu munter und fröhlich. Unser Landsmann klärte uns auch gleich auf. Getheilte Freude, meinte er, sei doppelte Freude, und so habe er die Ansicht des neuen Morgens und die herrliche Natur mit ihren tausend Schönheiten nicht ganz allein genießen können; uns alle aber schnell mobil zu machen, habe er keine bessere Lösung gefunden, als das Wort „Paris“, Sehnsucht und Ziel dieses Tages. Das leuchtete uns auch ein und versöhnte uns leicht mit dem Verlust der Nachtruhe. Während einige an den Wagenfenstern Ausschau hielten, konnten die andern wieder über Amerika und das unser harrende Glück sich unterhalten. Als der Zug in der Nähe einer größeren Stadt anhielt, wollte unser Landsmann ihren Namen erfragen, um dann auf seiner Karte ausrechnen zu können, wie weit wir noch von Paris entfernt seien. Aber der Angeredete sah ihn mit einem scharfen Blick an, gab aber keine Antwort. Jedenfalls hat er kein „Badißch“ verstanden. Der Schaffner kannte unser Reiseziel und ließ uns auf der ganzen Reise unbelästigt, was aber dem Oberländer gar nicht recht gefallen wollte.

Es war bereits Nachmittag, als wir in Paris ankamen. Als wir den Zug verließen, erwartete uns ein



Mann, der deutsch redete und uns allen unsere Anweisungen geben konnte. Vor allem sollten wir keinem folgen, sagte er, der sich unser annehmen wolle, besonders, wenn er deutsch rede; denn gerade auf diese Leute könne man sich nicht verlassen. Etwa um 2 Uhr wurden wir in ein Speisehaus geführt und erhielten das Mittagsmahl, das schon in den Reisevertrag einbezogen war. Bei mir war der Hunger nicht sehr groß, denn mein Känzlel enthielt noch einen kleinen Vorrat. Es wollte mir auch nicht recht schmecken, weil mir die Zubereitung nicht zusagte. Ich erinnerte mich da der „Franzosen-suppe“, einer Lieblingsbezeichnung seiner Suppe durch meinen Vater, wenn er etwas Fleisch und Gemüse in sie brockte. So war sie aber doch nicht in Paris.

Während des Nachmittags ergingen sich mehrere in der Stadt. Auch ich durchlief mit zwei Kameraden aus der Reisegesellschaft einige Straßen und sah und staunte die stattlichen Gebäude an, immer mit dem Gedanken: „Jetzt bist du in Paris!“ — aber nicht ohne die Furcht, den Rückweg aus dem Auge zu verlieren. Immer schaute ich zurück, besonders wenn wir um eine Ecke bogen. Als wir an einem Schaufenster die ausgestellten Waren mit großen Augen betrachteten, kam ein Mann heraus und lud uns zum Eintritt ein. Er sah uns an, daß wir keine Franzosen seien, und redete uns auch gleich deutsch an. Einer von uns sagte ihm, wir seien auf der Reise nach Amerika und wollten uns während des einige Stunden dauernden Aufenthalts die Stadt ein wenig ansehen. Das genügte ihm; er erkannte sofort, daß da nicht viel zu holen sei, und ging wieder hinein, beobachtete uns aber doch noch eine Weile.

Unsere Umschau in Paris hatte etwa eine Stunde in Anspruch genommen. Wieder ins Hotel zurückgekehrt, fanden wir, daß ziemlich viele sich auf dieselbe Weise die Zeit zu vertreiben suchten; denn es waren nur noch einige Känzel- und Bündelwächter da, deren Aufsicht alle anderen

ihre Habseligkeiten überlassen hatten. Wir boten uns an, sie abzulösen, aber sie hatten keine Lust, sich in der Stadt zu verlaufen, und zu kaufen hätten sie auch nichts. Einige blieben ziemlich lange aus, so daß der Vertreter des Agenten allmählich etwas unruhig wurde, da er wahrscheinlich für alle seine Pflegebefohlenen mehr oder weniger verantwortlich war. Als die Abenddämmerung bereits stark angebrochen war, kam unser Oberländer mit noch vier anderen endlich an. Sie hatten durch ihr langes Ausbleiben das Abendbrot verschmerzt, mögen aber durch Befriedigung ihrer Schaulust hinreichend gesättigt worden sein. Auch mußten sie einen Verweis einstecken, da ihnen strenge befohlen worden war, bis 6 Uhr ganz gewiß wieder im Hotel zu sein.

„Mein Herr, Sie müssen entschuldigen“, sagte unser Landsmann, „wir sind von einem zum andern gelaufen, immer weiter und weiter, und keiner dachte rechtzeitig an Umkehr. Als endlich einer auf den gescheiten Gedanken kam, war's schon zu spät, um noch zum Abendessen hier zu sein. So ließen wir uns in einer Wirtschaft etwas geben und fanden uns dann nach einigen Fehlgängen wieder zur Familie zurück. Also nichts für ungut, mein Herr! Es war nicht böß gemeint.“

Der betreffende Herr ging hierauf lächelnd weiter und sagte: „Aber jetzt nicht nochmals fortlaufen, damit Sie nicht das Fuhrwerk verpassen, das Sie nach dem Bahnhof bringen soll! Dorthin können Sie nicht laufen.“

Als schon überall die Lichter brannten, kamen die Wagen angefahren, und wir alle hatten darin Platz zu nehmen. Es waren sogenannte „Omnibusse“, d. h. Wagen für alle, die darin fahren wollen oder müssen. Ich denke meistens das letztere, denn von einem Wollen kann da keine Rede sein; wer einmal darin gefahren ist, hat genug, deshalb würde ich diese Wagen „Mussibus“ nennen, nie aber „Wollibus“. Und warum? Ich meine es heut noch zu spüren, wie wir geschüttelt und gemartert wurden in

den Wagen, die über ein schrecklich rauhes Pflaster den weiten Weg nach dem andern Bahnhof dahinrollten. Es waren mehr in einen Wagen hineingestopft, als sitzen konnten. Die aber stehen und sich an der Wagenwand halten mußten, hatten den besseren Teil erwählt. Jene von uns, welche die Sitzplätze einnehmen durften, hätten schon nach den ersten fünf Minuten bereitwilligst mit ihnen getauscht. Auf dem alten unebenen harten Polstersitz, der schlimmer war als ein Brettersitz, war es kaum auszuhalten; beständig wurde man auf und nieder geschleudert. Mehr als ein „Gott sei Dank!“ hörte ich, als der Marterkarren am Bahnhof angelangt war und wir die Folterbank verlassen durften. Wenn ich alle Schönheiten von Paris gesehen hätte, ich glaube, diese Fahrt hätte alles andere wieder vermischt, und nur ihr widerwärtiger Eindruck wäre in mir zurückgeblieben.

Es muß schon nach 10 Uhr gewesen sein, als wir nach Le Havre abfuhrten. In der Nacht hatte unser Landsmann ein anderes Wagenabteil bestiegen. Das war uns ganz erwünscht, denn alles sehnte sich nach Ruhe. Er ist gewiß ein ausgezeichnete Gesellschafter, aber man ist eben nicht immer zu Wit und Unterhaltung aufgelegt, besonders wenn man schon zwei Nächte nicht zum Schlafen gekommen ist. Jeder suchte sich, so gut es eben ging, in dem Wagen zurechtzusetzen. Es gab zwar nicht die nach übergroßer Anstrengung ersehnte, aber doch die selbst dem Kinde nötige Nachtruhe. Bald schon wurde es von unseren Plänen still und man hörte nur noch das Rollen der Wagen und das Atmen der bereits Schlafenden. So weiß ich von der Fahrt über Rouen und die Seine- windungen entlang nichts zu sagen.

Am Sonntag, den 27. August, kamen wir morgens in Le Havre an und wurden vom Bahnhof nach einem Wirshaus am Hafen geleitet, wo wir auf einige Tage untergebracht wurden. Jeder erhielt seine Nummer für Tisch und Lager und ein Frühstück, Kaffee und ein kleines



Brötchen. Dann suchten einige von uns eine Kirche, aber ohne Erfolg, da wir auf unsere Fragen keine Antwort erhalten konnten. Nachmittags hatten wir mehr Glück, aber ich war sehr im Zweifel, ob sie auch das war, was wir gesucht hatten, denn ich konnte mir die Andacht dort durchaus nicht zusammenreimen. Am Montag fanden wir die Kirche des Missionars und Vertrauensmannes, der auch der deutschen Sprache mächtig war, und wohnten darin am Dienstag der heiligen Messe bei. Auch wurde ein Paar aus unserer Reisegesellschaft in ihr an jenem Morgen vom Missionar in die süßen Fesseln des Ehejoches geschmiedet. Dieses Glück hatte man ihnen in der Heimat verweigert, weil sie das Kind vermögender Eltern, er aber ein armer Schlucker war. Sie verzichtete auf ihr Erbe und ging mit ihm gegen den Willen ihrer Eltern nach Amerika. Schon auf der Reise hatten sie also wenigstens einen glücklichen Tag. Wir brachten auch unsere Glückwünsche dar, wurden aber nicht zur Hochzeitsfeier eingeladen, denn sie erstreckte sich nicht über die kirchliche Feier hinaus.

Das ist jedenfalls nicht das einzige Paar, das aus solchen Gründen die alte Heimat verließ. Es ist doch immer besser, wenn zwei sich nehmen mit Liebe und ohne Geld, als mit Geld aber ohne Liebe. So wie für diese beiden, ist das Land der Freiheit schon für manches Pärchen geworden das Land, wo „zarte Liebe, süßes Hoffen“ blüht, wo ihm „der Himmel offen!“, auch wenn er nachher nicht immer so himmlisch bleiben mag.

Unser Unterkunftshaus muß ich nach meinen Eindrücken als ganz erbärmlich bezeichnen. Die Kost reichte zur Erhaltung des Lebens gerade hin, aber damit ist auch alles gesagt. Als ich einmal in meiner Heimat mit einem andern in einem Hause dreschen half, gab es fast nur Griessuppe, wenigstens zweimal täglich. Da sagte ich zu meiner Mutter: „Mach die Suppe nur nicht so dünn!“ In Le Havre aber wäre ich mit der dünnsten



Grißsuppe noch besser zufrieden gewesen, als mit dem, was da als Speise aufgetragen wurde. Das konnte ich einfach nicht genießen. Doch dies wäre bei einem Nichtstun schon noch erträglich gewesen, da man ja für einige Tage sich schon behelfen kann.

Aber die Lagerstätten, „Bett“ genannt, sprachen meinem bescheidensten Begriff von einem Bette Hohn. Etwa 30 oder mehr ungefähr anderthalb Fuß vom Boden erhöhte, 6 Fuß lange, 2 Fuß breite und vielleicht 6 Zoll tiefe Kisten waren in einem Raum aufgestellt. In jeder lag ein Strohsack, Strohkissen und eine Decke, deren ursprüngliche Farben der größte Forscher schwerlich hätte ergründen können. Eines dieser Lager wurde jedem durch die erhaltene Nummer zugeteilt, worin er es sich drei Nächte bequem machen konnte. Die erste Nacht fand's wohl auch jeder in etwa so. Aber die zweite und noch mehr die dritte Nacht hörte man Klagen und nicht selten auch ein Fluchwort nicht so sehr über das harte Lager, als vielmehr über die vielen ungeladenen Gäste, die ihr altes Hausrecht nicht aufgeben wollten. So wurde uns die süße Ruhe der letzten europäischen Nächte noch recht versauert, daß wir mit um so größerem Verlangen nach der neuen Heimat die alte verlassen konnten.

Meine und aller meiner Reisegefährten Fahrkarten lauteten auf Zwischendeck auf dem Schiff, dritte Klasse auf der Eisenbahn. Über die Klasse des Logierhauses fehlte jede Angabe. Ich dachte, es müsse jedenfalls siebente oder achte Klasse sein, wenn es in Le Havre auch Hotels erster Klasse gab. Um so größer war unsere Freude, als wir am 1. September den beinahe ebenso großartigen Dampfer „Paraguay“ besteigen konnten. Wir durften das Schiff schon zwei Tage vorher beziehen, denn unser „Hotel“ lag gerade am Hafen und das Schiff war in zwei oder drei Minuten zu erreichen. Jeder mußte sich für drei Franken einen Strohsack und Strohkissen kaufen und in die ihm schon zugeteilte Lagerstätte

schaffen. Auch unsere Koffer wurden auf das Schiff gebracht, so daß alles für den Morgen des ersten September zur Abfahrt bereit war.

So etwa um 10 Uhr wurden die Anker heraufgewunden, wobei wir beinahe alle behilflich waren. Noch einige Male schauten wir nach dem europäischen Festland zurück, als wir, auf Deck stehend, langsam nach Westen hin entschwebten. Wir stimmten ein Lied an, aber die Schiffsmannschaft zollte uns nicht viel Beifall, sondern lächelte nur ein wenig. Ob sie an spätere Stunden dachten, wo es keinem mehr ums Singen sein wird? Beim ersten Mahle auf dem Schiff griffen alle mit dem besten Appetit zu, aber nicht alle hielten aus, sondern entfernten sich ohne eine Entschuldigung. Das steigerte wieder die Eßlust der anderen.

Da ich keine so ausreichenden Studien in der Geographie gemacht hatte, meinte ich, das an der Nordseite des Hafens von Le Havre sich ausdehnende Land sei die Westküste von Frankreich. Bald war es außer Sicht. Nach Süden konnten wir kein Land sehen. Gegen Abend aber sahen wir wieder Land gegen Norden, und einer der Mitreisenden sagte, das sei Irland. Der war jedenfalls auch kein Professor der Geographie, aber keiner beanstandete es damals, keiner verbesserte es. So fuhren wir auf den Atlantischen Ozean hinaus.

Jetzt wollen wir aber auch einmal unserem Fahrzeug ein wenig Aufmerksamkeit zuwenden. Der Dampfer „Paraguay“ war ein altes Schiff, nur für Güterbeförderung gebaut, wie ich mir die Sache zurechtzulegen getraute. Er war vielleicht 150 Fuß lang und hatte nur ein Deck, auf dem die Küche und, hinten angefügt, kleine Schlafstellen für die höheren Schiffsleute sich erhoben. Über diesen hatten der Kapitän und seine Leute ihre Beobachtungsplätze. Auch war er mit zwei Masten versehen, an welchen bei günstigem Wind die Segel ausgespannt wurden und so der Dampfkraft erheblichen Vor-



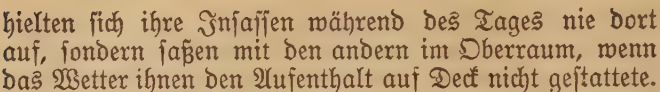
spann leisteten. Wir wurden alle in drei verschiedenen Abtheilungen auf dem Borderteil des Schiffes untergebracht. Durch eine etwa vier Fuß weite Luke im Deck führte eine sehr steile Treppe in die erste Abtheilung hinab. Und unmittelbar unter dieser Luke und der Treppe, die entfernt werden konnte, befand sich die Luke in das tiefere Gemach, das mit seiner ganzen Einrichtung dem darüberliegenden aufs Haar gleich. Ein ebensolches drittes Gemach lag vor diesen beiden oder vor dem erstgenannten. Alles Licht, das in diese Höhlen dringen konnte, kam durch die „Luke für alles“. Da wurden die Koffer hinuntergelassen, da stiegen — (oder fielen auch zuweilen!) — die Fahrgäste hinab, da mußte auch alle unten nötige Luft eindringen, denn eine andere Luft- und Lichtluke gab's gar nicht. Heutzutage dürfte nicht einmal lebendes Vieh in solchen Kellerlöchern über den Ozean befördert werden.

An den beiden Langseiten dieser „Brachtgemächer“ lagen Schlafstellen, ähnlich denen unseres „Hotels“ in Le Havre. Die untere war so hoch über dem Boden, daß ein Koffer darunter Platz hatte, und über dieser war ein zweites Lager. In der einen Hälfte des Gemaches waren auch in der Mitte solche Doppelschlafstellen angebracht, während die andere Hälfte um die Luke und Treppe herum freiblieb, aber auch mit größeren Koffern ziemlich belegt war. An diesen Lagerstätten waren die Seitenbretter ziemlich hoch und doch an manchen Tagen nicht hoch genug, wenn sich das Schiff wie eine Wiege nach beiden Seiten hin- und herneigte. Dann flogen die Koffer, die nicht angebunden waren, von einer Seite auf die andere, und niemand konnte schlafen, theils weil man sich im Lager mit beiden Händen festhalten mußte, theils, weil man bei den besten Schlafaussichten wieder durch das Gepolter der Koffer aufgeweckt worden wäre. Wenn wir bei solchem Wetter neben der Treppe auf einem befestigten Koffer saßen, uns an der Schlafstelle festhielten und durch unser Licht- und Luftloch hinauf-

schauten, konnten wir die hochgehende See sehen. Wenn aber manchmal der Gischts durch unser Fenster herein-
drang, wurde das Lustloch von oben zugedeckt und wir
lagen wie Heringe in einem Faß. Unser lustiger Ober-
länder war aber gewöhnlich der erste, der ans Versinken
dachte. War aber wieder Ruhe eingetreten, dann streckte
er wieder zuerst den Kopf zur Arche hinaus.

Wenn es irgend möglich war, hielt sich niemand
während des Tages in den Höhlen auf, sondern alles
war auf Deck. Nur drei Tage zwang uns das stürmische
Wetter hinunter. Auch etwa drei Tage bewegte sich das
Schiff in anderer Richtung. Wenn es da hoch stand und
auf einmal niederging, konnte man sich manchmal kaum
im Lager halten. Besonders schlimm war diese Bewe-
gung am Vorderende des Schiffes, wo wir untergebracht
waren. Die ersten sechs Tage war ich seekrank und
kaum fähig, allein zu gehen. Deshalb schafften mich die
Kameraden jeden Tag auf Deck und überließen mich dort
der besorgten Obhut eines etwa 25jährigen Mädchens,
das mich wie einen Bruder pflegte und fast immer an
meiner Seite blieb. Als ich wieder auf den Beinen war,
mußten wir uns manche Neckerei gefallen lassen, manchen
Seitenblick auf das Pärchen von Le Havre. Doch es
ließ uns beide kalt. Ich erfuhr nicht einmal den Namen
des Mädchens, glaube aber, sie sei auch vom Schwarz-
wald gewesen. Und das genügte mir zur Freundschaft.

Obwohl das Schiff schon ziemlich alt war, sahen die
aus Brettern hergestellten Schlafstellen noch ziemlich neu
aus und mochten kaum zwei- oder dreimal zur Überfahrt
für menschliche Eilgüter gedient haben. Das untere Gast-
zimmer hatte auch eine etwa sechzehn bis zwanzig Zoll
weite Luftröhre, die durch den Oberraum aufs Deck führte
und dort mit einem Horn versehen war. Wenn diese
Röhre nicht dort gewesen wäre, hätten die lebendigen
Kostbarkeiten jenes Raumes jedenfalls Amerika maustot
erreicht. Die „Unterhöhle“ war nicht ganz besetzt. Auch



152

Frage abermals wiederholte. Das half! Bei der nächsten Mahlzeit gab es ganz anderes Essen und auch genügend. Alles lobte den mutigen Badener, der allein es gewagt hatte, mit einem Franzosen deutsch zu sprechen und zur Freude aller auch ganz helle Ohren fand.

Mein Ulmer Kamerad Klein hatte eine Entdeckung gemacht. Er war mit dem Koch bekannt geworden, und dieser bat ihn, aus einem Behälter im Innern des Schiffes Wasser zu pumpen. Als Belohnung erhielt er dann noch etwas zu essen, aber keine Habermehlsuppe. Am nächsten Tag nahm er mich mit, in der Meinung, wir beide könnten die Extrakost auch miteinander teilen. Wir erhielten nach getaner Arbeit so viel Erbsenbrei, Bohnen oder Reisbrei, daß unter gewöhnlichen Umständen vier sich hätten daran sattessen können, was wir beide aber noch zu unserer andern Mahlzeit ganz gut ertrugen. So bestätigte sich bei uns auch die Wahrheit, daß man nach überstandener Seefrankheit doppelten Appetit hat. Dabei blieben wir verschwiegen wie der Tod, daß ja kein anderer uns da zuvorkäme. Doch gönnten wir auch den andern zehn an „unserem Tisch“ einen Zins von unserem Überfluß und hielten immer beim gemeinschaftlichen Mahl etwas zurück, so daß unser Oberländer einmal meinte, wir müßten wieder krank geworden sein. Das stellten wir nun doch in Abrede.

Was ich sonst noch von der Reise weiß, ist mehr oder weniger nur Unangenehmes. Als ich in Le Havre meinen Koffer wieder zu sehen bekam, war das Hängeschloß schon abgerissen, während das andere standhielt. Aufgemacht wurde er auf der Reise nur einmal und das abgerissene Schloß durch eine kleine Holzkeule ersetzt. So stand er fortan in guter Ruhe unter meiner Lagerstelle bis in den Hafen von New York. Das war auch gut, denn hätte meine lustige Reisegesellschaft das Kirschwassersäßchen entdeckt, so wäre vielleicht das andere Schloß auch noch in Gefahr gekommen. Aus der Flasche in meinem

„Ledernen“ nahm ich kaum dreimal etwas, da ich während der Seekrankheit Schnaps nicht einmal riechen konnte und hernach ebenfalls nicht oft danach schaute. Eines Tages aber wollte der Oberländer mit meinen zwei Ulmern und noch drei anderen einmal mein Kirschenwasser verkosten. Weil ich selber nicht viel darauf hielt, gab ich mich auch willfährig und ging nach meiner Lagerstelle, um die Flasche zu holen. Als ich sie aber herausnahm, war sie leer, — buchstäblich leer! Ich nahm sie aber doch mit und brachte sie der kleinen Gesellschaft, die mit feierlichster Miene auf mich wartete. Auch ich schaute so ernst, als es unter den Umständen möglich war, gab sie dem Oberländer und sagte ganz ruhig: „Habt ihr den Schnaps getrunken, könnt ihr auch die Flasche haben.“ Jetzt fingen alle an zu lachen und wollten mir vormachen, die Flasche sei ausgelaufen. „Ja“, sagte ich, „sie ist ausgelaufen, aber in eure Kehlen. Es mag euch gut tun! Ich hab’ das Kirschwasser schon oft geschmeckt, euch aber war das jedenfalls etwas Neues, so ein selbstgemachter Haustrunk, wie er nicht besser gemacht wird noch gemacht werden kann.“

Als sie bemerkten, daß ich den Streich so gutmütig hinnehme, wollten sie auch wissen, ob nicht in meinem Koffer vielleicht auch noch so etwas Gleichgutes enthalten sei. Doch damit drangen sie nicht durch. Sie erhielten überhaupt keinen Bescheid, und meine zwei Ulmer wollten nichts sagen, obwohl sie es wußten. — Derartige Streiche mögen noch mehrere gespielt worden sein.

Als wir so etwa zwölf Tage auf See waren und bei sehr schönem Wetter eines Morgens erwachten, bemerkten wir eine unheimliche Stille. Das Schiff stand still, weil etwas an der Maschine gebrochen war. Auch die Segel konnten nicht benützt werden, weil volle Windstille herrschte. Das gab natürlich viel Veranlassung zu Fragen und Gesprächen. Unser Landsmann war wieder einer der ersten, der sich über diese unliebsame Ver-



zögerung beklagte. Auch richtete er verschiedene Anfragen an Schiffsmannschaften, erhielt aber keine zufriedenstellende Antwort. Am ersten Tag konnten wir nicht herausbringen, ob das Schiff sich überhaupt bewege und wohin es etwa steuere. Als aber am andern Morgen die Sonne aufging, sahen wir, daß es gerade nach Norden stand. Wir konnten von Glück sagen, daß das Meer so ruhig war; wo wären wir hingekommen, wenn es in diesen Tagen des Stillstandes recht stürmisch gewesen wäre? Als es sich am dritten Tage wieder in Bewegung setzte, konnten wir ganz genau den Bogen sehen, den es jetzt im Kurs nach Westen beschrieb. Es ging nicht mehr gerade westlich, sondern etwas südwestlich. Noch ein anderes Zeugnis dafür, daß wir weit vom gewöhnlichen Weg abgekommen, waren zwei Eisberge, die wir am nächsten Tag sichteten.

Zwei oder drei Tage nachher wurde unserem Schiff eine seltene Begrüßung zuteil. Etwa hundert oder mehr Fische in der Größe von sechs bis acht Fuß machten sich an das Schiff heran und gaben uns Vorstellungen ihrer Schwimmkunst. Vielleicht zwanzig Minuten lang schwammen sie ganz an der Oberfläche des Wassers neben dem Schiff her und schossen zwei bis drei Fuß über das Wasser heraus, daß wir sie sehen und uns an ihren Übungen erfreuen konnten. Doch wie um diese Freude zu trüben, sagte man, das bedeute Sturm. Bald nachher wurde denn auch das Schiff einen Tag und zwei Nächte ganz gehörig herumgeworfen. Doch Till Eulenspiegel behielt recht: „Nach dem Regen wird's schön“, was auf dem Ozean heißt: „Nach dem Sturm wird's wieder ruhig.“ Andere Schiffe sahen wir nicht, außer etwa drei kleineren Fischerseglern. Einige wollten wissen, daß wir nahe bei Newfoundland, der Heimat dieser Fischer, und somit bald am Ziel sein müßten. Als wir am Sonntag, den 19. September, in aller Frühe am Morgen in unserem gemeinschaftlichen Unterhaltungszimmer auf Deck erschienen,

konnten wir, zuerst etwas dunkel, aber nach und nach immer deutlicher, auf der rechten Seite des Schiffes Land sehen: Es war die Küste von Long Island. Was das für unseren Oberländer zu bedeuten hatte, konnten wir alle gleich erfahren, denn er schien ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Alles, was er sagte, als man nicht mehr zweifeln konnte, daß wir noch am selben Tage im New-Yorker Hafen sein würden, war: „Hat doch das Hundeleben endlich einmal ein Ende. Gott sei Dank!“ Ich glaube, das war das einzige Mal, wo ich ihn von Gott habe reden hören; vom Hundeleben hatte ich schon vorher gehört.

Es dauerte nicht lange, und alle erschienen in einem besseren Anzug im „Gesellschaftszimmer“ des Schiffes. Groß war die Freude, nach achtzehntägiger Fahrt endlich wieder festen Boden zu betreten. Alles andere ließ uns die freudige Hoffnung des erreichten Zieles vergessen. Für manche waren die Gefühle von so überwältigender Macht, daß sie die Tränen nicht zurückhalten konnten. Ich grüßte das neue Land und wünschte, daß es mir eine neue Heimat werden möge, in der ich mich auch wirklich und wahrhaft zu Hause finden könnte.

Es war etwa 4 Uhr nachmittags, als unser Schiff im Hafen von New York gerade dem „Castle Garden“ gegenüber still stand und der Anker fiel. Alles war gerüstet zum „Auszug aus Agypten“, zum Einzug ins „gelobte Land“, aber bald mußten wir vernehmen, daß im neuen Lande der Sonntag auch solchem Verlangen Halt gebietet. Wir mußten noch eine Nacht in dem alten Kasten bleiben und hatten so Zeit, den Auszug desto besser vorzubereiten. Das war ohne Zweifel der schönste Abend auf dem Schiff. Die glücklich überstandene Reise und die frohe Hoffnung einer glücklichen Zukunft stimmten alle freudig. Nebenbei gab es hier so viel zu sehen, daß es uns nicht langweilig wurde. Besonders, als einmal die Lichter in der Stadt und auf



den vielen hier kreuzenden Dampfern aufleuchteten, war der Anblick ein für uns alle nie dagewesener Märchenzauber. Alle ließen den wohlthuenden Eindruck dieses Schauspieles so lange als möglich auf sich einwirken. Es war bereits Mitternacht, als die Reihen der Schauenden sich lichteten und viele ihre Riste noch einmal aufsuchten. Als bloß mehr einige von den Reisenden herumstanden und von der Schiffsmannschaft niemand zu sehen war, sagte einer meiner Ulmer Kameraden: „Was sollen wir den Strohsack, den wir in Le Havre teuer bezahlt haben, hier auf dem Schiff liegen lassen, daß die ihn noch einmal an andere verlaufen können? Wir leeren ihn aus und nehmen ihn mit!“ Gesagt, getan! Jedenfalls hatten wir Glück, daß die Schiffsmannschaft keinen Wachtposten auf Deck hatte, sonst wäre unsere Großtat etwas verkleinert worden. Was hätte auch aus dem Hafen werden müssen, wenn alle ihre Strohsäcke ihm überantwortet hätten! Doch das fiel uns erst nach getaner Arbeit ein, dann aber gründlich. Vielleicht aber war die Neue mehr Furcht, noch entdeckt zu werden; man hätte ja bloß nachzusehen brauchen, in welchen Kisten die Strohsäcke fehlten. Dieser Gedanke ließ uns den letzten Teil der Nacht auf den harten Brettern nicht mehr allzu süß schlafen.

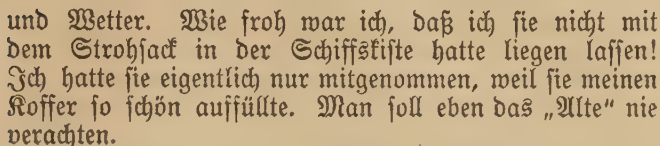
Beim frühen Morgenlicht des 20. September spähten wir, wieder die ersten auf Deck, nach den Spuren unserer nächtlichen Leistung. Zu unserer Freude sahen wir, daß das Stroh in drei zusammenhängenden Haufen bereits recht weit hinausgetrieben war und von dem Schiff aus kaum mehr als solches erkannt werden konnte. Als wieder allgemeines Leben auf Deck herrschte, hatte niemand mehr Zeit, dem Stroh nachzutrauern oder die Schlafkisten auf die Säcke hin zu untersuchen.

Noch vor dem letzten Schiffsfrühstück wurde es recht lebendig auf Deck, wo sich alle Reisenden aufhielten. Auch die Koffer wurden heraufgeschafft, manche nochmals ge-

öffnet und verschiedenes gewechselt, weil man im Gesellschaftszimmer unten solches nicht tun konnte. Ich hatte meinen schon in der Nacht auf den letzten Rest der Reise vorbereitet, als ich den geleerten Strohsack unterbringen mußte. Seinen ganzen Inhalt deckte ich mit der zusammengefalteten Bettdecke zu. Weil auch meine „Lederne“ darin Platz gefunden, war er gerade voll genug, um gut verpackt zu sein.

So gegen 9 Uhr kam ein kleiner Dampfer an den unseren herangefahren, und nach unsern Koffern wurden auch die lebenden Güter auf ihn abgeladen und dann beide nach dem gegenüberliegenden „Castle Garden“ befördert. Dort begann sogleich die Untersuchung unserer Koffer durch den Zollbeamten. Diese rief wieder neue Angst bei mir hervor, denn ich hatte erfahren, daß aller Schnaps verzollt werden mußte; mein Kirschwasser-Fäßchen aber lag noch ganz unberührt in der Ecke des Koffers, wo es mein Vater befestigt hatte. Was sollte ich nun tun, wenn die Beamten meinen unfreiwilligen Schnapsschmuggel entdeckten? So gab's nur einen Ausweg, ich mußte den Beamten das Kirschwasser überlassen, da ich armer Teufel den Zoll nicht bezahlen konnte.

Mit klopfendem Herzen sah ich, wie bei einigen verschiedenes aus dem Koffer herausgenommen und auf die Seite gelegt wurde. Nur zu gut verstand ich, was das zu bedeuten habe. Und so wuchs meine Angst immer mehr, je mehr der Urge mir nahte. Als er bei mir war und ich schnell den Kofferdeckel aufhob, sagte er: „Was hast denn du da Schönes?“ Aber noch ehe ich imstande war zu antworten, drückte er ihn wieder nieder und machte mit Kreide ein Zeichen darauf. Von der alten Decke, die nach den vielen Strapazen der Schiffsfahrt nicht mehr sehr appetitlich aussah, hatte er wohl die Nase schon voll. So war sie abermals meine Schützerin gegen den Zollbeamten wie auf der Reise gegen Wind



Während wir auf eine Schwester Kleins warteten, kauften wir in einer Abteilung des „Castle Garden“ einige Früchte, ich glaube, Apfelsinen. Als ich aber für einige bezahlt hatte, geriet ich in meinem Geldbeutel auf Grund, es blieben darin nur noch zwei Franken und der Fünffrankentaler meines Großvaters, den ich als Andenken aufbewahren wollte. So merkten wir gleich den Unterschied zwischen dem Franken und dem dieses neue Land beherrschenden Dollar.

Ein Beamter des „Castle Garden“ fragte uns nach unserm Ziel. Als er gehört, daß wir in New York blieben, sorgte er dafür, daß unsere Koffer an ihre Adresse abgeliefert würden. Dafür hatte aber jeder noch einige Franken zu zahlen und erhielt eine blecherne Quittung mit einer Nummer, die man bei Ankunft des Koffers dem Fuhrmann wiedergeben mußte. Inzwischen kam Kleins Schwester, um uns nach ihrem Heim abzuholen. Kurz und freudig war die Begrüßung, dann ging's auf die Straßenbahn, und mit frohem Mut fuhren wir in die Weltstadt New York hinein.





In New York.



in ganz eigenes Gefühl, nach langem Harren endlich am Ufer seiner Sehnsucht zu landen, beherrschte mich schon im „Castle Garden“, nachdem die Zolluntersuchung vorüber war. Aber bald wurde der Geist durch immer neu hinzutretende Bilder beschlagnahmt.

Kleins Schwester, erst vor drei Jahren nach New York ausgewandert, erinnerte uns wieder an die alte Heimat. Sie war aber nicht mehr das Mädchen von Ulm, sondern ein ganz anderes Frauenzimmer. Das Gesicht war noch das „alte“, obwohl sie erst dreiundzwanzig Jahre zählte, das altbekannte Angesicht von Kleins Liesel; aber ihr Auftreten, ihre Manieren, ihr Gang, besonders ihre Sprache, waren nicht mehr von der Ulmer Sorte. Das tat aber dem gegenseitigen Empfang und unserer Freude keinen Eintrag. Nach der Frage nach unsern Koffern verließ sie mit uns den Landungsplatz und führte uns über den kleinen Garten an die Weststraße, wo wir einen Straßenbahnwagen bestiegen.

Diese Bahnwagen erinnerten mich wieder etwas an die Omnibuswagen in Paris. Man saß darin einander gegenüber und in der Mitte war hinreichend Platz für solche, die das Sitzen nicht gut vertragen

können. Anfangs waren wir mit noch zwei andern Gästen allein und hatten hinreichend Platz zu unserer Verfügung. Wenn man in diesen Wagen auch nicht so gesoltet wurde wie in Paris, so wurde durch das Rollen des Wagens das Reden aber doch etwas erschwert, und wir mußten ziemlich laut werden, um einander verstehen zu können.

Während Klein und Kern sich mit unserer Führerin unterhielten, hatte ich hinreichende Gelegenheit, andere Beobachtungen zu machen, da ich ihrem Gespräch nicht folgen konnte. So staunte ich über die großen Häuser, das Gehen und Fahren auf der Straße, die ein- und aussteigenden Fahrgäste, beobachtete auch mitunter einen oder den andern, der das Gespräch der drei zu begleiten schien und manchmal bei einem recht „badischen“ Ausdruck lächelte. So wurde mir diese Fahrt ziemlich kurzweilig, und, als unsere Führerin sich erhob und den Glockenstrang, das Haltesignal, zog, wäre ich gern in stillen Betrachtungen noch weitergefahren.

Wir waren in der 40. Straße, in der sich die Wirtschaft des alten Hodapp befand. Das war eine Heimstätte, ein Stelldichein sehr vieler Ulmer. Bei unserer Ankunft war der Alte schon ins Hinterhaus gezogen und hatte die Wirtschaft seinem Schwiegersohn übergeben. Da er aber auch von unserer Ankunft wußte, wartete er auf uns und stellte sich uns gleich vor als „der alte Heimatsvater aller Ulmer in New York und Umgegend“.

Wir wurden in die Wirtsstube mitgenommen, wo der Alte das Wort führte und zu seinem Schwiegersohn sagte: „Klaus, schenke drei Gläser Bier ein für die drei grünen Ulmer, aber auch eins für mich, daß ich mit ihnen Willkommen trinken kann, denn so jung kommen wir nicht mehr zusammen.“ Als wir getrunken und er sich erst ein wenig mit meinen beiden Kameraden unterhalten hatte, sagte er zu mir: „So, du bist dem Benjamin sein zweiter und willst zu deinem Bruder?“

Heimat zu hören. Manches schon einmal Erzählte mußte ich wiederholen und kam abermals auf den Leichtsinn meines Bruders zu sprechen, daß doch er mich nach Amerika eingeladen und mir das Reisegeld zu schicken versprochen, nun aber mich so jämmerlich im Stiche gelassen habe. „So eine Handlungsweise ist mir ganz unerklärlich“, meinte ich.

Bei dieser Bemerkung sah ich bloß gleichgültige Gesichter oder lächelnde Mienen, als hätte ich etwas ganz Dummes gesagt. Als ich bei allen mit forschendem Blicke Umschau hielt und so gleichsam um Aufklärung bat, sagte der Alte: „Der hat sich eine Frau genommen, oder sie ihn, und so hat er alles andere vergessen. Solche Dinge wirst du bald besser verstehen. Wenn einer eine Frau hat, dann ist er nicht mehr sein eigener Herr, sondern bloß ein Diener seiner Frau, und ein Diener darf nur das tun, was sein Herr erlaubt. So konnte er dir nicht mehr dienen, sondern er mußte seinen neuen Dienst versehen und hatte für weiteren keine Zeit und auch das andere Notwendige nicht mehr zur Verfügung.“ Die andern lachten, seine Frau aber sagte: „Du darfst nicht alles so nehmen, wie der sagt, denn er ist ein Spottvogel. Alle älteren Ulmer kennen ihn nur gut dafür. Verheiratet ist dein Bruder; so hat es geheißen und wird wohl wahr sein. Aber helfen und Arbeit verschaffen wird er dir wohl, und dann wirst du bald ohne ihn fertig werden und das vergessen, was dich jetzt zu beunruhigen scheint.“ „Gegen die Entscheidung meiner Alten hast du wohl keinen Einwand mehr zu machen“, ergänzte er selber, „so wollen wir's als erledigt betrachten und die Rechtfertigung deinem Bruder selbst überlassen. Jedenfalls wird er bald nach dir sehen, wenn er weiß, daß du angekommen bist. Darin wird er auch von seiner Frau sich nicht abhalten lassen, wenn sie sich wirklich dazu unterstehen sollte.“

Nachdem wir noch einige in der Nähe wohnende



Ulmer besucht und die großen Mietskasernen angesehen hatten, ging's zum Abendessen beim Alten. Gerade waren wir recht macker dran, den übergroßen Appetit zu befriedigen, den man gewöhnlich von der Seereise mitbringt, da trat jemand unter die Thür und wünschte uns zum Überfluß „guten Appetit“. Alle schauten nach der Thür hin und dankten für den grüßenden Wunsch, der Alte aber sagte: „Du kommst gerade recht, setze dich her und iß, denn du mußt gestärkt sein für die Strafpredigt, die dein Bruder vorbereitet hat.“ Alle lachten. Er aber kam heran und gab mir zum Gruße die Hand und reichte sie nachher auch den übrigen. Der Händedruck kam mir begreiflicherweise etwas kalt vor.

„So etwas ließ ich mir noch selten zweimal umsonst sagen“, meinte er, und setzte sich gleich an den für ihn schnell hergerichteten Platz. Bei Tisch war von verschiedenem die Rede, wieviel Schweine heute wieder in seinem Geschäft verarbeitet worden, von unserer Reise, von meinem Abenteuer mit dem Zollbeamten und dem Kirschwasser, besonders aber, daß ich zu allererst nach ihm gefragt und daß man meine vielen Fragen nicht hätte beantworten können. Bei all den Reden lächelte er bloß wie vorher die andern zu meinen offenen Fragen. Als das Gespräch einmal etwas stockte, richteten sich aller Blicke auf mich. Das kam mir vor wie eine Aufforderung, jetzt meine Strafpredigt loszulassen. Ich aber sagte bloß: „Du bist mir ein schöner, du, — einen so erbärmlich im Stich zu lassen!“ „Das war nicht schön, das ist wahr, aber darüber wollen wir ein andermal reden; jetzt wollen wir nach vorne gehen und eins auf die glückliche Ankunft trinken“, entgegnete er.

Ich erkannte sogleich, daß es durchaus nicht angebracht wäre, jetzt meine Strafpredigt mit etwas Eindruck an den Mann zu bringen, und folgte schweigend den andern in die Schenkstube. Meine beiden Reisefameraden waren bei ihren Schwestern zum Abendessen, kamen aber auch

wieder in die alte Ulmer Heimat, um da noch mehrere schon früher herübergekommene Ulmer zu treffen. Doch bald schon brach mein Bruder nach seiner Wohnung auf. Sobald ich mit ihm allein war, begann ich, ihm Vorstellungen zu machen. „Ich kann nicht begreifen“, sagte ich, „wie du dein Versprechen so leicht und so schnell wieder vergessen konntest. Dadurch hast du mich und die Eltern in große Verlegenheit gebracht. Als die beiden Kameraden zur Abreise drängten, mußten die Eltern Geld borgen, damit ich mitreisen konnte. Wenn das Weib in deinem Gedächtnis auch alle früheren Versprechungen verwischt hätte, so mußten doch die Briefe, welche der Vater dir geschrieben hat, dich wieder an alles erinnern. Aber du gibst mir keine Antwort! Du bist in dieser kurzen Zeit von zwei Jahren ein ganz anderer Mensch geworden. Ist das Land an dieser Änderung schuld? Das kann nicht sein: der Schuldige bist du!

Zum Heiraten wäre es für dich noch lange Zeit gewesen. Gerade das wunderte mich am meisten, und das kann ich auch jetzt noch nicht verstehen, daß du deine Jugendjahre so eilig abgeschlossen hast, um dich an ein Weib zu binden, und wahrscheinlich an eins, das du nicht einmal recht gekannt hast. Du hast es vielleicht schon bereut, denn ich kann mir nicht denken, daß du die Worte Schillers vorher beherzigt hast: ‚Es prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet; der Wahn ist kurz, die Reu ist lang!‘ Sag’, ist’s nicht so?“

„Sei still“, sagte er, „im Bahnwagen sind immer Leute, die Deutsch verstehen. Auch schauen sie alle auf uns, als sei da etwas nicht in Ordnung. Schau dir lieber die Schaufenster und die schönen Häuser an, an denen wir da vorbeifahren. Das ist wahrscheinlich die Straßpredigt, von der der alte Hodapp gesprochen hat. Was du sagst, ist schon wahr, aber wie ich dir schon sagte, ist jetzt nicht der Platz dafür, denn wir werden

von den andern Jahrgästen beständig beobachtet. Alle sehen, daß du erst von draußen gekommen, also in diesem Lande noch ‚grün‘ bist. Grün nennt man nämlich alle frisch Eingewanderten, weil sie die hiesigen Verhältnisse nicht kennen und nicht zu beurteilen verstehen. Es kann einer lange grün bleiben, wenn er sich nicht bemüht, ‚einzutrocknen‘ oder sich anzupassen.“

„Darauf kann ich dir die Antwort nicht schuldig bleiben. Du hast dich sehr schnell ‚eingewöhnt‘, sonst hättest du mir nicht diese Unannehmlichkeiten gemacht und dir selbst ein unerträgliches Joch aufgeladen. Wenn das zur betreffenden Dürre gehört, dann will ich lieber mein Leben grün bleiben. Ich komme dann vielleicht eher auf einen grünen Zweig; auf so einem dürren wie dem deinen möchte ich überhaupt nicht nisten.“

„Das ist scheint’s auch noch ein Stück der Straßpredigt. Das verstehst du ja prachtvoll. Ich muß dich in eine Schule schicken, um Englisch zu lernen, dann wirst du bald ein tüchtiger Advokat; das Mundwerk dazu hast du schon, hast es zwar immer gehabt, denn schon in der Schule hast du dich immer besser herauszureden gewußt als alle deine Geschwister.“ — „Ich weiß nicht, ob du mir damit schmeicheln willst oder ob es dir wirklich so ums Herz ist. Etwas neugierig bin ich schon, was für ein schönes junges Vögelchen du mir als deine Frau Gemahlin vorstellen wirst. Jedenfalls hat dich doch nur ihre außerordentliche Schönheit ins Garn gelockt.“

Meine letzten Worte konnte er kaum gehört haben, denn in voller Geistesabwesenheit sagte er: „Solche Häuser hast du aber auch noch nicht gesehen, nicht einmal auf der Durchreise in Paris. In so einer Mietskaserne wohne ich auch. Gleich sind wir da. Aber dann sei still, und was du mir sagen willst, sag’ mir allein, nicht aber vor meiner Frau.“ Ich versprach ihm aufs Haar, genau so zu tun, wenn die Überraschung nicht zu große Anforderungen an mich stellte.

„Es mag wohl sein, daß du es ganz anders findest, als du dir's vorstellst, aber bedenke, daß es jetzt nicht mehr zu ändern ist und daß du wohl für mehrere Tage mein und noch mehr meiner Frau Gast sein wirst.“ Diese Worte setzten meine nicht mehr riesigen Erwartungen noch auf ein bedeutend geringeres Maß herunter. Das war auch gut, sonst hätte mich vielleicht ein Schlag getroffen bei dem Bilde, das sich mir alsbald bot.

Das Zwiegespräch hatte die ziemlich lange Fahrt von der vierzigsten Straße und zehnten Avenue bis zur Houston-Straße und der Avenue B ziemlich verkürzt. In der Houston-Straße ging es eine Strecke östlich, dann bestieg mein Bruder auf der Südseite der Straße die Treppe eines jener großen Mietshäuser, wo er mir im fünften Stock rechts nach vorn seine Familie vorstellte, ein Weib von etwa 36 bis 40 Jahren mit drei Kindern, zwei Knaben von etwa 12 und 9, und einem Mädchen von etwa 7 Jahren. Was ich fühlte, als sie mir als Schwägerin die Hand reichte, kann ich nicht schildern, nicht mehr sagen, was noch alles an jenem Abend gesprochen wurde, da mein Gefühl, ja der ganze Mensch in mir durch die vorgefundenen Verhältnisse vollständig lahmgelegt war.

Am nächsten Morgen ging er zeitig an die Arbeit, ich aber wollte einmal recht gut ausschlafen, da ich in der vorigen Nacht nicht so recht dazu gekommen und der Tag sehr anstrengend gewesen war. Der Kinderlärm weckte mich aber viel früher, als es in meiner Tagesordnung stand. Auch erlaubten sie sich zu meinem stillen Ärger manche Unarten mit mir, so daß mir die erste Nacht und der zweite Tag meines Lebens in New York für immer zur unangenehmen Erinnerung wurde. Als sie in die Schule gegangen waren, wurde meine Lage etwas erträglicher, wenn sie auch dann noch vieles zu wünschen übrig ließ. Das Weib suchte immer wieder eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen, konnte sie aber nicht in Fluß bringen. Um weiteren Fragen auszuweichen,

wollte ich einen Spaziergang durch die Straße machen, sie aber riet mir stark ab, weil ich mich leicht verlaufen und dann die Wohnung nicht wieder finden möchte. „Wenn ich mir die Nummer merke, kann ich ja nicht fehlgehen“, sagte ich, „und die Nummer muß sich jeder merken, wenn er auch schon länger in der Stadt ist. Ich will mir einmal die Häuser von außen ansehen und etwas andere Luft einatmen, denn immer in einem Zimmer zu sitzen, bin ich nicht gewöhnt.“

So ging ich die Straße hinunter und die nächste wieder herauf. Oft konnte ich den Vorübergehenden von den Augen ablesen, daß sie mich als Grünen erkannten. Es ging mir eben wie dem Bauer, wenn er in die Stadt kommt: ich schaute mir alles mit Muße an und ging langsam meines Weges. Das kennt man aber in diesem Lande nicht. Da wird immer gesprungen, jeder hat Eile. Und wenn man nicht als Grüner angesehen sein will, muß man eben auch mitspringen, dann fällt man nicht auf.

Ich lief die Straße hinunter bis an den Meeresarm, den sogenannten East River. Da gab es vieles zu sehen, und die Zeit ging schnell vorüber. Gegen Abend brachte ein Fuhrmann meinen Koffer. Sogleich waren alle vier vollauf beschäftigt, mir ihn leeren zu helfen. Wie willkommen war die alte Decke und der gesetzwidrig ausgeleerte Strohsack! Und welche Freude verursachte erst das Kirschwasserfäßchen! Als ich jedoch fürchten mußte, die Herrschaft über mein Besitztum zu verlieren, schloß ich den Koffer wieder zu und sagte, alles andere nähme ich erst heraus, wenn mein Bruder dabei sei. Das verschnupfte die Frau des Hauses etwas. Doch war ich darum nicht unglücklich.

Nach dem einfachen Nachtessen fragte mein Bruder, ob das Kirschwasser noch im Koffer sei. Als er vernommen, es sitze noch so fest darin, wie der Vater es befestigt habe, sagte er: „Das ist gut. Komm, wir besuchen jetzt einen

Landsmann; während des Tages habe ich keine Zeit, und du allein kannst ihn nicht finden.“ Bei dieser Bemerkung konnte ich das verdrießliche Gesicht bemerken, das seine Alte dazu schnitt. Trotzdem wagte sie nicht, etwas dagegen einzuwenden, wahrscheinlich bloß meinetwegen.

Wir gingen die Straße hinauf und an der Avenue hin, wo wir bald in eine Wirtschaft einkehrten, in der mein Bruder gut bekannt schien. Sogleich entspann sich ein Gespräch zwischen ihm und dem Wirt, dessen Gegenstand ich bildete. Mein Bruder sagte ihm, ich sei gestern angekommen und müsse so schnell wie möglich eine Stelle bekommen, da ich ja nicht lange bei ihm bleiben könne und auch nicht wolle.

Als noch ein weiterer Bekannter sich eingefunden hatte, setzten wir uns an einen Tisch im Hintergrund, wo das Gespräch sich bald wieder bloß mit meiner Person befaßte. Von allen möglichen Geschäften und Fabriken war die Rede; schließlich erwähnte mein Bruder, ich sei auch Musiker und könne die Trompete blasen oder die Trommel schlagen. Da sagte der andere: „Da probierst du, ihn bei Kerners Musiktruppe unterzubringen. Kerner kannst du leicht treffen, wenn du einmal mit deinem Bruder dahin gehst, wo er mit seiner Gesellschaft spielt: in den Zwischenpausen ist er immer zu sprechen; — ein feiner Mann!“ Als man noch den Wirt zu Räte gezogen und von ihm erfahren hatte, daß am nächsten Tage ein Picknick (Fest im Freien) im Löwenpark stattfinde, bei dem Kerners spielen würden, nahm sich mein Bruder vor, nach der Arbeitsstunde mit mir dahin zu gehen. Damit war die Beratung über mich einstweilen beendet und wurde noch von verschiedenem gesprochen, das mich wenig interessierte oder dem „Grünen“ unverständlich war.

Wieder mit meinem Bruder allein, erzählte ich ihm von meinen enttäuschten Studienhoffnungen, besonders auch, daß sein Brief mich davon abgehalten, auf die Antwort

von Mariastein zu warten. Denn mein Vater hätte gemeint, ich könnte vielleicht hier eher dieses Ziel erreichen, weil es ja in Amerika sehr viele gute Leute gebe, oder vielleicht könnte ich hier eher in einen Orden eintreten. Da sagte er gleich: „Ja, die Redemptoristen nehmen immer junge Leute auf, die dann Ordenspriester werden. Wenn du noch nicht zu alt bist, nehmen sie dich sicher auch. Wir gehen einmal hin und sprechen mit Vater Wirth, dem Obern bei der Erlöserkirche in der dritten Straße.“

Auf dem Heimweg gab er mir noch Anweisungen für den nächsten Tag. Ich sollte ihn nachmittags in seiner Wurstküche in Kellers Backinghouse an der 16. Straße und 9. Avenue besuchen. Ganz genau beschrieb er mir den Weg, den ich nicht verfehlen könne. Er selbst wolle sich mit seiner Tagesarbeit etwas beeilen, um dann mit mir nach dem Löwenpark zu Herrn Kerner zu fahren. Als gerade sonst niemand mehr zugegen war, sprach er noch mit dem Wirt wegen des so sanft eingeschmuggelten Kirschwassers. Jener versprach auch gleich einen guten Preis dafür. „So ist's recht, morgen früh werde ich dir das Wässerchen herbringen“, sagte mein Bruder.

Nachdem wir noch „eins zum Abgewöhnen“ genommen, gingen wir wieder nach der Schlafstube in der Houston-Straße. („Heimat“ kann ich es nicht nennen, es war wohl auch keine solche für meinen Bruder.) Auf dem Weg dahin sagte er mir: „Ich habe dem Peter das Kirschwasser verkauft, und wenn ich später einmal einen Schluck davon will, dann weiß ich, wo es zu bekommen ist. Falls die Alte da drankäme, dann wäre für mich und dich bald nichts mehr übrig. Auch bekommst du so einige Dollar in die Hand, die du jetzt gut brauchen kannst.“ Diesen Worten konnte ich manches entnehmen.

Der Empfang, der meinem Bruder zuteil wurde, war sehr kurz und nichts weniger als herzlich. Herzlichkeit mag es in diesem Ehebund nach meinen Beobachtungen weniger Stunden überhaupt herzlich wenig gegeben haben.

Es ist mir bis heute noch ganz unerklärlich, wie die zwei aneinander gerieten.

Am nächsten Morgen, noch vor dem Frühstück, mußte ich den Koffer öffnen, um das Wässerchen aus seiner Haft zu befreien. Frau Schwägerin wollte meine Kleider lüften, damit der Schiffsgeruch herauskomme. Das Fäßchen, das mein Bruder neben einer Kommode auf den Boden gesetzt hatte, betrachtete sie mit so sehnsüchtigen Blicken, daß sie beinahe die Frühstück-Buchweizenpfannenfuchen ungesalzen verbrennen ließ. Mein Bruder bemerkte diese verliebten Blicke und lächelte etwas. Als wir das Frühstück eingenommen hatten, wickelte er das Fäßchen in Zeitungspapier, nahm es auf den Arm und sagte zu mir: „Komm mit!“ Zu seiner Frau aber sagte er: „Der ist zum Mittagessen hier, nachher kommt er hinüber zu mir. Am Abend kommen wir etwas spät nach Hause. Das ist unter den Umständen jetzt nicht anders zu machen. Ich muß sehen, daß er Arbeit bekommt.“ Bei diesen Worten waren wir schon auf dem Gang nach der Treppe.

Unten angekommen, sagte er: „Das hat sie nicht erwartet! Wenn sie heute brummt, dann pass' gut auf und sag' mir's wieder. Sie hätte den Schnaps lieber selbst getrunken, aber dafür hast du ihn nicht mitgebracht.“ An der Avenue begegnete uns ein Polizist, der mich als „Grünen“ genau musterte, das Fäßchen aber, das mein Bruder stramm an seine Seite gedrückt hielt, nicht beachtete. Als wir in die Wirtschaft eintraten, in der wir am Abend vorher gewesen waren, standen einige Gäste am Schanktisch. Mein Bruder übergab dem Wirt das Fäßchen mit den Worten: „Hier, Peter, sind die Heringe, die ich dir gestern von da drüben mitgebracht habe. Die zwei Dollars kannst du meinem Bruder hier geben, der ein wenig hierbleiben wird, ich muß eilen, sonst knurrt Keller.“ „Du wirst doch erst eins nehmen, so eilig wird es nicht sein?“ „Ein andermal, Peter! Heute hat's Eile.“ Damit war er wieder auf der Straße und eilte

nach Norden die Avenue hinan. Darauf wechselten die andern Gäste einige halblaute Worte mit dem Wirt und wandten etwas verstohlen ihre Blicke nach mir in der hinteren Ecke, wo ich mich an einem Tisch niedergelassen hatte.

Als die wechselnden Gäste sich ziemlich verlaufen hatten, kam der Wirt zu mir und gab mir das Geld, einen Dollarschein und das andere in kleinen Papierscheinen. Damals gab es hier nur Papiergeld: Ein-, Zwei-, Fünf-, Zehn-, Zwanzig-, Fünfzig-Dollar-Noten; und als Wechsel Fünfzig-, Fünfundzwanzig-, Fünfzehn-, Zehn- und Fünf-Cents Stamps. Daneben noch zwei Sorten Kupfer-Cents, die kleine noch jetzt gangbare Art und ganz gewaltige Klöße, von welchen hundert jedenfalls mehr als zwei Pfund wogen. So konnte ich gleich alle Sorten Wechselgeld kennen lernen. Es war interessant zu sehen, wie man mit diesen Papieren umging. Ich meinte, weil das Papier so wenig Wert habe, deshalb achte man auch das Geld nicht. Jeder wickelte die Noten und Stamps einfach zusammen und steckte das Bündel in eine Tasche. Für die Bills (Dollarnoten) hatte man auch Geldtaschen, die noch jetzt gebräuchlich sind und die Scheine ungefalt aufzunehmen können. Die beste Art, das Kleingeld zu handhaben, hatten die Schaffner auf den Streetcars (Straßenbahnen); sie hielten es zwischen den Fingern der linken Hand. Kleinwertige Bills wurden übers Kreuz gefaltet und auch so gehalten. Dabei hatten diese Männer im Wechseln die Fertigkeit eines Bankiers.

Ich unterhielt mich noch mehr als eine Stunde mit dem Wirt über dies und das. Dabei ging er aber öfters wieder hinter den Schanktisch, um eintretenden Gästen das Verlangte zu verabreichen. Es fiel mir auf, daß kein Gast sich niedersetzte, sondern alle ihren Trunk stehend nahmen und sich dann gleich wieder entfernten. Manche genehmigten mehr als „eins“; aber alles wurde stehend und redend abgemacht. Diese allgemein herrschende Sitte

barn etwas davon gerochen und angezeigt hätten, da hätte man noch in schlimme Verlegenheit kommen können."

Diese Worte leuchteten ihr wohl ein, aber ihre Neigung war hartnäckiger als ihre Erkenntnis, und — sie sang kein Liedlein mehr. Ich fügte mich, so gut es eben ging, in die Verhältnisse und wartete, bis die Kinder aus der Schule kamen und das einfache, aber doch recht gute Mittagsmahl eingenommen wurde. Dabei sagte sie: „Wir haben die Hauptmahlzeit immer am Abend, wenn er heimkommt. Da ihr aber heute abend doch nicht da seid, so habe ich sie gleich jetzt gemacht.“ Sie wollte damit bei mir jedenfalls wieder gut Wetter machen und das Murren von vorher etwas verrauchen lassen.

Hernach ging ich nach der Anweisung des Bruders die Avenue nördlich und in der sechzehnten Straße westlich bis an die neunte Avenue, wo ich ihn ganz schön in der Wurstküche fand. Hier hatte er fast den ganzen Tag Bratwürste zu machen. Im Geschäft wurden jeden Tag 40 bis 60 Schweine verarbeitet. Früh am Morgen brachten einige Fuhrleute sie, geschlachtet und gepuht, aus den Schlachthäusern her und hängten sie vor dem Geschäft an den unter einem Vordach angebrachten Haken auf. Waren dann die verschiedenen Arbeiter erschienen, so wurden die Schweine zuerst halbiert und darauf jede Hälfte mit einem großen Beil in vier Teile gehauen und jeder Teil nach seiner Beschaffenheit wieder zurechtgerichtet. Die Speckabfälle gingen in den Schmalzkessel, das rote Fleisch in die Wurstküche. Sobald die Hackmaschine gefüllt war, wurde sie in Gang gesetzt, und wenn das Fleisch klein genug war, ging die eigentliche Arbeit meines Bruders an, die ihn meistens bis drei oder vier Uhr beschäftigte. An diesem Tage hatte er um halb vier Feierabend, und gleich darauf ging er mit mir dem Löwenpark zu.

Wir fuhren in der 8. Avenue hinaus bis an die Ecke des Centralparks. Dort mußten wir das zweite Fahr-

geld, fünf Cents, entrichten und gingen am Westende des Parks hinan bis an sein Ende in der 110. Straße.

Mit der 59. Straße war damals die Stadt im Nordwesten abgeschlossen. Bis dahin waren die Avenues ausgelegt und gepflastert. Hier waren, den Avenues gegenüber, die Eingänge in den Centralpark. Westlich vom Park war alles noch beinahe im Naturzustand, wild, hügelig, nur teilweise vom Gärtner angepflanzt. Eine Straße war eben in Arbeit, nach städtischer Art hergerichtet zu werden, der Broadway, der die ganze Stadt durchzieht. Alle andern Wege in dieser Gegend waren noch Naturwege, aber an vielen Stellen mehr in Anspruch genommen, als es solchen gut tut. So war es auch mit der 8. Avenue, welche die Westgrenze des Parkes bildet. Dieser entlang führte die Straßenbahn. Diese Wagen waren nicht sehr groß, konnten aber unter den Umständen mehr aufnehmen, als die armen Pferde oder Maulesel auf solchen ungepflegten Wegen fortbewegen konnten. Die Schienen waren auf Längsschwellen befestigt, so daß die Zugtiere auf ihrem ausgetretenen Wege nicht durch Querschwellen behindert waren. Sie gingen stellenweise so tief, daß man sie von der Car aus nicht mehr sehen konnte. Dabei gab es mitunter sehr erhebliche Steigungen, so daß an gewöhnlichen Tagen die Tiere all ihre Kraft zusammennehmen mußten, um einen nicht einmal voll besetzten Wagen hinaufzuziehen. An besonders verkehrsreichen Tagen hielt an jedem Hügel ein Treiber mit einem Pferd zum Vorspann. Nebenbei sind die Cartreiber manchmal auch nicht allzu fein gegen Mensch und Tier, besonders wenn sie wegen des übergroßen Zuspruches schon etwas Verspätung haben, und hauen dann unbarmherzig auf die armen Tiere los. Die Fahrt an jenem Septemberabend ist mir aus diesem Grunde unvergeßlich geblieben.

Im Park selbst, zu dem man sich auch noch erst Zutritt erkämpfen mußte, unterhielten wir uns etwa zwei Stun-

den ganz schön. Mein Bruder traf manchmal einen Bekannten, was dann immer wieder neue Unterhaltung zu bringen schien. Auch verschiedene Spiele und Zerstreuungen gab es da; aber alle diese Dinge mußten erst durch einen „Stamp“ erkaufte werden. Meine Stamps reichten nicht sehr weit, weshalb ich meine Wünsche zu mäßigen verstand. Auch mein Bruder war nicht sehr gut mit diesen notwendigen Papieren ausgerüstet. Deshalb drängte auch er nicht, sondern suchte sein Ziel mit allem Eifer zu erreichen, konnte aber „Truppenführer“ Kerner nicht sehen. Nun weiß ich nicht mehr, ob er nicht zugegen war, oder ob er nicht zu ihm gelangen konnte, weil er sonst eine neue Zutrittskarte für den Tanzsaal hätte kaufen müssen. Mit dem Vorsatz, den Herrn einmal an einem Sonntagvormittag in seiner Heimat in Williamsburg zu besuchen, verließen wir den Park noch früh am Abend.

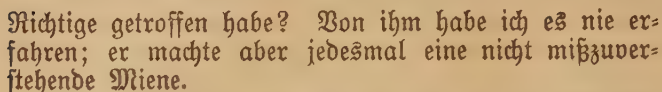
Ich betrachtete dies als ein Vorzeichen und meinte, ich sollte nicht Musiker werden in diesem neuen Lande, wo es für jeden so viele Gelegenheiten gebe, seine Körper- und Geistesgaben unterzubringen. Auch fielen mir die Worte des Vaters wieder ein: „Das Musikmachen ist nur zur Unterhaltung so nebenher.“

An jenem Abend ziemlich spät nach Hause gekommen, stellte sich uns allen allzufrüh der Morgen vor. Aber wenn die Pflicht ruft, muß der Mann folgen! So machte sich mein Bruder wieder früh auf den Weg nach seiner Wurstküche. Nachdem ich meine ausgelüfteten Kleider, die von den Kindern immer noch nicht hinreichend beschnuppert zu sein schienen, wieder in den Koffer eingeschlossen hatte, folgte ich ihm nach, um wenigstens mit ihm plaudern zu können.

Zuerst fragte ich ihn nach der Kirschenwasserprobe, von der ich tags zuvor gehört. Er sagte: „Die soll Kaffee trinken, der ist besser für Weiberkehlen als Kirschenwasser. Doch ich werde heute abend ein wenig für sie mitnehmen, damit sie es versuchen kann; es ist ihr aber

jedenfalls nicht allein darum zu tun, sie hätte es viel lieber selbst verkauft und das Geld dafür eingesteckt. Sie will nur das Geld. „Sieh', das ist mein geheimer Geldkasten“, sagte er, nahm seine Kappe vom Haken, bog das Schweißleder herunter, steckte einen Finger zwischen das dort aufgetrennte Futter und brachte etwas Geld zum Vorschein. „Was ich nicht in dieser Sparschasse verborgen halte, das ist schon am Sonntagmorgen aus meinen Taschen verschwunden, wenn ich am Samstagabend meinen Lohn erhalten und meine Schulden für das Mittagessen bei Schuck bezahlt habe. Wenn ich dann wieder einen halben Dollar haben will, dann muß ich de- und wehmütig drum anhalten. Das wird mir manchmal beinahe zu viel.“

Ich mußte nur seine Ruhe und Gleichgültigkeit bewundern bei dieser Mitteilung, die mich in Siedehize brachte. Schon hatte ich auf den Lippen, er selber habe sich in diese erniedrigenden und bevormundenden Ketten gefesselt und dürfe keinen andern anklagen, hielt mich aber zurück, um ihm ihr Gewicht nicht noch fühlbarer zu machen. Auch konnte man in der Wurstküche nicht reden, d. h. nicht verstehen, wenn die Hackmaschine arbeitete, sondern nur in den Pausen, wenn die Maschine ausgeleert und wieder neu gefüllt wurde. Bald konnte ich mich etwas hilfreich betätigen, indem ich das Fleisch von der Seite und aus der Mitte wieder unter die Messer schob, was sonst mein Bruder dann und wann selbst hatte tun müssen. Trat dann wieder eine Ruhepause oder Redezeit ein, so hatte ich wieder einige Fragen oder auch sonst etwas zu sagen, wenn er mir nicht etwas Erstaunlicheres mitzuteilen hatte. Einen Gedanken berührte ich einige Male, erhielt aber nie eine Antwort darauf und ließ ihn deshalb immer wieder fallen, um eine bessere Zeit abzuwarten, die Frage: „Wie bist du denn an dieses Weib geraten?“ Manche Lösung machte ich mir selbst darauf zurecht; ob ich das



Um zwölf Uhr ging ich mit ihm in das nebenan-
liegende Speisehaus zum Mittagessen. Er führte mich
gleich als seinen „grünen“ Bruder ein und ließ mich
neben sich Platz nehmen. Alle Arbeiter, die sich da
zum Essen eingefunden hatten, sprachen deutsch, so daß
ich dem Gang der Unterhaltung gut folgen konnte. Man
redete von allen möglichen Arbeitsgelegenheiten. Ich
verhielt mich still, dafür nahm mein Bruder für mich
das Wort. Als er erwähnte, daß ich draußen bei
einem Onkel die Bäckerei gelernt habe, sagte der Haus-
herr, der neben ihm saß: „Das kommt ja wie gerufen,
Herr Albrecht hat heute morgen einen weggeschickt und
sucht jetzt einen neuen.“ „Da können Sie gleich einmal
hingehen, gerade über die Straße“, wandte er sich an
mich. Mein Bruder aber sagte: „Besser nicht, vielleicht
hat er schon wieder einen, oder ein grüner ist ihm nicht
genehm. Sagen Sie ihm, was Sie gehört haben, Herr
Schuck, und wenn er dann meinen Bruder haben will,
dann kann er ja einen Augenblick zu mir kommen. Mein
Bruder bleibt bis zum Abend bei mir.“

Damit war der Fall erledigt. Gleich nach dem Essen theilte Schuck, der Kosthausvater, Herrn Albrecht die Neuigkeit mit, und dieser kam bald darauf in die Wurstküche herüber. Meiner ansichtig, fragte er gleich, ob ich der erst kürzlich eingewanderte Bäcker sei. „Gerade einen Deutschen könnte ich brauchen; wollen Sie bei mir arbeiten?“ wandte er sich an mich, „ich gebe Ihnen drei Dollars in der Woche, dazu Kost und Logis.“ Als ich Bedenken trug, ob meine Leistungen auch seinen Erwartungen entsprächen, sagte er: „Wenn Sie als deutscher Bäcker guten Willen haben, werden Sie das, was hier anders gemacht wird, schnell begreifen und bald vollkommen eingearbeitet sein; dafür ist mir nicht

bange. Sie können gleich heute abend antreten, denn ich muß für die Nacht noch jemanden haben; mit dem andern allein kann ich die Arbeit nicht bemeistern. Sie sind da ganz in der Nähe Ihres Bruders und können ihn jeden Tag besuchen. Eine bessere Stelle werden Sie nicht leicht finden.“ Nur eine Einwendung hatte ich noch, ich hätte keine Kleider, um gleich heute anfangen zu können. „Das ist kein Grund, die Stelle fahren zu lassen“, sagte mein Bruder, „nach Feierabend gehe ich mit dir in ein Kleidergeschäft, da kaufst du dir ein Paar Bäckerhosen; das ist alles, was du vorderhand brauchst, und bis morgen hast du den Koffer hier; ich will gleich danach schicken.“

„So wär's also abgemacht! Kommen Sie diesen Nachmittag oder gegen Abend einige Zeit hinüber, dann stelle ich Sie dem andern Arbeiter vor. Er ist ein Rheinbayer, der aber schon einige Jahre hier ist, ein recht guter Kerl, mit dem Sie sicher leicht fertig werden; auch will ich Ihnen das Zimmerchen zeigen, in dem Sie mit dem andern zusammen schlafen. Also bis Abend! Um sechs Uhr haben wir das Abendessen, und dann geht's los.“

Damit entfernte er sich, und ich half meinem Bruder in seiner Wurstküche weiter. Kurz nach vier Uhr war sein Tagewerk vollendet, und er ging mit mir nach der 8. Avenue, wo ich mir Hosen und ein leichtes Hemd kaufte. Als ich wieder zurückkam, war der andere schon an der Arbeit. Nachdem ich mich in die Bäckeruniform geworfen hatte, wurde ich vom Meister und dem andern in verschiedene mir noch fremde Arbeiten etwas eingeführt und so für den Beginn der eigentlichen Arbeiten vorbereitet.

So wurde der Besuch bei Herrn Kerner in Williamsburgh belanglos, und ich war es froh; denn zum Musiker glaubte ich mich doch nicht so recht berufen. Auch überlegte ich, daß die Musiker von dem vielen



Blasen gerne durstige Kehlen usw. bekommen. Mit dem Eintritt in eine Bäckerei war diese Gefahr für mich beseitigt, und ich mußte Gott danken, daß es so gekommen, denn auf diese Weise wurde ich meinem eigentlichen Beruf nicht entfremdet, sondern eher entgegengesührt. „In den einfachen Handlungen des Menschen liegt ein Stück Weltgeschichte“, sagt Heinrich Hansjakob. Ja, in den kleinsten Dingen und Verhältnissen eines Menschen und in ihrer eigentümlichen Führung und Leitung kann man die Vorführung Gottes erkennen, wenn man sein Herz dieser Führung nicht durch den eigenen Willen verschließt.





Wieder in der Bäckerei.



och keine Woche in New York, stand ich schon als Bäckergehilfe in der Kellerbäckerei des Herrn Albrecht an der Arbeit. Ich befand mich ganz wohl dabei, besonders weil ich nicht mehr die Gastfreundschaft meines Bruders, die Kochkunst seiner Gnädigen in Anspruch nehmen brauchte. Die Arbeiten gelangen mir bald, wenn auch manche der deutschen Art ganz fremd waren. Eine aber schien mir am ersten Tage fast nicht zu bewältigen, das Brotaustragen. Dazu diente ein 3 Fuß hoher, $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß weiter Korb mit zwei Handhaben an den Seiten. Mit etwa 40 Laib Brot gefüllt, wurde er auf der Schulter getragen. Aber selbst diese mir sehr ungewohnte Arbeit begriff ich wie die andern bald. Am ersten Morgen ging des Meisters ältester Sohn mir voraus in das Geschäft, in dem das Brot abgeliefert werden mußte. Der Weg nach Den- und West-Straße war ziemlich lang, und ich meinte es nicht erleben zu können, aber wiederum: „Lust und Lieb' zu einem Ding — machen alle Müh' gering.“ Bald war ich das Tragen gewohnt und tat es recht gerne. Etwa um fünf Uhr morgens oder bald nachher wurde der Brotkorb gefüllt. Dann ging's zum Laden, gewöhnlich einem Grocery (Spezereiwarenladen, in dem fast alle Lebensmittel verkauft werden), wo das Brot

hinter einem Gitter am Ende eines Ladentisches aufgelegt wurde. Auf einem solchen Gang begegnet man gewöhnlich auch andern Bäckern mit demselben Dienst. In jeder Bäckerei mußte das Brot ausgetragen oder, wie in großen Bäckereien, ausgefahren werden, da kein Bäcker seine Ware in seinem eigenen Laden allein verkaufen kann. Die Leute kaufen ihr Brot zugleich mit ihren andern Eßwaren im selben Laden, wenn sie nicht eine Bäckerei ganz nahe haben.

Nur Brot in verschiedenen Formen wurde in dem Geschäft des Herrn Albrecht gebacken; bloß auf Karfreitag gab es Kreuzbrötchen und auf Weihnachten für die Hauptkunden einige Torten. Um sechs Uhr mußte ich auf Posten sein und hatte bis zwölf Uhr mittags zu dienen, dazwischen hatte man aber doch hin und wieder noch eine halbe oder auch ganze Stunde zur eigenen Verfügung und benützte sie zur Atempause. Zwischen neun und zwölf Uhr morgens, wenn der andere Arbeiter schon zu Bett gegangen war, hatte ich hinreichend Gelegenheit zu einem Besuch bei meinem Bruder über der Straße. Das war besonders in der ersten Zeit eine notwendige Arznei gegen die schleichende Krankheit, die mich in Oberkirch in der Ziegelei so stark heimgesucht, das Heimweh.

Am Samstag wurde zweimal gebacken, um den Vorrat für Sonntag herzustellen. Da galt es, bis Abend auszuhalten. Dann war man aber auch, von einigen kleinen Vorbereitungsarbeiten abgesehen, bis Sonntagabend von aller Arbeit frei. In diesen 24 Stunden verschleuderte mancher Bäcker das, was er sich in den andern 144 erworben, wenn er nicht wie mein Bruder am Samstagabend einer genauen Taschenuntersuchung sich unterwerfen mußte. Ich hatte meinen Bruder auf Sonntagmorgen herbestellt, damit wir in eine Kirche gehen und den Tag anständig zusammen verleben könnten. Er hatte mir auch zugesagt.

„Wir gehen jetzt noch“, fuhr er fort, „in die Wirtschaft der Ulmer hier im Deutschländl, wo ich früher meistens logiert habe, zur Gempler. Von dort aus habe ich früher alle meine Briefe geschrieben. Es ist ein schöner Platz.“ — „Ja, da führe mich hin“, sagte ich, „ich will sehen, ob's auch mit dem Bild übereinstimmt, das ich nach einem Traum von dem Haus mitgebracht habe.“ Das machte ihn neugierig, und er wollte wissen, was ich davon geträumt hätte.

„Nachdem du geschrieben hattest, daß ich auch herüberkommen solle, und du mir das Geld schicken wollest“, begann ich ihm im Weitergehen zu erzählen, „freute ich mich sehr und dachte viel über die Sache nach. So träumte ich einmal, ich sei bei dir in New York, in der Wirtsstube der Gempler. Von der Straße her habe die Wirtsstube große Fenster und auch eine Glastüre, links im Innern stehe ein großer Schrank mit vielen Gläsern und davor der Schanktisch, neben ihm weiterhin im Zimmer fünf oder sechs runde Tische und darum je vier Stühle, im Hintergrund abermals eine Türe mit Glasfenster, dahinter ein Wohnzimmer sowie eine Türe nach rechts auf den Ausgang. Du gingst mit mir durch die Wirtschaft und zu der Türe hinaus auf den Gang und dort drei oder vier Treppen hinauf, wo wir in ein Zimmer eintraten und uns beide schlafen legten. — Als ich aber erwachte und die Augen aufschlug, sah ich das Ziegeldach und das Lufenfenster im Rauchkammerle.“

„Wenn du die Wirtschaft schon gesehen hättest, könntest du sie nicht genauer schildern und beschreiben. Der Traum ist wahr. Es ist alles genau so, wie du gesagt hast. Die Gempler ist jetzt nicht mehr dort, sie hat die Wirtschaft verkauft und lebt von den Zinsen, aber Haus und Wirtschaft sind noch ganz gleich.“ — Als wir daselbst ankamen, fand ich das im Traum geschaute Bild in voller Wirklichkeit vor; alles war so, wie ich es gesehen, nur die Gläser waren nicht vor, sondern neben

dem Eiskasten, die Tische im Hintergrund anders gestellt. Träume sind Schäume, aber nicht immer. Mein Bruder erzählte gleich dem Inhaber der Wirtschaft und den sechs oder sieben Gästen meinen Traum und meine Schilderung bis auf den Eiskasten und die runden Tische. Das machte alle gleich auf mich aufmerksam, und man betrachtete mich wie einen andern Menschen, als ob ein Traum etwas Außergewöhnliches wäre.

Als es Mittag war, sagte mein Bruder: „Komm, jetzt müssen wir heim, heute soll es das Festessen geben, das meine Frau zu deiner glücklichen Ankunft versprochen hat. Sie kann kochen, wenn sie will.“ Die andern lächelten und wünschten uns beiden guten Appetit.

Nach dem wirklich fein hergerichteten Mittagessen sagte mein Bruder: „Diese Woche haben wir uns vorgenommen, heute Musiker Kerner zu besuchen, weil wir ihn im Löwenpark nicht angetroffen haben. Deshalb wollen wir gleich aufbrechen.“ Sie machte den Einwand, am Sonntag-nachmittag sei er schon gar nicht zu treffen. Er aber sagte: „Komm nur, heut finden wir ihn sicher“, und damit war er schon auf dem Gang, während sie still für sich selbst redete.

Als wir wieder auf der Straße waren, sagte er zu mir: „Wir gehen heute nach Jamaika zu Papa Örtel, dem Herausgeber der Kirchenzeitung.“ Jamaika liegt etwa eine Stunde hinter Brooklyn auf Long Island draußen. Es war eine lange Fahrt auf der Straßenbahn, und wir mußten zwei- oder dreimal umsteigen. Nie habe ich die schönen Anlagen vor den Häusern mancher Reichen, nie aber auch die einfachen Hütten armer Arbeiter vergessen. Herrn Örtel sahen wir wohl in der Vesper, fanden aber keine Gelegenheit, mit ihm zu reden, da ich mich nicht zu lange aufhalten durfte; denn ich mußte um sechs Uhr wieder in der Bäckerei sein und brauchte alle noch übrige Zeit zur Heimfahrt.

Johann Jakob Max Örtel (Papa Örtel) war

zuerst protestantischer Schriftsteller und Prediger gewesen. Überzeugt von der Haltlosigkeit der lutherischen Lehre, lehrte er zur katholischen Kirche zurück. Er lehrte eine Zeitlang in Fordham, war etwas später Herausgeber des „Wahrheitsfreund“ in Cincinnati und gründete dann die „Kath. Kirchenzeitung“ in Philadelphia, zog aber anfangs der fünfziger Jahre damit nach New York und gab hier eben in Jamaika seine Zeitung heraus. Gerade in dieser Zeit erschien aus seiner Feder „Altes und Neues“. Im Jahre 1875 wurde er zur Anerkennung seiner Verdienste um die katholische Sache durch seine Zeitung und andere Schriften zum „Ritter des hl. Gregor des Großen“ ernannt.

Mit dem Besuch in Jamaika zusammen hängt zwar nicht, was ich von Papa Ortel nie vergessen habe. Etwa vier oder fünf Jahre später, als die Deutschen viele Kanonen aus Frankreich heimgebracht hatten und von einigen davon eine große Glocke für den Kölner Dom gegossen worden war, konnte zuerst die Glocke nicht geläutet werden, weil der Klöppel zu leicht war. Während dieser Zeit veröffentlichte Papa Ortel in einer seiner Schriften einige Verse, von denen ich noch folgende weiß:

„Die Glocke, sagt er,
Will nicht läuten, sagt er,
Weil der Klöppel, sagt er,
Nicht recht tut;
Das Metall, so sagt er,
Von Kanonen, sagt er,
Gegen Rom, so sagt er,
Ist nicht gut.“

Der erste Sonntag von New York war schon beinahe zur Neige gegangen, als ich aus der Car nach meiner Backstube eilte und noch gerade zum Abendbrot recht kam.

Mein Meister meinte, ich sei ja schon ganz amerikanisch und müsse mich in der Stadt schon gut auskennen, daß ich mich so allein heimgefunden habe. Aber mein

Bruder hatte mich bis an die Bahn gebracht und in den richtigen Wagen gewiesen, und das Ausrufen der neunten Avenue konnte ich auch ohne Kunststücke verstehen.

Eines lernte ich an diesem ersten Sonntag: mich nicht von andern nach der Kirche bringen zu lassen, sondern mich selber danach umzutun. Mein Meister und Mitarbeiter waren beide auch katholisch, und von ihnen erfuhr ich, eine katholische Kirche sei ganz in der Nähe in der 13. Straße zwischen neunter und zehnter Avenue. Da wurde bloß englisch gepredigt und gebetet, aber ich konnte mein Gebet auch deutsch verrichten. Denn unser Herrgott versteht auch in einer englischen Kirche Deutsch. Die heilige Messe selbst ist ja nicht englisch und nicht deutsch, sondern für alle Völker gleich lateinisch. So ging ich am nächsten Sonntag dahin; einen Führer hatte ich nicht nötig. Den andern Kirchengängern folgend, konnte ich nicht irre gehen und ganz schön meiner Christenpflicht genügen. Ich hörte die heilige Messe, und kein Mensch fragte mich, ob ich alles verstanden habe oder nicht.

Wieder heimgekommen, hörte ich, mein Bruder sei dagewesen und habe nach mir gefragt. Als ich gerade wieder auf meine Kammer gehen wollte, kam er aus dem Eßzimmer des Logierhauses von Herrn Schuck herüber und rief mir zu: „Komm mit, wir wollen New York von einer andern Seite ansehen. Du hast ja schon die Messe gehört und wirst mir wohl keine Vorwürfe machen, wenn ich dich nicht in eine Kirche bringe. Ich habe dir auch noch manches zu sagen als Erklärung zu dem, was wir gestern gesprochen, auch was ich gestern noch alles erlebt habe.“ Nachdem wir die Car der 8. Avenue bestiegen hatten, sagte er: „Wir fahren einmal nach dem Centralpark, da haben wir die schönste Gelegenheit, allein zu sein, und können uns gegenseitig aussprechen.“

Auf dieser Fahrt erklärte er mir manches von der

Stadt und ihrer Lage. Die 14., 23., 34., 42. und 59. Straße seien viel breiter als die andern, ja noch ein wenig breiter als die sie kreuzenden Avenues. An jenen Straßen überschreite auch der Broadway die Avenues.

Die Fahrt, für die wir unsere 5 Cents bezahlt hatten, war zu Ende, und alle stiegen aus. Die meisten davon bestiegen den andern Wagen, der sie auf der Fortsetzung der achten Avenue weiterbringen sollte; wir hatten jene Lustfahrt in der vergangenen Woche schon einmal gemacht und marschierten mit einigen andern in den Centralpark hinein. Ich hatte noch keinen solchen Garten gesehen und wollte deshalb alles genau anschauen. So blieb ich häufig stehen. „Nur vorwärts, vorwärts!“ sagte mein Bruder, „hier gibt's so viel zu sehen, daß man sich nicht zu lange bei einem aufhalten darf, wenn man überhaupt nur ein wenig eindringen will.“

Am nördlichen Ende des Parkes befinden sich die Wasserbehälter, die die ganze Stadt versorgen. Sie selbst werden wieder durch eine 30 Meilen lange Wasserleitung vom Grottenriver her gespeist. Dahin kamen wir aber heute noch nicht. Wir fanden so viele andere Stellen, die mehr als eines Besuches wert waren, daß wir an eine ausgedehnte Besuchsreise nicht denken konnten. Nachdem wir etwa zwei Stunden herumgelaufen waren, suchten wir ein Restaurant außerhalb des Parkes auf und ließen uns da ein Mittagessen herrichten, das uns beiden schmeckte. Dann gingen wir in die sechste Avenue hinunter, und hier sah ich noch einen Teil der jetzigen Stadt New York im Urzustand. Die Avenues waren fertiggebaut, aber bis etwa zur 50. Straße war zwischen diesen noch die reinste Felsenwüste. Die Steine waren 10 bis 30 Fuß hoch, mit Gesträuch bewachsen, und wo der Boden ausreichte, sah man kleine Gemüsegärten. Auch einige ganz kleine Hütten waren auf den Höhen errichtet, sogar Ziegen weideten zwischen dem Gesträuch. Vom selben Aussehen und ganz derselben Stein- und Bodenbeschaffenheit war

damals die ganze Gegend westlich vom Park von der 59. Straße bis zur 125. Straße, nur wechselten Berg und Tal verschiedenartiger. In der Mitte dieser vielen Gärten lag der Löwenpark wie eine Oase in der Wüste.

Zwischen der 50. und 51. Straße besichtigten wir den bereits ziemlich fortgeschrittenen Bau der St.-Patrick's-Kathedrale, an deren Errichtung seit 1857 mit Ausnahme von sechs Jahren gearbeitet wurde. Zehn Jahre später ist sie eingeweiht worden. Sie ist ohne Zweifel die schönste Kirche in den Vereinigten Staaten, die elstgrößte von allen der Welt. Wie staunte ich den beinahe bis zum Dach gediehenen Bau von weißem Marmor an, dessen Schönheit man trotz des Gerüstes schon einigermaßen sehen konnte! Seit sie vollendet ist, habe ich sie nicht mehr gesehen, obgleich sie eines besonderen Besuches wert wäre. Der gotische Bau erinnert in manchen Einzelheiten stark an den Kölner Dom.

Noch verschiedene andere Kirchen sahen wir, katholische und nichtkatholische; sie alle aber machten keinen so nachhaltigen Eindruck auf mich, daß ich mich heute noch ihrer erinnern könnte. An der 5. Avenue und 16. Straße ging ich westlich, weil ich so meine Backstube nicht verfehlen konnte, mein Bruder aber östlich seiner Wohnung zu. Ob er aber auch so geradewegs nach Hause ging, möchte ich bezweifeln, wenn es auf die Anziehungskraft seines Heims ankam.

Fast jeden Werktag besuchte ich, wenigstens in der ersten Zeit, meinen Bruder in der Wurstküche. Da besprachen wir besonders Fragen, die mich in das Leben der Großstadt einführen sollten. Auch wurde der Gang für Samstagabend und der Ausflug für Sonntag festgesetzt. Ich bestand jeweils darauf, daß wir zuerst unsere Pflicht erfüllen mußten, wenn wir uns wahrer Sonntagsfreude erfreuen wollten. Bald kannte ich mich auch so gut aus, daß ich verschiedene deutsche Kirchen auffinden konnte. Auch besuchte ich regelmäßig eine davon, wenn

mein Bruder mich nicht vorher abholte. Als er das einmal mußte, kam er immer zeitig genug, um mich noch bei der kleinen Sonntagsarbeit anzutreffen. An solchen Tagen wußte er, daß er mit mir zur Kirche gehen mußte. Aber ich merkte doch, daß er nicht aus Glaubenstreue, sondern nur dem schönen Gesang zuliebe mitging.

Wenn er sich auch öfters um den Kirchengang drückte, so war er um so treuer als Begleiter an Samstagabenden. Da ging er mit mir sehr häufig nach dem Atlantic Garden, einer Art Gartenwirtschaft in der Boverry. Dort befand sich eine Orgel aus der „Orgelfabrik Bruder“ in Waldfirch in Baden, die, mit einem Mechanismus versehen, eine große Musikgesellschaft ersetzte, das erste Instrument dieser Art, das ich gesehen und gehört habe. Sie übte eine gewisse Anziehungskraft auf mich aus, so daß ich gerne dahin ging. Manchmal verabredeten wir uns zur bestimmten Stunde an einen Tisch im Atlantic Garden. In der Nähe dieses Gartens befand sich damals das deutsche Theater, welches wir auch einigemal besuchten. Da habe ich „Romeo und Julia“, Schillers „Maria Stuart“, „Wilhelm Tell“, „Wallensteins Lager“, „Piccolomini“ und einige andere Stücke gesehen. Wir hatten unsere Sitze auf dem höchsten Platz, nicht weil man dort eine bessere Aussicht hatte, sondern weil die arme Kasse eines Bäckerjungen jenes Höhenklima besser aushielt.

Durch solche Zerstreuungen und den täglichen Besuch in der Wurstküche wurde mir das Heimweh vertrieben, getrieben aber wurde ich auch vom Geist der Welt, der ja alles gleich in seine Schlingen nimmt, was sich nicht besonders vor ihm hütet. Mein Bruder war im Land der Freiheit und Aufklärung auch schon sehr stark von ihm beherrscht. Gerade sein Weib mag ihn im Banne dieses Geistes erhalten haben, denn nach meinen Beobachtungen stellte sie ihm die Weichen nicht allzu stark nach der andern Seite. Er lief mit dem großen Haufen auf der bequemen Straße und war sehr leicht geworden.

Dazu hatte er viele Beispiele um sich herum. Das bemerkte ich gleich und machte die besten Vorsätze, ihn womöglich wieder auf eine bessere Bahn zu leiten. Ganz unbemerkt trat aber das Gegenteil ein. In seiner Gesellschaft und unter seiner Führung wurde ich nach und nach auch leichtsinnig, so daß auch ich manchmal nach solchen Samstagabenden die Sonntagspflicht verschlief. Der Weltgeist steht ja immer mit der verdorbenen Natur im Bunde, und der Schlaf forderte nach dreißigstündigem Wachen auch sein Recht. Es kam so weit, daß ich glaubte, es könne nicht so schlimm sein, da ja auch andere, von der Erfüllung ihrer weltlichen Pflichten ganz eingenommen, ihre religiösen vernachlässigten. In meiner Heimat kannte man alle derartigen Katholiken ganz genau, in New York war von einer solchen Kenntnis keine Rede. Sehr viele waren mir als Katholiken bekannt, nicht aber durch die Erfüllung ihrer Pflichten, sondern nur, weil sie sich als katholisch ausgaben. Das ist für mich keine Entschuldigung; aber das böse Beispiel hat immer seine schlimmen Folgen. Das brachte auch bei mir die Sonne an den Tag, und das in so kurzer Zeit.

Leider Gottes muß ich bekennen, daß Änderungen darin viel langsamer als nötig sich vollzogen. Veränderlich ist in dieser Welt ja alles, ganz besonders der Mensch. Aber sehr häufig gibt es die Änderungen dort, wo wir sie nicht erwarten, nicht wünschen:

Mit dem Meister und einem andern Gehilfen arbeitete ich in bester Harmonie, ohne daß ich je eine Klage gegen mich vernommen oder gegen meine Mitarbeiter, geschweige gar gegen meinen Herrn und seine Behandlung gehabt hätte.

Mein Mitarbeiter Lui, ein Rheinbayer, ging manchmal Samstagabends und auch einige Male am Sonntag in seiner Freiheit und im Genuß gewisser Genüsse zu weit und war dann zu seiner Arbeit nicht recht fähig und fidel. Da mußte dann ich mehr zugreifen, aber ich machte

mir nichts daraus, weil er immer gut zu mir war und durch Zuvorkommenheit und Freundlichkeit solche Dienste von mir zu verdienen schien. Ich bemühte mich immer, meine Arbeit in jeder Hinsicht gut zu tun.

Eines Tages aber, als das Frühjahr seinen Einzug schon gehalten hatte, kam Lui in recht übler Laune nach Hause und wollte sie allem Anschein nach an mir kühlen. Ich sagte ihm, das hätte ich nicht verdient und auch nicht von ihm erwartet, da ich doch immer redlich meine Pflicht getan und schon manchmal Nachsicht mit ihm gehabt hätte. Damit war es für jenen Tag vorbei, aber in den folgenden Wochen machte er mir die Arbeit fast unerträglich. Wenn er mir etwas zuleid tun konnte, dann tat er's auch. Wenn er z. B. Gäscht (Bier) kochte, stopfte er so viel von dem mit Zucker getränkten Holz unter den Kessel, daß der Rauchfang nicht groß genug war und das Backhaus sich mit Rauch füllte. Der Rauch griff meine Augen an, daß ich jedesmal das Backhaus verlassen mußte. Als ich ihm einmal sagte, er stecke zu viel Holz auf einmal unter den Kessel, sagte er: „Das geht dich nichts an, das sind meine Sachen!“

Jetzt war es aber auch meine Sache, dem Meister von diesem Unfug zu berichten. Beim Kochen des nächsten Sudes wollte er sich von der Wahrheit meines Berichts überzeugen und kam gerade zur rechten Zeit in die Backstube. Mit den Worten: „Was kommt denn da für ein Rauch herauf?“ betrat er die Backstube. Lui entschuldigte sich, der Kessel wolle heute nicht ziehen. Der Meister sagte: „Er hat doch immer gezogen, du hast viel zu viel Holz hineingestopft: so muß er natürlich rauchen. Auch scheint das schon öfters vorgekommen zu sein; das Backhaus ist ja schon so geschwärzt, daß es einer Schmiedewerkstatt gleich sieht...“

Diese Bemerkung des Meisters vergaß Lui in den ersten Tagen nicht. Auch mir gegenüber verhielt er sich recht einsilbig. Als der Meister ihn fragte, warum er

natürlich sehr schnell klar. Ehe ich mich noch verteidigen konnte, kniete Lui auf meinen Beinen und schlug immerfort auf mich ein. Ich versuchte alles, den Unhold von mir abzuhalten und meine Beine frei zu bekommen; doch gelang mir's erst, als er sich erhoben hatte und mit seinen Stiefeln auf mir wie auf einem Holzstück herumtrat. Als ich aber meine Füße frei hatte und er gerade in seinem Taumel nach mir niederlangen wollte, setzte ich, immer noch im Bett auf dem Rücken liegend, ihm beide Füße auf seine mir zugeneigte Brust und schleuderte ihn im hohem Bogen über das Fußende des Bettes zu Boden. Wie er daselbst auffiel und wie lange er dort lag, kann ich nicht sagen, denn ich war schnell auf den Beinen und lief schreiend die Treppe hinunter, über den Hof und durch den Gang auf die Straße und über sie zu meinem Bruder und erzählte ihm kurz den Hergang. Auf's höchste erregt, ergriff er sogleich ein Messer, und mit den Worten: „Dem schneid' ich den Hals ab!“ lief er über die Straße und durch den Gang auf den Hof. Da aber trat ihm der Meister entgegen und schnitt ihm den Weg ab nach dem zweiten Stock im Hinterhaus, wo unsere Kammer gleich neben der Treppe lag. Das war schon gut und nicht ohne besondere Fügung Gottes, denn mein Bruder war ein hitziger Mensch, und es ist nicht zu sagen, was er mit meinem Peiniger gemacht hätte, wenn er seiner in der Folterstube habhaft geworden wäre.

In den Nachmittagsstunden machte auch der Meister sein Schläfchen. Durch mein Schreien veranlaßt, weckten ihn die Kinder auf und teilten ihm kurz mit, was geschehen sein müsse. Gerade war er auf dem Weg nach unserer Kammer, als ihm mein Bruder in die Hände lief. Es gab eine kurze Auseinandersetzung zwischen beiden, wobei aber der Sachverhalt keinem recht klar war. Mein Bruder sagte: „Der hat meinen Bruder mißhandelt und getreten; das will ich ihm vertreiben, wenn nicht jetzt,

dann ein andermal. Mein Bruder arbeitet nicht mehr mit ihm zusammen!"

Als er in die Wurstküche zurückkam, sagte er mir, er habe den Lui nicht gesehen; der Meister habe ihn abgehalten, ihn aber auch gebeten, keinen Spektakel zu machen. „Ich habe ihm auch gleich gesagt, daß du nicht mehr mit Lui zusammenarbeiten würdest. Jetzt bleibst du hier; nach Feierabend will ich mit dir den Koffer holen, wenn nicht Albrecht vorher hierher kommt und sagt, er schicke den Sausnickel fort. Du hast doch gerade getan, was er von dir verlangt hat, jetzt sollte er auch auf deine Seite treten und nicht den Kerl noch beschützen.“

„Das hat er nicht getan“, meinte ich, „denn er weiß ja gar nicht, was vorgefallen ist. Eins aber weiß er, daß Lui fort war; und wie er da heimgekommen ist, kann er sich leicht denken. Daß er mich mißhandelt hat, hast du ihm gesagt; so weiß er genug und kann sich den Rest von mir erzählen lassen. Jedenfalls wartet er auch auf mich.“

Du gehst nicht hin! er weiß, wo du bist; wenn er dich will, dann kommt er schon. Will er jenen behalten, dann kann er überhaupt wegbleiben.“

Er kam nicht. Als ich aber nach Feierabend unter dem Schutze meines Bruders den Koffer holte und nach Schuck's Kosthaus brachte, kam er in den Hof und gab mir den Rest des verdienten Lohnes mit den Worten: „Es tut mir leid, daß das vorgekommen ist, aber ich will dich nicht zurückhalten.“

An jenem Abend bildete mein Kampf das Gesprächsthema im Kosthaus. Jeder mußte etwas anderes zu raten oder von dem groben Lui zu erzählen. Einer meinte, es sei ein hartes Geschäft, weil man seine Ruhe nicht habe, besonders aber, wenn man auch noch solche Mitarbeiter habe. Ein anderer sagte, er würde für einen solchen Lohn doch lieber eine entsprechende Arbeit tun. Ich sagte, mit vier Dollars, wie ich sie schon

eine Zeitlang wöchentlich erhalten, wäre ich gut zufrieden gewesen und hätte auch noch weiter dafür gearbeitet. Aber nach getaner Arbeit des Lebens nicht einmal sicher zu sein und vom Meister nicht in Schutz genommen zu werden, sei denn doch zu bunt.

Mein Bruder sprach nicht viel, beobachtete aber scharf die Tür der Bäckerei und die der zwei Häuser davon befindlichen Wirtschaft, da er den Kerl unter die Augen zu bekommen glaubte. Der aber ließ sich an jenem Abend nicht auf der Straße sehen. Morgens in aller Frühe war mein Bruder wieder auf der Lauer, weil jener Brot die Straße hinunter tragen mußte; aber Herr Albrecht ging als Schutzengel mit ihm. Zwei Tage dauerte dieses Aufpassen, aber ohne böse Folgen.

Drei Tage nachher arbeitete ich schon wieder, und zwar bei einem Zigarrenmacher an der 9. Avenue und 27. Straße. Ich war gerade daran, Tabak von den Rippen abzustreifen, als Albrechts ältester Sohn ins Geschäft trat und nach mir forschte. Auf meine Frage, was er von mir wolle, sagte er, mein Bruder sei verunglückt, ich solle sogleich hinkommen. Auf meine weitere Frage, was ihm denn geschehen sei, sagte der Junge nur, das wisse er nicht. Daß gerade dieser Junge mir eine solche Nachricht überbringen mußte, kam mir gleich etwas eigen vor. Trotzdem machte ich mich sofort auf den Weg, dem Burschen zu folgen, der schon wieder eine gute Strecke mir voraus war und mir somit keine weitere Aufklärung geben konnte. Von Angst aufgeregt, von Neugierde getrieben, legte ich in Eile den Weg nach der 16. Straße zurück. Als ich in großer Sorge in Kellers Geschäft eintrat und nach dem Befinden meines Bruders und nach seiner Verletzung fragte, sagte Keller: „Wir wissen nichts von einem Unfall, dein Bruder ist wie gewöhnlich in der Wurstküche, wird aber wohl bald mit seiner Arbeit fertig sein.“ Als ich unter der Türe seiner Küche erschien, winkte er mit dem Kopfe und sagte: „Das Zigarrenmachen hat aber nicht



lange gedauert, du bist es schnell müde geworden. Oder was führt dich schon wieder zu mir?" — — Zuerst kam ich aus dem Staunen gar nicht heraus. Nach einer Weile aber sagte ich, Albrechts Junge habe mich gerufen, weil ihm ein Unglück zugestoßen sei, und nun fände ich ihn in bester Gesundheit.

„Das war nur eine Ausrede, um den Zigarrenmacher zu täuschen“, sagte er, „denn Albrecht will dich wieder haben. Er war heute mittag bei mir und fragte, ob du wohl wieder zu ihm kämest; er habe Lui, der die ganze Zeit am Saufen war, heute morgen fortgeschickt. Auch dein Stellvertreter ist weggelaufen, weil er mit Lui nicht arbeiten wollte. Es wäre ihm nun sehr lieb, wenn du wieder hinkämeest, damit er nicht auf einmal zwei neue haben müsse. Ich habe aus seinen Reden gemerkt, daß es ihm dabei hauptsächlich um sein Geschäft zu tun ist; aber was schert dich das? Du verdienst einen schönen Lohn und hast keine Kost zu bezahlen, und das ist etwas wert. Geh hin; vielleicht gibt er dir jetzt einen Dollar mehr, bloß um dich wiederzubekommen.“ — Herr Albrecht wartete schon vor der Thüre seines Geschäftes auf mich. Erfreut schaute er herüber, als er mich aus der Wurstküche meines Bruders kommen sah. Als ich ihm nähertrat, sagte er gleich: „Wenn ich am Montag den Sachverhalt gewußt hätte, dann wärst du mir nicht fortgegangen, dann hätte ich gleich den Lui fortgeschickt. Willst du nicht wieder bei mir arbeiten? Ich habe einen guten Mann an seiner Stelle, mit dem du sicher gut auskommst.“

„Ich will's versuchen. Hoffentlich geht's nicht noch einmal so wie am Montag, ohne daß ich Ihre Hilfe erfahre.“ — „So kommt's nicht wieder, denn sobald ich merke, daß einer nicht zu seinem genügenden Schlaf kommt und daß er trinkt, dann schick' ich ihn fort. Ich weiß, was ich darin an dir habe.“

Damit war's abgemacht, und ich arbeitete wieder in

meiner bisherigen Stelle bis Oktober und habe so über ein Jahr an meinem ersten Platz aushalten.

Im August verließ mein Bruder Kellers Geschäft und nahm in einem andern in der untern Stadt Stellung. Seine Gesellschaft entbehren zu müssen, war jedenfalls nicht zu meinem Nachtheil. Als Freund blieb mir nur noch Johann Kling, von Bühl gebürtig, der auch bei Schuck wohnte. Doch auch diese Freundschaft war für mich nicht von großem Nutzen, solange ich noch bei Albrecht arbeitete. In jener Zeit hatte Kling Bekanntschaft mit einem Mädchen aus einer guten katholischen Familie, welche an der zwölften Straße wohnte, und lud mich einmal ein, mit ihm dahinzugehen. Wir wurden beide freundlich aufgenommen und wie Verwandte bewirtet. Auch fehlte es beim Weggehen nicht an dringlicher Einladung, doch ja recht bald wiederzukommen. Beim zweiten gemeinsamen Besuch stellte mir die Freundin Klings gleich ihre siebzehnjährige Schwester als ganz besonders brav und begehrenswert vor und empfahl sie mir unter den Augen der Eltern als Freundin. Für nächsten Sonntag wurden wir zu einem Ausflug eingeladen. Als ich mit Kling erschienen war, fanden wir beide Mädchen bereit, sich ganz unserem Schutz anzuvertrauen. Ich konnte natürlich nicht zurücktreten und mußte mich so zur Führung der jüngeren bequemen. Die Freuden waren nicht sehr groß, die Auslagen dagegen viel größer, als meine Lage sie zu gestatten schien. Gebrannte Kinder fürchten das Feuer! So wollte auch ich bei der nächsten Anfrage zu einem Ausflug mich nicht abermals verbrennen und mied das Feuerlein. Das wurde mir übel ausgelegt, aber bloß im Scherz; die Zudringlichkeit wurde um so größer und mir höchst lästig. So benützte ich eine kleine Zwistigkeit mit dem andern Arbeiter als Veranlassung, um mich dieser „teuren“ Freundschaft zu entledigen, und verließ im Oktober meinen Platz.



Schnell fand ich wieder eine andere Stelle an der 39. Straße in der Nähe der 10. Avenue, wo ich mit dem Meister allein arbeitete. Der Lohn war nicht sehr groß, dafür aber auch die Anforderungen nicht so gewaltig. Hier war ich nun von allen bisherigen Freunden weit entfernt und konnte nur hin und wieder den einen oder anderen besuchen. Die alten und jüngeren Ulmer in der 40. Straße waren mir ziemlich fremd geworden. Zudem meinte ich, sie sähen es nicht gerne, und verdarb ihnen auch nicht oft die Freude durch meine Gegenwart. Nur Samstags abends oder Sonntags kann ein Bäcker seine Freunde aufsuchen, dahin hätte ich aber jeden Tag kommen können, wenn es nötig oder erwünscht gewesen wäre.

Jetzt erfüllte sich an mir das Wort der Schrift: „Ich will ihn in die Wüste führen und zu seinem Herzen reden!“ In dieser einsamen Stellung, wo ich mehr als die halbe Zeit für mich allein war, kam ich auch wieder zu mir selbst und erkannte, wie wenig ich zum Wohle meines Bruders geleistet, wie viel ich aber in diesem Jahre von der Welt und ihrem Joch auf mich genommen habe. Dabei ist es aber, Gott sei Dank!, nicht geblieben.

Am Samstag abends ging ich selten aus, und wenn einmal, besuchte ich höchstens einen Freund oder Landsmann in seiner Behausung, oder ich brachte meine erübrigten Dollars auf die Bank, da die Banken zur Bequemlichkeit der Arbeiter an Samstagabenden bis neun Uhr offen hatten, damit diese ihre Ersparnisse noch nach den Arbeitsstunden hinterlegen könnten. Am Sonntag genügte ich meiner Pflicht als Katholik und leistete noch den einen oder anderen etwa nötigen Freundschaftsdienst, vergaß auch vor allem nicht das Recht der Natur auf den nötigen Schlaf.

Die Arbeit war da ungefähr dieselbe wie am anderen Platz. Auch hatte ich Brot nach zwei Verkaufsstellen zu bringen. Der Besitzer der einen war ein Irländer.

Diese feiern jedes Jahr am 17. März auf großartige Weise das Fest des hl. Patrizius. Mit der kirchlichen Feier ist aber immer auch noch eine weltliche verbunden, die nicht selten in Unmäßigkeit ausartet. So war es 1871 auch dem Inhaber des Ladens an der 39. Straße ergangen. Als ich am nächsten Morgen mit meinem Brotkorb zu ihm kam, war er noch nicht vorbereitet. Er mußte noch nicht lange heimgekommen sein und empfing mich mit „Schmeichelnworten“, die ich unter andern Verhältnissen nicht so stillschweigend hingenommen hätte. Im Geschäft lag alles durcheinander. Der Platz, wo ich sonst das Brot hinzulegen hatte, war belegt, und als ich aufräumen wollte, schimpfte er noch ärger, ich hätte in seinem Geschäft nichts verloren. Ich versuchte nun, so gut es eben ging, das Brot aufeinander zu schichten. Dabei verirrte sich ein Laib auf den Boden. Schnell legte ich ihn wieder zu den andern, das merkte er aber und verlangte, ich solle ihn wieder mitnehmen. Ich tat es nicht, sondern sagte ihm, den solle er selber essen, wenn er meine, er könne ihn nicht verkaufen. Hätte er einfach den Platz wie sonst geräumt!

Das war dem Irländer in seinem Zustand zu deutsch, und er machte Miene, mich einzuholen, was ihm aber längst nicht möglich war. Im Laden erzählte ich der Meisterin, wie der Betrunkene versucht habe, mir nachzulaufen. Als ich, den Brotkorb auf der Schulter, noch am Erzählen war, kam er richtig schon zur Türe herein und wollte gleich auf mich losmarschieren. Ich aber sprang durchs Wohnzimmer ins Backhaus und holte einen vom Meister bereit gehaltenen Bengel und stellte mich damit verteidigungsbereit vor die mit einem Fenster versehene Ladentür. Meiner ansichtig, wollte er den Sturmangriff eröffnen, aber die Meisterin, die ihn bisher zu besänftigen gesucht hatte, hielt ihn auch da wieder zurück. Ich aber rief ihr zu, sie solle den Iren nur hereinlassen, ich wolle ihn schon einmal auf echt badisch zurechtsetzen.

Da sie sich aber in den Weg stellte, ging er endlich wieder, fluchend und auf die bösen Deutschen schimpfend, nach seinem Laden. Es standen noch einige Leute an der Straßenecke und redeten über die Folgen der Patriziusfeier, als der Meister mit seinem Brotkorb, in dem er regelmäßig einen Bengel mitzunehmen pflegte, zurückkam. „Wenn ich das gedacht hätte“, meinte er, „wäre ich selber dahingegangen, jetzt aber ist nichts mehr zu ändern. Das Allerschlimmste dabei ist, daß du dich jetzt vor allen Jren in acht nehmen mußt.“

Ob mich sonst noch etwas zum Aufgeben dieser Stellung bewog, weiß ich nicht mehr. Am 24. März befand ich mich bei meinem Freunde Theis, der an der 9. Avenue und 19. Straße ein kleines Schustergeschäft betrieb. Als ich daselbst gut ausgeschlafen und meine Erfahrungen vom Patriziustag bereits vergessen hatte, besuchte ich wieder einmal die alte Gegend in der 16. Straße. Zwei Häuser westlich von Albrechts Bäckerei befand sich eine kleine Wirtschaft, in der wir gewöhnlich den Mehlstaub hinunterzuschwenken pflegten. Die Wirtin besorgte uns auch die Wäsche, so daß wir damit nicht weit herumlaufen mußten. Bei diesem Wirt wollte ich mich nach den Neuigkeiten der Nachbarschaft erkundigen. Herr Orth freute sich, mich wieder einmal zu sehen. Er hatte gemeint, ich sei wieder nach Deutschland zurückgekehrt, weil ich früher manchmal davon gesprochen hätte.

Als wir so zusammen sprachen, kam Herr Albrecht auch dazu und freute sich ebenfalls. „Du hast wohl keine Arbeit?“ fragte er, „daß du um diese Zeit hier sein kannst?“ — „Ich verließ vorgestern die Stelle, die ich hatte, seit ich von Ihnen fortging. Jetzt will ich mir einige Tage Freiheit nehmen, dann wird sich schon wieder etwas finden.“ Er zahlte und ging die Straße hinunter. Wir unterhielten uns noch eine Weile, dann machte ich mich auch wieder auf den Weg zu meinem Freunde Theis.

Als ich eine Strecke zurückgelegt hatte, hörte ich eine mir halb bekannte Kinderstimme meinen Namen rufen und sah mich um. Albrechts Kleiner war mir nachgelaufen und rief mir auf Englisch zu: „Papa hat gesagt, du sollst einmal in unser Haus kommen.“ — „Ich komme sofort“, sagte ich, und gleich lief er wieder nach Hause. Als ich an die Ecke der sechzehnten Straße kam, sah ich Orth unter der Türe seiner Wirtschaft stehen, offenbar auf mich wartend! Ich kehrte bei ihm ein und sagte: „Du hast dem Alten jedenfalls gesagt, wo ich hinging, sonst hätte er mir nicht seinen Jungen nachschicken können.“ — „Ganz recht, du warst gerade um die Ecke, da kam er herein und fragte nach dir. Ich sagte ihm, er könne dich noch rufen. Schnell schickte er dir seinen Kleinen nach; ich denke, er will dich wieder haben. Er hat doch nicht viel Gutes gehabt, seit du fort bist. Geh nur gleich hin, er wartet auf dich.“

Als ich in den Laden trat, zeigte er mir Brot von diesem und zwei vorhergehenden Tagen und fragte mich, ob ich mir wohl auch solches fertigzubringen getraue. „Wir wollen es auf einen Versuch ankommen lassen“, sagte ich. — „Recht so“, erwiderte er, „geh gleich hinunter und mach den Borteig.“ So arbeitete ich zum drittenmal an derselben Stelle, jetzt aber als der Erste, mit einem Wochenlohn von acht Dollars. Mein Vater hat häufig gesagt: „Es ist ein gutes Zeichen, wenn man immer wieder ankommen kann, wo man einmal gewesen ist oder gearbeitet hat.“ Dieses gute Zeichen konnte ich Herrn Albrecht an seinen Augen ablesen. Schon hatte ich den Borteig gemacht und reinigte gerade meine Hände, da trat mein bisheriger Vorgänger in dieser Arbeit in die Backstube. Als er seine Pflicht bereits vollendet sah, fragte er mich: „Arbeiten Sie jetzt hier?“ — „Ja wohl, ich bin soeben eingestellt worden.“ Ohne ein weiteres Wort ging er wieder hinauf. Ich aber ging zu Freund Theis und holte mir die notwendigsten Bäckerkleider



aus meinem Koffer. Zu diesem Ausgang meiner Feiertage meinte er: „Du bist ein wahres Glückskind. Was hältst du jetzt vom Patriziusfest?“ — „Das brachte mir meine alte Stelle und einen Wochenzuschlag von drei Dollars. Es war auch für etwas gut, daß der Ire einen sitzen hatte!“

In jene Zeit fiel auch das deutsche Friedensfest. Alle Deutschen hatten den Verlauf des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich mit gespannter Anteilnahme verfolgt. Wortkriege waren sehr häufig geführt worden in Wirtschaften und Fabriken, wo Kriegshelden verschiedener Länder zusammen waren. Je weiter die Deutschen nach Frankreich vordrangen, desto mehr wurde auch in diesem Lande der deutsche Michel geachtet. Früher hatte man die Deutschen nur Dutschman (Holländer) genannt, so besonders die Iren, auch manchmal ihre eigenen Landsleute, die schon einige Jahre hier waren und etwas Englisch sprechen konnten. Der deutsche Einzug in Paris änderte in dieser Richtung manches. Um den guten Eindruck noch zu verstärken, den der Sieg der deutschen Armee und ihr musterhaftes Betragen im Felde auf alle recht denkenden Amerikaner ausgeübt, hielten die Deutschen in New York eine Siegesfeier. Bei dieser wurden — wie überhaupt bei solchen Gelegenheiten hier — verschiedene Prachtwagen ausgerüstet, auf denen ein Gewerbe oder ein geschichtliches Ereignis dargestellt war. Einer davon war mit einem mächtigen Hut beinahe bedeckt. Unter dem Hut saßen Männer aus allen verschiedenen kleinen Staaten Deutschlands in ihrer Nationaltracht beieinander, und auf beiden Seiten des Wagens prangte die Aufschrift mit großen Lettern: „Deutschland unter einem Hut!“

Beim Umzug, der an der City Hall (dem Rathaus) seinen Anfang nahm, wurden diese Wagen mitgeführt. Über hundert Vereine von deutschen Landsleuten mit ihren Fahnen und Abzeichen marschierten den Musikern nach,

so daß diese Feier alle bisher dagewesenen in den Schatten stellte, alle Patriziusfeiern weit übertraf. Auch damals war in New York „Deutschland unter einem Hut“. Daß auch ich der Feier nicht fernbleiben konnte, liegt klar auf der Hand. In der großen Schar der „Unabhängigen“, die zu keinem eigenen deutschen Landesverein gehörten, marschierte ich von der City Hall bis zur 16. Straße den Broadway mit hinauf. Dort aber mußte ich ausscheiden und eilte nach meiner Backstube, zur Arbeit des Friedens. Der Friede im Haus und unter den Hausgenossen ist und bleibt immer der erste und notwendigste, und er muß dadurch erhalten werden, daß jeder seine Pflicht tut oder zu tun sich bestrebt.

Durch meine Vermittlung kam in das Geschäft auch ein Better von mir, der bisher in einer Klavierfabrik gearbeitet hatte. Auch er sollte die Bäckerei erlernen und so einen besseren Verdienst erzielen. Eine harte Aufgabe war es für mich, ihn in die verschiedenen Arbeiten einzuführen, aber ich brachte ihm mit Freuden dieses Opfer.

Als er einmal die ihm zufallende Arbeit verstand, war sie ihm manchmal zu viel. Sehr häufig tat ich, was ich einem Fremden nie getan hätte, um des lieben Friedens willen und um den schon von Haus aus verwöhnten Better bei gutem Humor zu erhalten. Dabei fand ich aber ein Wort meiner Mutter nur zu wahr: „Zu gut ist ein Stück Viederlichkeit.“ Da ich anfangs viele Arbeiten für ihn verrichtet hatte, wollte er diese später nicht mehr als seine Pflicht anerkennen. Einmal nicht so ganz rosig gelaunt, ließ ich eine ihm zukommende Arbeit liegen, aber als der Meister in der Nacht die Sache entdeckte, gab es eine kleine Mahnung, die mir gut tat, von ihm aber mit Groll aufgenommen wurde. Er wagte sogar, mir deswegen Vorwürfe zu machen. Ich aber sagte ihm ganz einfach: „Wenn du die Arbeiten, die ich dir auftrage, nicht tun willst, dann kannst du

nicht länger hier bleiben. Hätte Herr Albrecht gewußt, was ich schon die ganze Zeit für dich getan, so hätte er es nie erlaubt." — Die Bemerkung des Meisters hatte wohl die Sache geändert, aber alte, stolze Knaben geben sich nicht so leicht besiegt. Er verrichtete jetzt seine Arbeit, aber ich konnte es immer und überall merken, daß er sich mir überlegen dünkte, weil er zwei Jahre älter war und im Falle eines „Krieges“ mich auch zu besiegen glaubte. Ein Unglück war das gerade nicht, hatte aber eines im Gefolge.

Eines Tages brachte er die großen Backpfannen nach der Reinigung in eine solche Lage, daß sie umfielen und mir die große Zehe des linken Fußes derart verklopften, daß der Nagel abging. Tat er's auch nicht absichtlich, so glaubte ich doch eine kleine Schadenfreude bei ihm zu bemerken. Kaum konnte ich meine Arbeit noch vollenden, so schmerzte mich mein Fuß. Deshalb sagte ich Herrn Albrecht, jedenfalls sei ich eine Zeitlang dienstunfähig; er solle sich besser um einen anderen Arbeiter umsehen.

Vor dem Einzug des andern mußte ich ausziehen, denn die kleine Kammer hatte nicht „Raum für alle“ drei. Ich ließ mich von Herrn Schuck mit meinem Koffer nach einem Kosthaus fahren, in dessen Nähe mein Bruder jetzt arbeitete. Er hatte vor einigen Tagen mit einem andern, der vom Metzgergeschäft gar nichts verstand, dafür aber mehr Geld zur Verfügung hatte, ein Fleischergeschäft in der Allenstraße angefangen und alsdann auch mich mit einem Lobpreis seiner guten Zukunft von meinen Ersparnissen befreit. Da er mehr Geld haben müsse, beteuerte er, dürfe ich ihm meine paar Dollars nicht vor-enthalten.

Aber wie lange er Fleischausschneidermeister war, habe ich gar nie erfahren. Gleich in den geschäftlichen Flitterwochen besuchte ich ihn und bekam nur Gutes zu hören und ein sehr schönes Geschäftslokal zu sehen. Als

ich ihn nach etwa sechs Wochen an einem Samstagabend wieder aufstöbern wollte, fand ich einen fremden Mann am Fleischschneiden und seinen Geschäftsteilhaber beim Gelbeinnehmen. Letzterer sagte mir: „Sie wollen wohl Ihren Bruder besuchen? Der hat mich vor zwei Wochen verlassen, oder — besser — ist seit jener Zeit einfach nicht mehr hergekommen. Wo er ist, weiß ich so wenig wie Sie.“

Etwa zwei Wochen vor meinem Unfall hatte er mich eines Abends besucht und mir Kosthaus und Arbeitsstelle genannt. Seine Erfahrungen mit seinem Geschäftsteilhaber wolle er mir aber ein andermal erzählen. Am darauffolgenden Samstag suchte ich ihn dann auf und erfuhr alles, besonders daß mein sauerverdientes Geld durch seine Hitzigkeit jetzt auch flöten gegangen sei, daß er aber sparen wolle, um es bald zurückzugeben. Jedenfalls hatte nun auch er die Erfahrung, das Geld sein Kollege.

Die Langeweile bei der Pflege meines Fußes und dem Herumliegen in dem Kosthaus vertrieb ich mir mit Lesen. Als ich wieder etwas gehen konnte, ging ich jeden Abend in eine in der Nähe gelegene Schule, in der Deutsche Unterricht in der englischen Sprache erhielten. Das war mein erster Unterricht im Englischen. Wieder vollständig hergestellt, wollte ich bloß seinetwegen nicht länger müßig sitzen, zumal da meine paar Dollars schon beinahe alle waren. Ich schaute mich wieder nach Arbeit um. Das Kostgeld hätte ja mein Bruder für mich bezahlt, aber ich wollte meine Ersparnisse nicht auf diese Weise aufzehren, sondern in unverfehrtem Vollmaß von ihm zurück erhalten. „Alles oder — nichts!“

In diesen Tagen und sehr langen Nächten hatte ich genügend Gelegenheit, abermals über meinen eigenen Zustand und über den meines Bruders ernstlich nachzudenken. Und was war das Ergebnis? Ich fand, daß ich auch jetzt noch am besten ihm drei Schritte vom Leibe bleibe, und machte einen festen Vorsatz, den ich

ganz gewiß halten wolle, wenn ich, aus der unmittelbaren Nähe meines Bruders fort, wieder eine gute Stelle fände. Das kam mir bestimmt aus ganzem Herzen. Gott, mein einziger Zeuge, führte auch seine Erfüllung herbei.

Am nächsten Morgen um drei Uhr schon ging ich zur „Staatszeitung“, um eine der ersten Nummern des Blattes zu kaufen und auf ein Stellengesuch hin durchzusehen. Bei den meisten der vielen Plätze aber waren mehr als drei Arbeiter beschäftigt. Nur einen entdeckte ich, der mir passen würde; er war aber sehr weit weg, für mich schwer zu finden und erst in der Morgenfrühe zu erreichen. Ich kannte damals nur dem Namen nach die „Manhattenville“, jenen Stadtteil, der gleichsam ein Dörfchen für sich allein, nordwestlich von der achten Avenue und 125. Straße zu finden sei. Doch wie in der Nacht dahin kommen?

Ein Schutzmann, den ich fragte, sagte mir kurz: „Nimm die dritte Straße Car* und gehe westlich in der 125.“ Die Car konnte ich bald besteigen, aber an der 125. Straße mußte ich warten bis nach sechs Uhr. Als ich den Platz endlich gefunden hatte, sagte mir der Bäckermeister, der einen Arbeiter verlangte, um mit ihm selber zu arbeiten: „Es ist schon einer dagewesen, aber er hat mir nicht gefallen; wo hast du bisher gearbeitet und an wievielter Stelle?“ Auf meine Antwort, daß ich immer allein oder höchstens neben noch einem Gesellen und dem Meister gearbeitet hätte, sagte er: „Du kannst kommen! Wann bist du da?“ „Wenn ich die nötigsten Kleider hätte, könnte ich gleich dableiben“, sagte ich, „ich muß aber auch meinen Koffer herbringen lassen und deshalb doch noch einmal in die Stadt hinunter.“ „Wenn du mit den Kleidern ein oder zwei Tage dich behelfen kannst, will ich sehen, daß dein Koffer herkommt. Wo

* Straßenbahn.

hast du ihn?" „Nummer soundso Hudson-Straße.“ „Das paßt ja ganz gut, der Ladenbesitzer an der zehnten Avenue fährt jede Woche einigemal hinunter auf den Markt und kann ihn ganz gut mitbringen; ich will noch heute mit ihm reden.“

Als er von dort zurückkam, sagte er: „John, sein Schwager, fährt morgen wieder hinunter und wird dir dann den Koffer mitbringen; du gehst aber besser hin und gibst ihm die Nummer und machst ihm nähere Angaben. Es ist der Spezereiwarenladen an der Ecke der 10. Avenue, wo du jeden Morgen Brot hinbringen mußt. So kannst du dir den Weg auch gleich ansehen.“

Als ich mich dort als der neue Bäckergehilfe bei Rodurft vorstellte, wies mich der Mann gleich an John. „Das ist gar nicht aus dem Weg“, sagte er, „’s ist recht, ich bringe ihn mit.“ Noch vor Mittag des nächsten Tages hatte ich meine Siebensachen und war schon wieder ganz zu Hause in dem kleinen Dörfchen Manhattenville. Bekannt war mir die Brotbäckerei; hier konnte ich aber auch Kuchen und Torten backen lernen. Meine Kammer hatte ich in einem kleinen Anbau hinter dem Hause, gerade über dem Backofen. Da war’s im Winter ganz schön und im Sommer auch nicht schlimmer als im Innern eines Hauses. Zudem hatte ich diese Kammer ganz für mich allein — ohne Zweifel das angenehmste und ruhigste Kämmerlein, das ich in New York bewohnte, manchmal eine wahre Einsiedelei für mich.

Manhattenville hatte damals zwei katholische Kirchen, eine englische an der 131. Straße und Broadway, und eine deutsche an der Ecke von der 125. Straße und 9. Avenue. In dieser mietete ich mir gleich am ersten Sonntag einen Sitzplatz. Am anderen Sonntag nach der Vesper ging ich dem Pfarrer, der an der anderen Straße wohnte, nach in sein Haus, um einen Teil meines Vorsatzes zu erfüllen. Denn der liebe Gott hatte mir wirklich eine gute Stelle verschafft.

Pfarrer Anton Reßler, ein Mann von etwas über 40 Jahren, nahm mich mit großer Freundlichkeit auf und erkundigte sich gleich nach meinem Geschäft und meiner Stellung. „Da haben Sie eine schöne Stelle“, sagte er; „Herr Rodurft ist ein tüchtiger Mann und guter Arbeiter, bei dem Sie manches lernen können. Die Bäckerei ist überhaupt ein schöner Beruf, in dem einer auch noch selbständig werden kann. In den meisten anderen Betrieben muß einer sein Leben lang Arbeiter bleiben. Wie lange sind Sie schon hier in diesem Land? Wie gefällt es Ihnen hier?“

„Ich bin jetzt gerade zwei Jahre hier. Ein Bruder, der schon früher hier war, hat mich veranlaßt, hierherzukommen. Es gefällt mir nicht gerade sehr gut. Auch habe ich in dieser kurzen Zeit schon bittere Erfahrungen gemacht. Meine ersten Ersparnisse habe ich verloren, ich werde mir aber doch noch so viel ersparen können, daß ich neben den Reisekosten noch etwas mitnehmen kann, wenn ich wieder nach Deutschland zurückkehre.“ —

„Gewiß haben Sie trübe Erfahrungen gemacht, junger Mann, aber deshalb dürfen Sie den Kopf nicht hängen lassen, den Mut nicht verlieren. In diesem Lande kann ein arbeitsamer Junge es noch zu etwas bringen, draußen kaum. In Ihrer neuen Stelle wird es Ihnen schon gut gefallen, und wenn es dann wieder besser geht, vergessen Sie das Vergangene. Hier oben herrscht ein ganz anderes Leben wie unten in der Stadt, und wenn man das einmal gewöhnt ist, will man von dem Stadtgewühl nichts mehr wissen. Den meisten Stadtkindern wird es hier oben langweilig, weil sie die verschiedenen Zerstreuungen hier nicht finden. — Lesen Sie auch gerne?“ —

„O ja, ich habe mir selber einige Bücher gekauft.“ — „Und was denn Schönes?“ — „Otts Marianum. Das hält schon für eine Zeitlang aus.“

Jetzt ging er in sein Zimmer und holte daraus ein Buch. Mir's überreichend, sagte er: „So, das wird Ihnen gewiß gefallen. Wenn Sie es gelesen haben, dann

brachte mir ein anderes vom selben Verfasser und sagte: „Das wird Ihnen nicht minder gefallen. Das andere ist sehr schön geschrieben; und da dieses vom selben Schriftsteller ist, wird's auch so sein.“ Als er nichts mehr zu sagen hatte, entfernte ich mich, nicht ohne auf dem Heimweg darüber nachzudenken, warum der Mann, der doch vor drei Wochen so außerordentlich freundlich gewesen, heute so eintönig sein konnte. Als ich nach einigen Wochen auch dieses Buch wieder zurückbrachte, war er nicht zu Hause, und so gab ich es seiner Haushälterin, sie möchte dem Herrn Pfarrer sagen, daß ich mich recht sehr bedanke.

Nach abermals einigen Wochen begab ich mich wieder hin, um mir ein anderes zu erbitten und den Herrn wieder an meine Person und sein Versprechen zu erinnern. Ich wurde freundlich empfangen und erhielt einen zweibändigen Roman von Volanden. Ob ich auch meine Nebenabsicht erreicht? Wenigstens konnte der Herr auf diese Weise immer wieder sein Versprechen nicht ganz vergessen. Auch ich selbst tat das Möglichste, mich durch Frömmigkeit meines Berufes würdig zu machen.

Bei den Besuchern der deutschen St. Josephskirche wurde ich allmählich bekannt und geachtet. So wählte mich John, der Schwager des Ladenbesizers, bei seiner Hochzeit im Frühjahr zum Trauzeugen. Mein Meister gab mir an jenem Tage alle Freiheit; ich konnte dem Gottesdienste wie auch dem ganz im stillen abgehaltenen weltlichen Feste beiwohnen. Auch Harmonika spielte ich und hatte nie Gelegenheit, mit mehr Nutzen und mehr zur Freude anderer meine Kunst anzuwenden, als bei dieser Hochzeitsfeier. John blieb noch einige Jahre mein Freund, bis er selbst nach dem Westen zog und ich seine Adresse verlor.

Von Herrn Refler wurde ich nach jeder Richtung hin geprüft. Zuerst sollte ich Schulbruder werden, ein andermal Spitalbruder; aber dafür fühlte ich mich nicht

berufen, entweder weil ich diese Berufe nicht kannte oder weil Gott mich für das Priestertum bestimmt hatte, wozu er mir den Drang ins Herz gelegt. Eine Prüfung ganz eigener Art muß ich etwas ausführlicher erwähnen.

Damals war in Manhattenville außer Herrn Rodurst noch eine andere Bäckerei, die ein junger Mann ganz allein betrieb. Das Haus selbst gehörte einem gewissen Franz Schmidt, der für sich ein Eisenwarengeschäft betrieb und noch einige Häuser sein eigen nennen konnte. Er war sehr begütert, hatte aber keine Kinder. Unmittelbar neben ihm wohnte sein Schwager, ein Schneider und Witwer mit drei Töchtern, der es aber trotz seines Fleißes nicht so weit gebracht hatte wie sein Schwager. Man lobte ihn aber als rechtschaffen und brav, nicht minder auch seine drei Töchter, die eine gute Stütze für ihn waren und nicht nur die Haushaltung versorgten, sondern auch im Geschäfte wacker mitarbeiteten.

Eines Tages nun machte Herr Kessler mir diesen Vorschlag: „In der Bäckerei kann einer noch ohne viele Mittel selbst anfangen und ein gutes Fortkommen finden. Sie sind bereits in Manhattenville bekannt und kennen so auch Herrn Schmidt und seinen Schwager, den Schneidermeister mit seinen drei Töchtern, drei tüchtigen Mädchen. Wenn Sie sich mit einer davon bekannt machen und einmal als verheirateter Mann selbst eine Bäckerei anfangen können, dann ist Ihnen das Geschäft im Hause Schmidt sicher, denn Herr Schmidt wird für die Kinder seiner Schwester alles tun, da er ja selbst kinderlos ist.“

Das Angebot war ohne Zweifel sehr günstig und recht gut gemeint. Seine Neuheit verwirrte mich zuerst etwas und machte mich um eine Antwort verlegen. Herr Kessler sah mich eine Weile an. Alsdann sagte er: „Überlegen Sie sich's einmal recht gründlich, dann sagen Sie mir, was Sie davon denken, wenn Sie wieder kommen. So etwas darf man nicht übereilen; immer wahr bleibt, was der Dichter sagt: Es prüfe, wer sich

ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet. Deshalb wünsche ich heute noch keine Antwort von Ihnen.“ Dabei ging er nach der Türe, zum Zeichen, daß ich jetzt gehen solle. — „Besten Dank, Herr Pfarrer, für den wohlgemeinten Rat“, sagte ich, „ich will mir's reiflich überlegen und Ihnen dann Bescheid sagen. Guten Abend!“

„Also die schönsten Aussichten stehen dir da offen, ein braves Mädchen wartet auf dich, eine Bäckerei, die nicht viel Miete kostet.“ Solche Gedanken wollten mich auf dem Heimweg und an jenem Abend nicht mehr loslassen. „Der Herr Pfarrer muß gut unterrichtet sein. Ist er so sicher, daß ich bei den Mädchen keinen Korb bekomme, wenn ich mich so weit hineinwagte? Und mit der daranhängenden Bäckerei könnte es auch seine Mucken haben. Schmidt ist wohl kinderlos; wird er aber deshalb mir seine Liebe zuwenden, wenn ich eine seiner Nichten zur Frau habe? Das sind alles sehr dunkle und zweifelhafte Zukunftsbilder.“

Trat auch der Vorschlag des Herrn Pfarrers immer wieder vor meine Seele, so war ich doch recht bald wieder Herr meiner selbst und überlegte die Frage mit Ruhe; nur den Rat des Einen suchte ich noch zu finden, den Rat von oben. Mit um so größerer Inbrunst wandte ich mich an den lieben Heiland, besonders nach der heiligen Kommunion und bei der heiligen Messe. Aber nie war ich ganz zufrieden mit mir selber, wenn ich mir den Vorschlag verwirklicht dachte. „Das ist nichts für dich!“ meinte ich in meinem Innern zu vernehmen. „Auf eine andere Art hast du dich dem lieben Gott zu opfern versprochen. Du willst Priester werden!“

Einmal kam mir der Gedanke, beim Schneider ein Kleidungsstück machen zu lassen, um so etwas näher mit ihm und vielleicht auch mit den Mädchen bekannt zu werden. Aber nie kam ich so weit, auch nur hinzugehen, immer hielt mich ein widerwärtiges Gefühl ab, oder ich dachte: „Warum Bekanntschaften machen, die vielleicht

nie zu einem Ziele führen?" — Eines Tages aber, als ich mit dem Brotkorb dort vorbeiging, machte ich eine Beobachtung, die ich ihrer Seltenheit wegen meinem Meister mittheilte. Das diente zur Einleitung, und so kamen wir über Herrn Schmidt, Schwager und Töchter miteinander ins Gespräch. Wahrscheinlich ließ ich außergewöhnlichen Wissensdurst merken, so daß Herr Rodurst noch einige Male nachher auf den Schneider und seine Mädchen zu sprechen kam. Dabei sagte er einmal: „Wenn du eines von den Mädchen heiratest, bekommst du die Bäckerei da unten von Schmidt! Die zweite würde mir am besten gefallen und auch für dich am besten passen, die älteste ist schon etwas zu alt. Herr Schmidt ist mehr als Onkel für die Kinder seiner Schwester und wendet ihnen sicher einmal den größten Teil seines Vermögens zu.“

Was er noch weiter über die günstigen Verhältnisse und Aussichten sagte, hörte ich nicht mehr. Zu sehr beschäftigte mich die auffallende Gleichförmigkeit seines Vorschlags mit dem des Herrn Pfarrers. Hatte eine gegenseitige Besprechung stattgefunden? Ich konnte mir doch nicht vorstellen, daß dies Zukunftsgemälde in dem kleinen Nest schon ein natürlich „geheimes“ Dorfgespräch bilde. Diese merkwürdige Übereinstimmung beschäftigte mich zwar noch einige Tage, brachte mich aber zu keinem anderen Entschluß, als daß ich dazu nicht berufen sei. Zu meiner Aufklärung aber fragte ich eines Tages Freund John, ob er auch schon darüber nachgedacht habe, daß er nächstens Brautführer werden müsse. Da er mich nicht zu verstehen schien, fragte ich ihn geradenwegs, ob er noch nicht von meiner beidigen Heirat gehört habe. Das sei das erste Wort, versicherte er mir. Nun bat ich ihn, niemand etwas davon zu sagen, ich hätte aus Rodursts Bemerkungen einen falschen Schluß gezogen und mich nun bei ihm über die zufällige „Seelenharmonie“ vergewissern wollen.

Es dauerte wenigstens zwei, wenn nicht drei Monate, bis ich dem Herrn Pfarrer die Antwort überbrachte. Ich sagte ihm, ich hätte mir's wohl überlegt und alle Voraussetzungen als leicht zutreffend gefunden, sei aber noch nicht weiter als damals; denn es sei mein fester Entschluß, niemals zu heiraten. Wenn ich nicht Priester werden könne, dann würde ich mir noch einige Jahre etwas Geld verdienen und, wenn ich einmal das Soldatenalter hinter mir habe, wieder nach Deutschland zurückkehren. „Übers erste habe ich nichts zu sagen, das ist ganz Ihre Sache. Aber die Rückkehr nach Deutschland muß ich Ihnen widerraten. Hier hat der junge Mann zehn Aussichten zum guten Fortkommen“, sagte der Pfarrer, „wo er draußen bloß eine hat; arbeiten Sie ruhig weiter in Ihrem Geschäft, und der liebe Gott wird schon das Rechte für Sie finden und den Weg dazu weisen.“

Ein merkwürdiges Lächeln umspielte seine Lippen beim Abschiedsgruß. Lange besann ich mich über seine Deutung. Vergeblich! Galt es einer etwaigen Überraschung im September, wenn in den verschiedenen Lehranstalten das neue Schuljahr wieder begänne?

Als dann der September herankam, machte ich mich nochmals in seine Nähe, kreuzte seinen Weg oder suchte ihm zu begegnen, um ihm so Gelegenheit zur Anrede zu geben; aber alles ohne Erfolg. Ich konnte es nicht über mich bringen, ihn noch einmal zu besuchen und von seinem Versprechen zu reden. So überließ ich alles dem lieben Gott.

Gegen Ende September gab's zwischen Rodurft und mir eine kleine Zwistigkeit, deren Ursache mir nicht mehr erinnerlich ist, derentwegen ich aber den Platz verließ. Als ich's Herrn Pfarrer mittheilte, schien er unangenehm berührt und sprach mir zu, abermals eine Stelle in einer Bäckerei zu suchen, da das Studium in den verschiedenen Anstalten schon begonnen habe und man besonders An-

fänger als Spätlinge nicht gerne noch nachträglich aufnahme. Zu den Redemptoristen in Illchester Maryland hätte ich vielleicht hingehen können, aber in der überfüllten Anstalt käme kein einziger mehr unter. Da aber mit einem Neubau bereits begonnen und man bis zum nächsten Herbst genügend Platz habe, könnte ich ja bis dahin noch warten. Mit dieser sehr unangenehmen Bertröstung begab ich mich hinunter in die Stadt zu meinem Freund Kling, der jetzt im Hafen der Ebe gelandet war. (Er hatte übrigens nicht jenes Frauenzimmer geheiratet, mit dem er vor einem Jahre gegangen war und die mir ihre Schwester als so begehrenswert empfohlen hatte, sondern sich eine Eingewanderte aus der Nähe erwählt.)

Bei Kling mietete ich mir ein Zimmer und schlug da einstweilen meine Heimat auf. Eine heimatliche Hütte bauen aber wollte ich nicht mehr, sondern machte mich gleich wieder auf den Weg, der mich meinem Ziele näherbringen sollte. Ich ging zum Obern der Redemptoristenväter in der dritten Straße, um von ihm zu erfahren, ob denn in ihrer Studienanstalt in Illchester wirklich kein Platz mehr für einen einzigen Studenten zu erübrigen sei. Nach freundlichem Empfang fragte der Herr sogleich nach meinem Begehren. „Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, hochwürdiger Herr“, begann ich, „dann möchte ich von Ihnen etwas erfahren, was für mich von großer Wichtigkeit ist.“ „Und was wäre das, mein lieber junger Herr?“ antwortete der Pater, sich auf einen Stuhl setzend. Ich erzählte ihm nun, wie und warum ich nach Amerika gekommen, was ich in der Heimat gewollt und hier gesucht habe, und wie mir jetzt ein Herr seine Hilfe versprochen und mich auch nach Illchester zu schicken versprochen habe, daß aber dort angeblich kein Platz mehr sei.

„Der Herr hat Ihnen die volle Wahrheit gesagt“, begann der Pater, „wir bauen dort gerade ein neues Gymnasium, und wenn das einmal fertig ist, können

wir alle anfragenden Studenten aufnehmen. Aber warum wollen Sie denn gerade nach Ilchester? Sie können doch in jeder anderen Anstalt geradesogut studieren. Auch sind Sie schon bei Jahren, und es wäre höchste Zeit, das Studium zu beginnen. Fragen Sie bei den Kapuzinern oder Franziskanern, die Studienanstalten im Westen des Landes haben, in denen Sie als Deutscher ganz gut Ihre Studien machen könnten. An Ihrer Stelle würde ich nicht noch länger warten; ich zweifle nicht daran, daß Sie Aufnahme finden, und wünsche Ihnen alles Gute, daß Sie recht bald ein tüchtiger Priester werden; die hat man überall sehr notwendig."

Damit erhob er sich und gab mir seinen Segen, drückte mir die Hand mit abermaligem Segenswunsch. Als ich wieder auf der Straße stand und seine Worte überlegte, glaubte ich in meinem Innern eine Stimme zu vernehmen: „Geh zu den Söhnen des heiligen Franziskus!" Ein weiterer Augenblick der Überlegung war nötig, um herauszufinden, welche Bahn mich am schnellsten dahinbringe. Nach einer halben Stunde stand ich schon im Sprechzimmer des Klosters und wartete auf den Obern des Hauses. In der Viertelstunde, die ich vielleicht zu warten hatte, legte ich mir meine Rede zurecht.

Als der Herr erschienen war und sich über sein langes Ausbleiben entschuldigt hatte, fragte er nach meinem Begehren. Ich wiederholte ungefähr meine vorherige Aussprache. Gleich wurde mir die freudige Auskunft zuteil, daß ich in einer Studienanstalt in einem der westlichen Staaten jederzeit willkommen sei. Mit Freuden überbrachte ich diese Nachricht dem Herrn Pfarrer der Josefskirche in Manhattenville.

Ihn aber freute sie nicht gleichermaßen; er wollte mich eben nur bei den Redemptoristen haben. Damals erkannte ich's ja noch nicht; als es mir erst später klar wurde, mußte ich seine Gründe nur achten. Jetzt aber wollte ich mich nicht noch einmal um eine Bäckerstelle

umsehen, keinesfalls um eine mit noch einem oder mehreren Mitarbeitern, denn ich kannte die Gefahren einer solchen für mich und besonders für mein Vorhaben. Auch war ich beinahe 22 Jahre alt. Deshalb bat ich den Herrn, wenn er etwas für mich tun wolle, es jetzt zu tun, da der Weg zum Studium ja bereits geebnet sei. Als er sah, daß ich von meinem festen Entschluß nicht mehr abzubringen sei, sagte er kurz: „Ich habe gesagt, daß ich für Sie tun werde, was ich kann, und will mein Wort halten; gehen Sie dahin und beginnen Sie in Gottes Namen Ihr Studium, ich werde es mit den Patres recht machen.“ „Tausend Dank! Vergelt's Gott!“ war meine Antwort. Nie in meinem Leben habe ich größere Freude empfunden, als auf jener Fahrt von Manhattanville nach New York.

Mein erster Gang galt den Patres, um die Adresse und weitere Anweisungen für die Reise zu holen. Als ich vom Versprechen des Herrn Refler berichtet, sagte man mir, am zweiten November reise ein Pater, der von einer Europareise zurückgekommen sei, dorthin, so hätte ich ganz schön einen Gefährten und Führer. Das kam ja gerade wie gemacht und erleichterte mir die Reise gar sehr.

Meinen Koffer aus Ulmhärdter Tannenholz tauschte ich bei Freund Kling um gegen einen sehr viel kleineren, von ihm selbst gefertigten. Mein Flügelhorn, dessen Aussehen nicht mehr sehr neumodisch, dessen Klappen festgerostet waren, sowie auch einige von meinen Kleidern überließ ich ihm. Beides glaubte ich nicht mehr zu brauchen. Dafür kaufte ich mir aber noch etwas Kleider und richtete alles zur Abreise her. Am Allerheiligensfeste wurde ich mit meinem Reiseführer bekannt gemacht, damit wir uns am Bahnhof wieder leicht erkennen könnten, und erhielt Weisung über Zeit und Ziel der Reise.

Am Abend des 2. November fuhren wir mit der Pennsylvania-Zentralbahn in Jersey City einströmen

nach Chicago ab. Von der Reise weiß ich nur noch, daß ich mit dem Vater erster Klasse fuhr und zum erstenmal die Nacht in einem Schlafwagen verbrachte. Als wir am andern Morgen nach Mansfield (Ohio) kamen, machten wir Halt, weil der Vater einen Studienfreund, der dort Pfarrer war, besuchen wollte. Um den Weg vom Bahnhof nach dem Pfarrhof bedeutend abzukürzen, gingen wir über die etwa achthundert Meter lange Bahnbrücke, die damals noch einspurig war, wie es heute noch sehr viele gibt. Da rief man uns zu, wir sollten uns beeilen, bald käme ein Zug aus entgegengesetzter Richtung. Mir fiel dieser Gang nicht schwer, den Vater aber kam er hart an, so daß er einigemal seufzte: „Wären wir doch unten herum gegangen!“ Doch wir erreichten das Ende der Brücke ohne Gefahr. Auch nachher konnte ich keinen solchen Zug kommen sehen, obwohl ich im Pfarrhaus noch geraume Zeit darnach Ausschau hielt. Als die Rede darauf kam, sagte die Schwester des Pfarrers: „Da hat sich einer mit Ihnen einen Spaß geleistet.“ Der Vater aber meinte: „Das hätte ich mir auch einbilden können; unser eigener Zug fuhr ja gerade vor uns her.“

Der Herr Pfarrer war noch nicht zu Hause und sollte erst spät abends wieder heimkommen. Als ich erfahren hatte, daß die gleiche Bahn auch durch Lima gehe, fuhr ich mit dem nächsten Zug weiter, um dort meinen Onkel zu besuchen, den Bruder meiner Mutter, den ich noch als Knabe gekannt. Während ich in New York arbeitete, war er in Ulm gewesen und hatte eine Base und einen alten Schulfreund von mir mitgebracht, die beide bei ihm wohnen sollten.

Dort angelangt, lief ich nach dem Hauptplatz des damals noch kleinen Dörfchens an seinem Haus vorbei. Als ich nach ihm fragte, wurde ich wieder zurückgewiesen. Ein Mann, der gerade den gleichen Weg machte, wurde von meinem Auskunftgeber angerufen: „John,

zeig' dem jungen Herrn die Bäckerei da drüben." Als ich eintrat, war mein Onkel gerade am Schreiben und schaute bloß ein wenig nach mir um, seine Frau aber erschien sogleich und fragte nach meinem Begehren. Ich sagte: „Ich möchte meinen Onkel Joseph Möglich aus Ulm besuchen, der hier wohnen soll.“ Bei diesen Worten stand er auf und kam auf mich zu, sagte aber nichts zu mir, sondern wandte sich nach der andern Seite und rief: „Mary, Henry, kommt mal her!“

Da kam zuerst meine Base Marie und bald nachher auch Heinrich und noch einige Buben und Mädchen. Sobald Marie mich erblickte, rief sie: „O, der Robert, 's Benjamine Robert, Onkel, der in New York als Bäcker gearbeitet hat; wie kommst du hierher, willst du jetzt hier bleiben?“ Es dauerte eine kleine Weile, bis sich die Aufregung über meine ganz unerwartete Ankunft etwas gelegt hatte. Dann sprachen wir von meinem Vorhaben und der Veranlassung meines Besuches.

Meinen Onkel fand ich kalt, teilnamlos, gleichgültig gegen alles, was mich anging oder interessierte; er war eben schon ein ganzer Amerikaner, erfüllt vom Geschäftsgeist des Landes, der keine Zeit für andere Dinge läßt. Dennoch führte er mich an verschiedene Orte und zeigte mir das ganze Dörfchen, brachte mich auch zum Herrn Pfarrer und in die damals sehr bescheidene Kirche ziemlich weit nördlich vom Ort. Damals hatte man in Lima noch keine Ahnung von dem baldigen Emporschnellen des Dörfchens zu einer blühenden Stadt. Noch viel weniger konnte sich jemand einbilden, daß in einigen Jahren die Stadt das Zentrum eines großen Olfeldes sei. Meine Base Marie ist nach einigen Jahren mit ihrem Mann nach Cleveland gezogen, wo sie noch wohnt und längst Großmutter ist. Mein Freund Heinrich wohnt in Lima und ist ein „gemachter“ Mann, Haupteigentümer einer Bierbrauerei und tonangebender Bürger der Stadt.

Am nächsten Tage ging ich mit meinem Onkel auf

die Jagd und schoß in meinem Leben die erste Schnepfe, gerade in jener Gegend, wo heute die großen Ölbehälter stehen, die Lima als eine Ölstadt ankündigen. Man ist aber trotz der Fortschritte heutzutage nicht sehr erbaut über die Erfolge der Ölbrunnen, weil der Öltrufst alles unter seiner Knute hält. Diese Klagen erfuhr ich vor einigen Jahren, als ich meinen Freund Heinrich besuchte. Vor etwa zwei Jahren wollte er auch mich besuchen, aber er traf mich nicht, weil ich meinen früheren Posten verlassen hatte und er meinen damaligen Aufenthalt nicht erfahren konnte.

Mit meinem Reisegefährten, Pater Scher, hatte ich das Zusammentreffen am Zug verabredet. Mein Onkel begleitete mich an den etwa hundert Schritt entfernten Bahnhof. Als das Dampfroß anhielt, stieg der Herr, wie verabredet, aus; ich hatte gerade soviel Zeit, ihm meinen Onkel vorzustellen.

Am Seeuferbahnhof in Chicago ausgestiegen, fanden wir uns unter freiem Himmel zwischen den hochaufragenden Mauerresten, den Überbleibseln aus dem großen Brand im Oktober 1871, der ein ganzes Stadtviertel dem See entlang in Asche gelegt hatte. Weil die Wasserwerke gleich anfangs abgebrannt waren, konnte die Löschmannschaft das entfesselte Element nicht bekämpfen. An den meist aus Holz erbauten Häusern fand das Feuer ausgiebige Vernichtungsarbeit, und als am dritten Tage der Wind sich drehte und dem Umsichgreifen der Flammen Einhalt gebot, hatten Tausende von Familien nur ihr nacktes Leben gerettet. Damals war ich ohne Arbeit in New York, aber von meiner Fußverwundung wieder so weit hergestellt, daß ich gehen konnte. Man machte mir den Vorschlag, nach Chicago zu gehen; jeder, der Hammer und Säge zu handhaben wisse, könne dort einen schönen Lohn verdienen. Mir war diese Aussicht aber zu gewagt, obgleich ich mir darin ziemliche Handfertigkeit zutraute. Das war jedenfalls nur Gerede.



Gewissen Agenten verbot denn die Stadtverwaltung von Chicago auf diesen Brand hin innerhalb des Stadtgebietes den Bau von Holzhäusern.

In Chicago mußten wir auf einer hölzernen Notbrücke den Fluß überschreiten und zu einem andern Bahnhof laufen, weil infolge einer Pferdesuche in der Stadt keine Fuhrwerke zu haben waren. Mit Ach und Krach brachte man unsere Koffer noch dahin. Wieder folgte eine Fahrt von einigen Stunden. In Madison Iowa machten wir Halt, und im Kloster der Franziskaner brachten wir den Sonntag zu. Am Montag ging es abermals etwa 60 Meilen hinaus nach Mount Horeb, wo das Gymnasium und ein damit verbundenes Kloster dem zurückgekehrten Mitbruder samt dem neuankommenden alten Studenten ausreichende Herberge boten.





Der Student.



ount Horeb ist ein etwa zweihundert Fuß über das wellenförmige Gelände emporragender Hügel, mit Kirche, Klostergebäude und dem anschließenden Kollegium in weitem Umkreis zu sehen. Keinen schöneren Platz könnte man für eine solche Anstalt finden. Doch konnten wir das heute nicht mehr wahrnehmen, denn es war schon fast dunkel, als wir an der etwa drei Meilen vom Kloster entfernten Bahnstation ankamen, um von da den Weg nach dem Kloster zu Wagen zurückzulegen. Erst als wir an der Nordseite des Hügels hinauffuhren, erkannten wir einige Umrisse der Kirche und des Turmes, die sich vom Sternenhimmel abhoben.

Oben angekommen, bat der Pater durch einen starken Zug an der Türglocke um Einlaß. Eine kleinere Glocke antwortete gleich innerhalb der Türe und eine größere im Innern der Klosterräume. Bald erschien auch der Bruder Pförtner und öffnete. Als er bei unserm Eintritt den Pater erkannte, fiel er auf die Knie und bat ihn um seinen Segen. Nach einigen Begrüßungsworten schaute der Bruder auf mich und den Pater; dieser antwortete auf seinen fragenden Blick: „Die Studenten sind eben in der Halle bei der Namenstagsfeier des Pater Rektor, wir können gerade dahin gehen.“



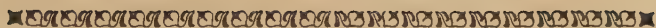
Als alle Gläser gefüllt waren, erhob sich einer der älteren Studenten und sagte: „Kameraden, erhebet euch, ergreift eure Gläser und laßt uns auf das Wohl des lieben Vater Rektors trinken, saget alle mit mir: Zum Wohl, Vater Rektor, auf viele, viele Jahre noch!“

Alle tranken und setzten sich. Jetzt erhoben sich wieder etwa zwölf von den Größeren und sangen ein schönes Lied, das ebenfalls in ein dreifaches Hoch ausklang. Darauf bedankte sich Vater Rektor mit einigen recht schönen Worten und ermunterte auch die Studenten, ihre Sprüche zu sagen. Nachdem etwa drei oder vier dieser Aufforderung gefolgt waren, schaute Vater Rektor auf mich und fragte, wie mir das Studentenleben gefalle. Als die Studenten sahen, daß er mit mir rede, waren sie alle still, als wollten sie unser Gespräch erlauschen. Vater Rektor sagte deshalb zu mir: „Sehen Sie, sie wollen alle etwas von Ihnen hören.“ Als ich bei diesen Worten mich erhob, klatschte er in die Hände, und alle Studenten folgten ihm in ausgiebigem Ausmaß. Als der Beifall für „meine Erhebung“ sich gelegt hatte, sagte ich: „Ich danke allen für die freundliche Begrüßung. Vater Rektor hat mich soeben gefragt, ob mir das Studentenleben gefalle. Auch solches Studentenleben wird mir manchmal gefallen; aber es kann ja doch nicht immer so bleiben. Und wenn es so bliebe, dann wäre es nicht das, was es sein muß; denn die Ausnahme darf nie zur Regel werden, die Werkstage dürfen nicht Festtage sein. Morgen wird's wieder anders sein, wo dann alle ihrem Namen wieder Ehre machen müssen, denn Studenten müssen studieren. Dazu bin auch ich hierhergekommen. Seit ich die Volksschule in meiner Heimat in Deutschland verlassen habe, habe ich in dieser Richtung nicht mehr viel getan, ich werde aber alles dran setzen, um euch nachzukommen. Ich habe hier soeben einige Gedichte gehört. Ein kleines Verslein habe ich auch einmal gelernt und kann es vielleicht auch hersagen:

Jüngst starb der alte Pfarrer Nase
 Und kam hinauf zur Himmelstür,
 Gott fragt' ihn: „Wo hast du die Schafe,
 Warum bringst du sie nicht zu mir?“
 „Ach, solche treue Tiere
 Hatt' keine ich in meiner Hut,
 Nur Ochsen, Esel, Stiere,
 Die mich geplagt aufs Blut.“
 „Ein schweres Tagewerk. Komm! ich lohne
 Dir's reichlich, edler Dulder du“,
 Beschied ihn mild der Herr der Throne:
 „Wohlan, geh ein in deine Ruh!“

Meine Worte riefen einen langanhaltenden Beifallsturm hervor. Als er sich gelegt hatte, sagte Pater Rektor: „Diesen neuangekommenen Studenten muß ich vielen von euch, die schon länger hier sind, als Muster vorstellen, und die Zukunft wird das noch mehr zeigen. Sie aber, junger Freund, haben ohne allen Zweifel mit dem heutigen Tag die richtige Bahn betreten. Ich wünsche Ihnen im Namen aller hier Anwesenden das Beste für den Beginn Ihrer Studienjahre.“ Recht herzlich bedankte ich mich für das freundliche Entgegenkommen und die guten Wünsche. Als der Herr Rektor noch einige Worte gesprochen hatte und selbstverständlich auch die Bierkannen vollständig geleert waren, wurde die Vorfeier von Rektors Namenstag abgeschlossen und ich einem älteren Studenten anbefohlen. Nach dem gemeinschaftlichen Nachtgebet wies mir dieser eine Schlafstelle an. Mit Dank gegen Gott, der mich in seiner Liebe bis hierher geleitet hatte, legte ich mich nieder, noch lange über die Vorgänge des Abends nachdenkend.

Am nächsten Morgen wurde ich zum Rektor gerufen und von ihm examiniert. Das war aber schnell geschehen; er ließ mich deutsch lesen und fragte einiges über Sprachlehre. Da erkannte ich gleich, wie nützlich für mich in der Schulzeit der mir so verhaßte Unterricht gewesen. Ich wurde für die erste Klasse bestimmt und sollte schon nach einer halben Stunde im Klassenzimmer



erscheinen. Jetzt wurde ich noch an den Bruder Schatzmeister gewiesen, dem ich alles mitgebrachte Geld übergeben sollte, um anderseits von ihm alles fürs Studium Nötige zum Selbstkostenpreis geliefert zu bekommen. Noch vor 8 Uhr erschien ich mit einem Arm voll Büchern im gemeinschaftlichen Studiensaal und erhielt darin ein Pult angewiesen, wo ich sie unterbringen konnte und fernerhin meine Vorbereitungen machen mußte. Um 8 Uhr ging ich mit den Kameraden in das Zimmer der ersten Klasse. Als der Herr Rektor, der Lehrer der ersten Latein-Klasse, erschienen war und das Vorbereitungsgebet verrichtet hatte, sagte er: „Die Wiederholung ist die Mutter der Gelehrsamkeit; aber auch, um dem neuangekommenen alten Studenten Gelegenheit zu geben, in dieser Klasse mitzuarbeiten, müssen wir nochmals von vorn anfangen, was jedenfalls für alle von Nutzen ist.“

In Kühners Sprachlehre war man schon beim Zahlwort, nach zwei Wochen abermals. Jetzt gab es ein schriftliches Examen über die während des Monats erlangte Wissenschaft; dieses bestimmte den Platz in der Klasse. Mir trug es den letzten ein, denn mein Blatt war mit Gedankenstrichen ganz übersät, da ich die vorkommenden Wörter nicht wußte. Beim Examen im Dezember erwarb ich mir den drittletzten Platz; ein kleiner Sieg, aber doch ein Sieg nach einem kleinen Kampf.

In den andern Klassen hielt ich mich so wacker als möglich. Im Deutschen war ich bald allen ebenbürtig, im Englischen aber ging es einen andern Weg. Man konnte diese Klasse auch nicht eine englische nennen, denn da lernten einige Knaben, die fast alle in diesem Lande geboren waren und somit besser Englisch als Deutsch verstanden. Viele übten beide Sprachen, ich aber mußte die Landessprache nicht nur recht sprechen, sondern auch schreiben lernen.

Viele Studenten gingen in den Weihnachtsferien nach Hause. Um für die Zurückgebliebenen eine Art Lebfruchen

zu backen, nahm der Klosterbäcker meine Geschäftskunst zu Hilfe. Das erwarb mir wieder die Gunst aller jener, die sich daran erfreuten. Auf Fastnacht wurden einige kleine Theaterstücke eingeübt und vor der Klostergemeinde und einigen besonders geladenen Gästen aufgeführt, an denen ich auch regen Anteil nahm. Dem Klosterschreiner bewies ich auch meine Geschicklichkeit in seinem Fach und war so in seiner Werkstatt ein gern gesehener Gast. Mit mehreren Brüdern wurde ich schnell bekannt, weil ich sie in ihren verschiedenen Verrichtungen unterstützte, aufs vertraulichste sogar mit dem Buchbinder. Im Sommer beteiligte ich mich an den Spielen der Studenten, sogar am amerikanischen Nationalspiel, dem sogenannten „Baseball“-Spiel, das Pater Rektor leidenschaftlich gerne mitmachte, wie es einem geborenen Amerikaner durchaus nicht zu verargen war. Ich aber brachte es darin nie zur Meisterschaft — doch, was sage ich, nicht einmal zu einem guten Anfang; so versetzte man mich bald unter die stummen Zuschauer. Und ich muß es offen bekennen, bei denen gefiel's mir auch am besten. Auch entschuldigte ich mich oft, wenn's zum Spiel ausging, schob eine besondere Arbeit vor oder gab an, dem Bruder Schreiner helfen zu müssen. Einige Male sagte Pater Rektor darauf, ich studiere zu viel und werde noch krank; denn auch da könne man leicht des Guten zu viel tun, und jeder müsse genügend Freizeit haben. Wenn ich mich dabei auf das Beispiel eines etwa zehn Jahre älteren Studenten berief, der fast Tag und Nacht an seinem Pult stand und aus dem lateinisch-deutschen Wörterbuch herausschrieb, erhielt ich zur Antwort, das sei eine Ausnahme. Von diesem alten Kameraden glaube ich übrigens später einmal gehört zu haben, seine Lateinwissenschaft habe ihm nicht viel eingetragen, er sei nie Priester geworden. Ich suchte ihn auch nie nachzuahmen, glaubte aber meinen freien Nachmittag besser verwenden zu können als zu unaufmerksamem Zuschauen bei einem Ballspiel.



Ein lateinisches Wörterbuch hatte ich in jenen Tagen nicht und brauchte auch keines: „Rühner“ ersetzte alles. Diesen aber schrieb ich teilweise ab, so die Konjugationen und die regelmäßigen Zeitwörter. Das Schriftchen habe ich noch heute in meinem Besitz. Ob ich durch dieses Abschreiben oder durch andern Fleiß bis Ostern der Erste in der Lateinklasse wurde, kann ich nicht bestimmen. Da suchte Vater Rektor die andern zu neuem Eifer anspornen: „Jetzt hat der Alte, der sechs Wochen später gekommen ist, euch alle besiegt; besonders diejenigen, die schon ein ganzes Jahr hier sind, dürfen sich das nicht gefallen lassen.“

So wurde ich wirklich beim nächsten Examen von zweien überholt. Ende Mai hatte ich noch einen zu meiner Rechten, aber im Juli zog ich wieder als Erster in die Ferien.

Meine Lehrer waren am Ende des ersten Schuljahres sehr mit mir zufrieden, und ich war's auch. Einer von den Herren, die damals mit mir um den ersten Platz gekämpft, ist jetzt Generalvikar und Monsignore in einer Diözese der Nachbarschaft. Ein zweiter wurde Ordensmann und ist in den letzten Jahren Provinzial gewesen, hat es also zur höchsten Stelle im Orden gebracht. Der dritte ist jetzt schon lange Professor in einem Priesterseminar. Ein vierter, der mir zwar nie den ersten Platz streitig gemacht, ist jetzt Prokurator an einem Priesterseminar. Ich befand mich also in ganz guter Gesellschaft. Das hinterließ aber für mich keinen nachhaltigen Eindruck. Denn ich hab's noch nicht weiter gebracht, als zum Pfarrer im Hinterwald, d. h. bei den Bauern, die zwar das Brot aus erster Hand haben, es aber nicht zu leichten Kaufs ablassen.

Als wir am 29. Juni noch mit allem Glanz das Fest der Apostelfürsten gefeiert hatten, ging es in die Ferien. Die meisten Studenten gingen heim, nur etwa sieben oder acht blieben zurück, und zwar bloß solche, die recht weit

nach Hause hatten. Jeder mußte etwas Kostgeld bezahlen. Ich hatte keines und suchte deshalb wenigstens für einen Monat meine Kost zu verdienen. Im Juli ging ich mit einem Kameraden zu seinen Verwandten, die etwa 30 Meilen von da wohnten. Auf großem Umweg fuhren wir mit der Eisenbahn hin. Das Fahrgeld ließ ich mir ausbezahlen von meinem Vorschuß, den Bruder Kassenmeister in Verwahrung hatte.

Nach dreistündiger Fahrt, auf der wir aber einmal umstiegen und das Warten uns nicht verdrießen lassen durften, kamen wir auf einer ganz neuen, erst vor zwei Monaten eröffneten Bahn in Westend an. Um die Tante meines Freundes zu erfragen, begaben wir uns vom Bahnhof nach dem ganz nahegelegenen Städtchen. Da wies uns ein Mann ganz schön zurecht. Als wir darnach etwa eine halbe Stunde gegangen waren und in bezeichnetem Farmhause anfragten, schaute man uns zuerst etwas verwundert an; als aber mein Freund sagte, wer er sei, und daß er noch einen armen, heimatlosen Kameraden mitgebracht habe, der nicht wisse, wo er seine Ferien zu bringen solle, wurden wir mit Freuden aufgenommen.

Die Tante meines Freundes war eine Witwe und bearbeitete die Farm mit ihrem erwachsenen Sohne und zwei Töchtern, die ebenfalls tüchtig Hand anlegten, wenn Not am Mann war. Wir lösten aber die Mädchen in den Feldarbeiten ab, wofür die ganze Familie uns sehr dankbar zu sein schien. Wir selber wußten die Pflicht zur Dankbarkeit ganz auf unserer Seite und griffen herzlich zu. Mein Freund freilich war die Landarbeit gewohnt; an meinen zarten Händen aber zeigten sich manchmal bald recht schmerzhaft Blasen. In der Heimat hatte ich Sense und Heugabel auch ganz gut handhaben können, war aber in den drei Jahren Pause ganz aus der Übung gekommen. So wollte man mich nicht mehr mittun lassen. Doch den müßigen Zuschauer zu spielen, hielt ich nicht aus, sondern ließ mir leichte Handschuhe geben, und dann

ging's wieder frisch drauflos. Man gab mir dann aber meistens Arbeiten, die die Hände weniger in Mitleidenschaft zogen.

Am Sonntag fuhren wir auf einem kleinen Wagen nach Westend in die Kirche, am Nachmittag gingen wir meist zusammen in den Wald oder mit dem jungen Mann zu dem nicht mehr weit entfernten See. An einigen Stellen konnte man bis ans Wasser hingelangen, während an anderen Sumpfschluchten die Nähe eines Sees verrieten. Unter seiner Führung fanden wir bald einige am leichtesten zugängliche Stellen, machten manchmal auch allein den Weg dahin und versuchten, einige Fischelein zu fangen. Am Sonntagnachmittag waren gewöhnlich viele Leute am Ufer oder in den Rachen auf dem Wasser. Während der Woche aber waren wir manchmal die einzigen Fischer oder konnten doch wegen der vielen Einbuchtungen des Sees andere nicht sehen. Oft arbeiteten wir auch stundenlang, freilich nicht sehr anstrengend, und fingen — nichts!

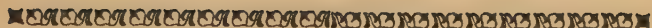
An einem Donnerstag machten wir einen reichen Fang und brachten etwa zwanzig Stück, von denen jeder beinahe ein Pfund wog, mit heim. Unsere Freude war groß, die der beiden Mädchen aber etwas kleiner, da sie die unangenehme Hauptarbeit des Putzens an den Gefangenen tun mußten. Die Hilfe meines Freundes wiesen sie ab mit der Bemerkung: „Das ist keine Arbeit für einen Studenten.“ Als ich das hörte, erwachte wohl der erste Studentenstolz in mir, obwohl ich von der verweigerten Arbeit nicht das geringste verstand.

Am nächsten Mittag bei Tisch aber stellte ich meinen ganzen Mann geradesogut wie beim Fang. „Was lange währt, wird endlich gut“, sagte ich, „schon viermal haben wir zu fischen versucht, heute endlich ist uns das Fischerglück in vollem Maße zuteil geworden. Viele fischen, um zu fischen, ich aber könnte nicht lange Geschmack daran finden ohne solchen Gewinn.“ — „Der könnte

Ihnen hier öfters zuteil werden, besonders an stillen, warmen Tagen im Mai oder Anfang Juni", sagte der junge Mann. „Jetzt ist es etwas schwieriger. Auch braucht man zu einem guten Fang ein Boot; vom Ufer aus fängt man selten etwas.“

Eine Woche später schrieb er einige Worte und schickte uns damit auf einem andern Weg nach dem See. Rechts am Wege fanden wir ein Haus und sollten dem Hausvater den Zettel überreichen. Als dieser den Inhalt gelesen hatte, rief er einen Knaben herbei und sagte, ohne uns weiter zu fragen: „Geh mit den beiden Studenten hinunter an den See und mache ihnen das Boot los; nimm aber auch die Ruder mit.“

Im Nu hatte der Junge zwei Ruder auf der Schulter und ging durch den Hof zum Walde. Wir folgten ihm wie geduldige Lämmer. Auf dem Weg dahin sagte ich zu meinem Kameraden: „Wir müssen uns den Weg etwas merken, damit wir uns heute abend mit unserm Fang auch wieder herausfinden.“ „Auch dürfen wir nicht zu lange ausbleiben, dann erkennen wir an der Sonne die Richtung“, meinte er drauf. Als wir aber, so redend, dem Knaben folgten, achteten wir kaum auf den sich hinwindenden Weg, bis uns dichter Zedernwald umgab. Dieser deutete wohl auf die Nähe des Sees, war aber als Wegweiser um so bedenklicher. Doch nach etwa dreißig Schritten waren wir an einer Ausbuchtung des Sees. Am Rande stand ein Nachen an einen Baum angebunden. Der Junge machte ihn los, legte die Ruder hinein und wünschte uns Glück zu reichem Fang. Als er sich entfernt hatte, stiegen wir in das Boot und ruderten etwas hinaus. An einer, wie uns dünkte, guten Fangstelle warfen wir die Angeln aus. Es dauerte lange, ehe sich etwas regte. Jedesmal, wenn ich glaubte, einen Fang zu machen, und die Angel hob, war der Köder weg, aber kein Fisch daran. Nicht besser ging's meinem Kameraden.



Die Schuld lag wohl an unserer Kunst. Als unsere Räder und die Regenwürmer in der Büchse bereits ausgingen, bemerkten wir, wie die Sonne sich verfinsterte, und Freund Werner sagte: „Ich glaube, es gibt ein Gewitter, wir machen uns besser auf nach dem Hof des Bauern.“ Eben hatten wir den Nachen wieder an den Baum gebunden und die Ruder auf die Schultern genommen, als schon ein starker Donnerschlag uns erschreckte. In den Wald eingetreten, meinten wir schon den Abend vor uns zu haben und liefen in aller Eile dem Bauernhof zu. In östlicher Richtung mußten wir ganz schnell unser Ziel erreichen. Nach einer Viertelstunde gelangten wir abermals in einen Zedernwald an einer nördlichen Ausbuchtung des Sees. Die heranziehenden Wolken gaben uns noch einigen Anhalt, da wir wußten, daß sie von Westen kamen. Mehr gesprungen als gelaufen kamen wir nach einer uns sehr lange scheinenden Viertelstunde auf eine Lichtung; als gerade die ersten großen Tropfen auf die Blätter klatschten. Das Haus des Farmers konnten wir nicht sehen und wußten auch nicht, in welcher Richtung es zu finden sei. So liefen wir in größter Eile auf der Weide hinan und erkannten auf der Anhöhe das Haus etwa eine halbe Meile entfernt.

Weitab lag noch das schützende Dach. Wir hatten uns bei der drückenden Schwüle warmgelaufen und kamen trotz des drohenden Sturzbadcs nicht schneller an. Die Last des reichen Fanges hielt uns nicht auf, aber wir wollten uns bei dem beständigen Blitzen und Krachen nicht noch mehr erhitzen, weil wir dies für gefährlich hielten. Aus demselben Grunde trugen wir die Ruder nicht auf der Schulter, sondern zogen sie schleppend auf dem Boden nach. Der Weg von der Weide nach dem Bauernhof führte uns am Waldrande hin und war unser sicherer Führer bei dem jetzt in Strömen niederstürzenden Regen, der mehr für die Natur gut und erfrischend als uns gelegen kam.

Mit alter Studentenergebung schritten wir langsam dem Bauernhaus zu und suchten uns gegenseitig zu trösten mit dem reichen Fischfang, den wir jetzt so leicht, aber dafür mit um so mehr Zusatz vom Lebenselement der Fische nach Hause trugen. Mit den schönsten Hoffnungen waren wir ausgezogen, hatten trocken gefischt und nichts gefangen; mit den schönsten Täuschungen waren wir nun auf dem nassen Heimweg, mit dem schönen Trost, daß unsere Kleider wieder trocknen würden. Was aber sollten wir bis dahin tun? Denn wir hatten keine andern Kleider in die Ferien mitgenommen!

Auf dem Bauernhof freute man sich, als der Haushund die Ankunft der sehnlichst Erwarteten meldete. „Da habt ihr euch doch wieder hergefunden“, sagte der Bauer, „das freut mich. Ich habe meinen Jungen hinuntergeschickt, weil ich dachte, ihr könntet euch im Walde verlaufen. Der kam aber mit der Nachricht zurück, ihr seid schon mit den Rudern fort und das Boot angebunden. Ihr wäret nicht die ersten, die den Rückweg verfehlt.“

Im Gespräch warteten wir auf das Ende des Regens. Zuerst wollte der Bauer wissen, was wir studieren und was wir werden wollten. Dann fragte er, ob wir hier geboren oder von Deutschland herübergekommen seien. Vieles über Deutschland und die Auswanderer folgte. Ich ließ dabei Freund Werner im Haupttreffen und antwortete nur, wenn ich nicht ausweichen konnte. Die beiden waren auch nähere Landsleute. Der Bauer war vor etwa zwölf Jahren aus Hannover herübergekommen und hatte sich hier niedergelassen.

Freund Werner war so mit ihm ins Gespräch vertieft, daß er das Nachlassen des Regens nicht merkte, bis ich ihn daran erinnerte. Wir bedankten uns und machten uns auf den Weg nach unserer Ferienheimat. Da bedauerte man uns und tat alles, um den Schaden baldmöglichst wieder gutzumachen.

Vier Tage nach diesen nassen Erfahrungen machten



wir uns zu Fuß wieder auf den Weg nach unserem Studienheim zur Feier des Portiunkulafestes. Nach deutscher Studentenart besuchten wir alle Priester, deren Hürde wir durchwandern mußten. Der erste, Herr Michel in Castle, ließ uns eine Mahlzeit vorsezen. Dann aber folgte eine lange Fußreise bis nach Ociola, meistens auf ganz einsamen Wegen, auf denen wir uns noch zweimal verirrten. Nach vielem Fragen langten wir doch noch gerade vor Eintreffen der Dunkelheit dort an.

Der Pfarrer von dort war fast ein Jahr in unserm Haus Lehrer gewesen und hatte erst kurz vor den Ferien diese Pfarrei erhalten. Ihm galt unser Hauptbesuch, der uns einen Umweg von etwa sieben Meilen wohl wert erschien, da wir ihn sehr gerne gehabt hatten. Ein italienischer Weltpriester, hatte er im Kloster erst Zeugnis von seiner Tüchtigkeit ablegen müssen, ehe ihm der Bischof eine Gemeinde übertrug. Als wir ihn vor dem Pfarrhaus begrüßten, erkannte er uns sogleich an der Sprache und freute sich sehr über den unerwarteten Besuch, und als wir ihm vollends mitgeteilt hatten, woher wir kamen und daß wir schon den ganzen Tag auf den Beinen seien, rief er sogleich seiner Köchin: „Machen Sie ein gutes Abendessen für die zwei hungrigen Studenten da, was dazu gehört, wissen Sie ja schon; für das Getränk Sorge ich.“

Solche Aufträge zu vernehmen, war uns ganz angenehm, noch angenehmer seine eigene Sorge. Wir hatten etwas Himbeersaft von Westend mitgenommen und auch auf dem Wege einigemal damit das Wasser versüßt, das wir uns bei an der Straße wohnenden Farmersleuten erbeten hatten, aber den Durst damit eher vermehrt. So war uns das Bier, das der Herr bald zur Stelle hatte, um so lieber. Durch den kühlen Trunk hatten wir uns etwas erholt, als die Köchin zum Abendbrot rief. Das ließen wir uns nicht noch einmal sagen. Ich glaube nicht, daß ich jemals so spät am Abend mit

solchem Appetit gegessen habe. Das freundliche Zureden des Herrn war sicher nicht notwendig, sagte uns aber, daß wir willkommen und sehr gut aufgehoben seien.

Als wir uns zwei Tage ausgeruht hatten und am 1. August noch vor Mittag auf den neuen Weg von abermals 13 Meilen machen wollten, wollte er uns wegen der offenbaren Anzeichen eines Gewitters nicht gehen lassen. Wir sollten es ruhig vorbeiziehen lassen, nachher hätten wir ja noch genügend Zeit. Gleich nach Mittag brach es mächtig los, hatte aber in einer Stunde vollständig ausgetobt, und um zwei Uhr war der Himmel wieder hell. Die Luft hatte sich aber nicht viel abgekühlt. Alles war wie in Schweiß gebadet. Der Herr Pfarrer meinte: „Wenn ihr jetzt geht, habt ihr einen schweren Gang; die Wege sind dreckig, und es ist nicht ausgeschlossen, daß in ein oder zwei Stunden ein anderes kommt, dann könnt ihr abermals die Erfahrungen des nassen Fischfangs machen. Bleibt besser hier, ich fahre morgen auch zum Portiunkulafest nach Mount Horeb, dann könnt ihr mitfahren.“ Das Anerbieten war sehr schön, aber wir konnten es nicht annehmen, da wir so zu spät kamen, um die heiligen Sakramente zu empfangen und den Ablaß zu gewinnen. So machten wir uns auf. Die Wege waren nicht sehr schlecht, man konnte auf der Seite gehen, wo das Gras schon wieder abgetrocknet war. Etwa fünf Meilen hatten wir zurückgelegt, da nahte ganz schnell das zweite Gewitter. In aller Eile strebten wir vorwärts, um noch das Pfarrhaus in Dotgevillle zu erreichen. Als wir schweißbedeckt daselbst ankamen, wurden wir von der Haushälterin des Herrn Jakob beinahe abgewiesen. Er selbst war uns schon vorausgegangen, um im Kloster im Beichtstuhl auszuhelfen. Nachdem wir ihr aber klargemacht hatten, wer wir seien und warum wir gerade jetzt gekommen, wurden wir in ein Zimmer geführt und konnten das Gewitter vorbeigehen lassen.

Durch unsere Erzählungen von Herrn Jakob gewannen wir ihr Vertrauen, so daß sie uns noch ein recht frugales Abendessen bereitete. Mittlerweile fing es schon an, dunkel zu werden. So dankten wir herzlich für die Bewirtung und machten uns, ungeachtet des noch andauernden Regens, auf den Weg nach dem sechs Meilen entfernten Horeb. Beinahe zwei anstrengende Stunden brauchten wir noch auf den recht schmutzigen Wegen. Alle Betten waren von Festgästen belegt, so daß wir bei der Dunkelheit der Nacht nur noch im oberen Saale auf harten Strohsäcken eine Lagerstätte fanden. Als wir aber am Morgen erwachten, sagte Kamerad Werner, er habe nicht oft so gut geschlafen, was auch ich bestätigen konnte. Als die Klosterglocken um fünf Uhr der Umgegend das Fest ankündigten, waren wir bereits mit dem Reinigen unserer beschmutzten Kleider und Schuhe beschäftigt. Bald nachher fanden wir schon viele Andächtige in der Kirche, alle Beichtstühle belagert. Von sechs bis neun Uhr waren beständig eine oder zwei heilige Messen, um zehn begann das Hochamt, bei dem unser Gastgeber, der Pfarrer von Ociola, die Predigt hielt. Abends acht Uhr war Schlußandacht mit Segen. Das war das erste Portiunkulafest, dem ich beigewohnt, für mich ein unvergeßlicher Tag.

Die Augustferien brachten wir teilweise ganz nützlich zu. Zuerst suchten wir zwei Mitstudenten auf, deren elterliche Farmen ganz in der Nähe des Klosters lagen, und halfen bei der Ernte mit. Dabei verdienten wir nicht nur unsere Kost, sondern auch noch ein kleines Taschengeld. Auch drei andere Bauern luden uns zur selben Arbeit ein, und wir leisteten gleich Folge. Mein Freund Werner war jedesmal dabei und gab auch meinen Leistungen ein gutes Zeugnis, obwohl er mir in den Landarbeiten weit voraus war. Neun Tage brachten wir so zu, die anderen Tage studierten wir gewöhnlich vormittags etwas, und nachmittags halfen wir



einem Bruder im Kloster, ich besonders dem Bruder Schreiner, der mich immer gerne sah, stets zu einem Lob für meine Leistungen bereit. So gingen die Ferien schnell vorüber.

Mit dem 1. September kamen die Studenten wieder angerückt. Zum erstenmal im Klassenzimmer versammelt, fanden wir, daß zwei der lehtjährligen Kameraden fehlten. Einer kam vier Tage später, der andere blieb ganz aus. Jeder von uns nahm den Platz wieder ein, den er am Ende des lehten Schuljahres innegehabt. Jetzt begann der Kampf aufs neue. Ich hielt mich stramm, so daß mich die Weinachtsferien wieder am ersten Platz fanden.

Während dieser Ferien, wo wieder die meisten nach Hause oder zu Verwandten gingen, half ich dem Bruder Schreiner einen Wäscheschrank im sogenannten Schuhzimmer aufstellen. Dieser nahm zwei Wandflächen des Zimmers ein und enthielt für jeden Studenten ein besonderes Fach. Als wir gerade mitten in der Arbeit waren, brachte mir ein anderer Student einen Brief von New York. Meine Freude war groß, denn ich hatte Herrn Kessler öfters geschrieben, bis jetzt aber noch keinen Brief von ihm erhalten. Als ich aber den Brief erbrochen hatte und las, muß sich mein Gesicht etwas verfinstert haben, denn der Bruder sagte: „Der Brief muß wohl nicht so erfreulich sein, wie Sie erwartet haben; ist ein Unglück passiert?“ „Ich habe schon vieles mitgemacht, aber das ist der härteste Schlag, der mich je getroffen“, sagte ich, und der Bruder, der mich bereits recht liebgewonnen hatte, schaute mich theilnahmsvoll an. Als ich eine Zeitlang geweint hatte, sagte er: „Es wird auch da wieder Mittel geben, um zu helfen und zu vergessen. Den Inhalt des Briefes und die Ursache der Tränen kenne ich nicht, aber jedenfalls ist Ihre Lage nicht hoffnungslos; ein junger Mann wie Sie wird sich schon durchzuringen wissen.“ Da ich mit dem Bruder allein war, erzählte ich ihm während der Weiterarbeit, wie

ich von Jugend auf nach meinem Ziel gestrebt und wie es mir durch die Unterstützung Herrn Replers endlich möglich geworden sei, hier meine Studien zu beginnen. „Jetzt aber schreibt er mir, er werde ferner nichts mehr für mich tun, weil ich ihm abermals eine Rechnung zugehen ließ, die er schon beglichen habe. Ich habe Bruder Anton den Sachverhalt gesagt, aber er muß ihm nun doch eine Rechnung geschickt haben, und jetzt meint er, ich hätte es getan und hätte ihn betrogen, und deshalb will er mich im Stich lassen. — „Der Herr wird nicht so streng auf seinem Vorsatz beharren, wenn Sie mit dem Bruder sprechen und er ihn aufklärt. Gehen Sie gleich mit dem Brief zu Bruder Anton.“ Das tat ich denn auch sofort. Doch ziemlich kurz angebunden sagte er mir: alle, die nicht vor Weihnachten wenigstens die Hälfte des Jahresbeitrages bezahlt hätten, bekämen eine Rechnung, und für mich könne er keine Ausnahme machen. „Der Herr schreibt aber, daß er für ein Halbjahr bei den Patres in New York bezahlt habe, gerade wie letztes Jahr. Wenn nun die Patres in New York Sie nicht rechtzeitig benachrichtigt haben, so ist das nicht meine Schuld und auch nicht die meines Wohltäters: ich aber muß jetzt sehr schwer darunter leiden.“ „Ich will nach New York schreiben und sehen, daß sie dort die Sache mit dem Herrn wieder ins reine bringen, deshalb werden Sie hier doch nicht entlassen.“ — Das war für mich ein schlechter Trost. „Wenn ich auch einstweilen nicht fortgeschickt werde, so habe ich doch meinen Wohltäter beleidigt und wahrscheinlich für immer verloren. Was soll dann aus mir werden?“ Verwirrende Gedanken plagten mich beständig und vergällten mir den Rest der Ferien. Immer quälte mich die Sorge, daß ich jetzt wieder verlassen und arm mich unter fremden Menschen durchschlagen, mir abermals einen Ausweg aus diesem Wirrwarr suchen müsse. So nahm ich wieder meine Zuflucht zur Trösterin der Be-

trübten, die ich mir schon in New York zur besonderen Beschützerin erwählt hatte. Damals hatte ich mir zur Erinnerung an diesen Bund einen Ring an den Finger gesteckt. Nachmals mußte ich ihn abnehmen, als ich in einem kleinen Theater die Rolle eines Bettlers zu spielen hatte und der Herr Rektor deshalb einige Male sagte, ein Bettler dürfe keinen goldenen Ring am Finger tragen. Später habe ich ihn gegen eine Goldfeder umtauschen lassen. Noch vor Weihnachten des verflossenen Jahres hatte ich an meinen Bruder geschrieben, er solle mir das Geld schicken, ich hätte es jetzt sehr nötig, wenn unmöglich alles, so doch wenigstens drei Dollar, damit ich mir eine Goldfeder kaufen könne, denn mit den harten Stahlfedern könne ich kaum schreiben. Darauf erhielt ich die Antwort, er habe kein Geld, auch keines zu einer Goldfeder, und wenn ich nicht wie er mit Stahlfedern schreiben könne, dann solle ich's eben lernen, ich sei ja ein Student und bei denen mache doch das Lernen die ganze Arbeit aus. Dieser schöne brüderliche Brief war der letzte, den ich von ihm erhalten habe. Als ich später noch einmal an ihn schrieb, erhielt ich Nachricht von Freund Kling, mein Bruder sei wieder weg, nach dem Westen gezogen; seine Adresse kenne er nicht!

Hatte mir auch die „Brüderlichkeit“ meines Bruders schon die ersten Weihnachtsferien verbittert, so war doch bald alles vergessen, weil mich das nicht viel aufhalten konnte. Der Brief meines Wohltäters aber schien mir die Aussicht für mein Ziel fast ganz zu nehmen und machte die zweiten Ferien recht traurig, hüllte den Neujahrstag 1874 in düstere Wolken.

Freund Werner, der meine Trauer bemerkt und mich nach ihrer Ursache gefragt, sagte ich bloß, ich hätte traurige Nachricht erhalten. Auch einige andere, die mittlerweile zur Fortsetzung des Studiums zurückgekehrt, fragten, was mit mir los sei, ich sei ja ein ganz anderer geworden.

Keinem aber wollte ich Vertrauen schenken. Erleichterung hätte mir ja doch keiner verschaffen können. In der Schulzeit war ich meist wie geistesabwesend, und mit fragenden Blicken betrachteten mich die Lehrer. Beim Januarexamen in der Lateinklasse erhielt ich den dritten Platz. Der Rektor sagte aber gegen seine Gewohnheit gar nichts, wahrscheinlich, weil er schon Bescheid wußte. Nach und nach aber kehrte wieder Ruhe bei mir ein. Ich legte alles in die Hand Gottes und überließ ihm, der mich so weit geführt hatte, die Leitung meines ferneren Lebens. Auch dachte ich an das Wort des Bruders, meines ersten Trösters, und an die Versicherung des Schatzmeisters, ich würde nicht fortgeschickt werden. Da fiel mir auch ein, ich sei ja nach Amerika gekommen, um Priester zu werden, und wenn ich dieses Ziel auch in einem Orden erreichen müsse. Vielleicht habe der liebe Gott deshalb alles so gesügt, daß ich mich bei den Söhnen des hl. Franziskus zur Aufnahme melden solle. Nicht lange trug ich mich damit, sondern suchte gleich bei Bruder Schreinermeister Rat. Meine Lage sei durch Bruder Anton den Obern bereits bekannt, sagte er mir, gewiß würde ich gerne aufgenommen werden, ich solle mich nur an die Obern wenden. Das tat ich alsbald. Man sagte mir, ich solle nur ruhig weiterstudieren, bei der nächsten Gelegenheit könne ich mit aufgenommen werden. So sorgte der liebe Gott wieder weiter für mich, und gegen Ende Januar war ich wieder ein anderer Mensch.

Wie staunten die meisten meiner Mitstudenten, als sie am 2. Februar erfuhren, ich trete ins Kloster ein! Mehrere gaben mir Bildchen zum Andenken. Noch heute, in meinen alten Priestertagen, halte ich sie in Ehren. Am 9. Februar erhielt ich mit noch zwei Mitstudenten und zwei von auswärts Gekommenen das Kleid des hl. Franziskus. So ist das Fest der heiligen Apollonia für mich ein Erinnerungstag geworden. Ich erhielt den Namen des großen Erzpaters aller Mönche,

legung Brunos öffnete mir die Augen, und ich lernte manches leichter verstehen. Hatte mein Landsmann schon einmal in unserer Gegenwart eine Rüge erhalten? Bruno und ich aber waren schon ganz abgehärtet. Doch ertrug ich all diese Menschlichkeiten im rechten Geiste.

Mehr Gedanken machte mir ein anderer Punkt, meine Gesundheit. Die Ordenskleidung war für mich zu rauh! Bald nach Ostern wurde ich krank und mußte drei oder vier Tage das Bett hüten. Diese Tage wurden mir länger als sonst ebensovielen Wochen. Deshalb machte ich mich wieder auf die Beine, sobald es eben gehen wollte, hatte aber länger als ein Jahr darnach noch Rückenschmerzen.

Ob man durch diese Krankheit zur Überzeugung kam, daß ich für den Orden nicht stark genug sei und eben deshalb meine Prüfungen noch verschärfte, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Solche Gedanken kamen mir aber manchmal, besonders dann, wenn ich getadelt wurde, weil ich in freien Augenblicken mich auf einen Chorstuhl setzte, um meinem Rücken etwas Erleichterung zu geben.

Selbstverständlich hielt ich meine Eltern immer auf dem laufenden. Durch sie wiederum erfuhr eine Schwester meines Bäckeronkels, die mit ihrer Familie etwa 16 Meilen von Horeb entfernt auf einer Farm wohnte, daß ich im Kloster sei, und so kam sie mit ihrem Mann aufs Portiunkulafest dahin, um mich zu besuchen. Beim Weggang gab mir der Mann zwei Dollars, die ich natürlich gleich dem Novizenmeister gab. Einige Tage nachher machten wir alle mit diesem einen Spaziergang, bei dem mir noch nichts auffiel. Als ich aber zwei Tage nachher vor allen für eine Kleinigkeit, die ich mir auf jenem Spaziergange hätte zuschulden kommen lassen, wie ein Schulbub abgefanzelt wurde und noch eine Strafe erhielt, da fing das jähe Schwarzwälderblut in meinen Adern zu kochen an, und ich erklärte den anderen, das sei die letzte Buße, die ich unschuldig trage. Da sagte mein Landsmann: „Das

war ich, ich hab' aber nichts dabei gedacht!" Jetzt erkannte ich, daß der Novizenmeister in seiner übergroßen Kurzsichtigkeit mich wieder für den anderen angesehen und bestraft habe. Dabei fiel mir doch auf, warum er nicht auch ihn nur ein einzigesmal unliebsam verwechseln und statt meiner büßen lassen könne. Jener und auch einige andere suchten mich zu beruhigen, aber da war Hopfen und Malz ziemlich verloren.

Als ich mir nachher in meiner Stube das Vorgefallene durch den Kopf gehen ließ, wurde ich immer mehr schlüssig, daß ich für den Orden, wenigstens für einen so strengen, keinen Beruf habe. Um aber nichts unversucht zu lassen und einen für mich so folgenschweren Schritt nicht unüberlegt zu tun, begab ich mich nach dem Glockenzeichen zum Stillschweigen zum Obern. Er schien etwas überrascht. Nachdem ich mich ihm eröffnet hatte, meinte er ganz freundlich: „Das sind alles nur Prüfungen, die Sie geduldig ertragen müssen. Unterdrücken Sie die Gemütsregung und gehen Sie wieder ruhig an die Erfüllung Ihrer Pflichten.“

Ich hatte eine ganz andere Antwort erwartet. Je länger ich aber darüber nachdachte, desto klarer wurde es mir, die Schuld liege nicht an der Ordensregel oder an der Behandlung des Novizenmeisters, sondern an dem noch sehr unbändigen Schwarzwälder, der sich steif und spröde wie Ulmhärdter Tannenholz gebärdet. Die Rückenschmerzen halfen nicht wenig nach, in mir die Einsicht zur Reife zu bringen, daß mich Gott zu diesem Stande nicht berufen habe. Doch welcher gewaltigen Kampf hat mich das gekostet! Als ich mit Beginn des neuen Jahres mich von dem Herrn in New York verlassen sah und bald nachher in dem Orden Aufnahme fand, glaubte ich, mein Ziel schon bald erreicht zu haben. Und jetzt wollte ich wieder ohne alle Hilfe und Hypothese auf die Zukunft den sicheren Hasen verlassen und in die liebeleere Welt hinauswandern!



Zwei Tage lang quälte mich dieser innere, still ertragene Kampf, bis mein Gesundheitszustand endlich den Ausschlag gab und ich mir sagen konnte: Für diesen Orden bist du nicht berufen! Ich erfüllte alle meine Obliegenheiten wie bisher. Meine Mitnovizen sahen aber doch, daß sich bei mir eine Wendung vorbereitete, deren Ausgang ihnen noch unklar sein mußte. Bruno fragte mich ganz vertrauensvoll: „Was hast du vor, du wirst doch nicht ausspringen?“ Auch mein Landsmann sagte: „Nimm dir diese Kleinigkeit nicht so zu Herzen; so etwas muß ein Badener verschmerzen können. Tu, als wäre nichts vorgefallen. Mit etwas Leichtfinn kommt man am besten darüber hinweg.“

Ich hatte ihnen nicht viel auf ihre Trostworte zu erwidern. Am zweitfolgenden Abend nach erwähnter Rüge ging ich zum Novizenmeister und sagte ihm: „Sie haben vielleicht schon früher von mir erwartet, was ich Ihnen jetzt mitteilen will. Ohne Zweifel haben Sie bemerkt, daß ich seit meiner Krankheit nicht mehr der alte bin. Ich glaube erkennen zu müssen, daß ich nicht für diesen Orden berufen bin, und wollte Ihnen deshalb mitteilen, daß ich morgen entlassen werden möchte.“ „Es tut mir sehr leid“, sagte er, „daß Sie uns verlassen wollen; aber ich denke, es ist zu Ihrem Besten, denn, wie Sie selbst sagten, verträgt Ihre Gesundheit die Anforderungen der Ordensregel nicht.“

Eine gute Nase hat er übrigens doch gehabt. Auch „der andere“ trat später, schon Priester geworden, aus und wurde Weltpriester. So hatte ich schließlich doch den besseren Teil erwählt. Nur der („richtiggehende“) Liebling blieb. Noch vor etwa zehn Jahren besuchte ich ihn; auf seinem Sterbelager sprach er noch mit mir vom Noviziat.

Einmal Priester, war ich immer gut Freund und gern gesehen in den verschiedenen Ordenshäusern. Die vier oder fünf Franziskaner, die ich heute noch kenne, sind in anderen Staaten, die meisten im Lande, wo die Klage schweigt, bei

der großen Armee. „Die Welt wird alt, wird wieder jung, und der Mensch hofft immer auf Besserung.“ — —

Als ich am nächsten Morgen nach der heiligen Messe auf meine Stube kam, lagen meine Studentenkleider auf dem Bett, und mein Frühstück stand auf dem kleinen Tischchen. Ohne allen Abschied und ohne ein Lebewohl an meine Kameraden brachte mich etwas vor zehn Uhr ein Bruder zu Wagen nach dem etwa drei Meilen entfernten Bahnhof. Der kleine Koffer mit meinen ganzen Habseligkeiten, den ich von Freund Kling aus New York mitgebracht hatte, stand hinter mir auf dem Wagen. In der Tasche hatte ich zwei Dollars, jedenfalls die zwei, die ich vor zehn Tagen von meinen weitläufigen Verwandten erhalten.

Zu diesen Verwandten ging jetzt die neue Reise in die weite Welt. Tränen standen mir in den Augen, als der gute Bruder, der mich recht liebgewonnen hatte, mir die Hand reichte und sagte: „Gott befohlen, lieber Freund, er wird auch ferner für Sie sorgen.“ — „Gott befohlen!“ dachte ich noch oft an jenem Tage. „Gottes Vaterhaus hat der Wohnungen viele; er wird mir auch wieder eine anweisen!“

Freudig und wohlgemut zieht ein junger Mensch hinaus in die Welt, wenn er ein bestimmtes Ziel vor Augen und das nötige Reisegeld in der Tasche hat. An tröstlicher Hoffnung fehlte es auch mir nicht. Sie allein hielt mich unter solchen Umständen aufrecht. Auf den Götzen, der die Welt beherrscht, konnte ich mich nicht verlassen. Nur der Gott aller Götter konnte mein Trost sein. Seiner väterlichen Vorsehung überließ ich mich.

Als ich mich zum Abschied vom Kloster entschlossen hatte, nahm ich mir auch gleich vor, zu Herrn Meier nach Holton zu gehen, weil ich ihn am schnellsten und leichtesten erreichen konnte, ohne meinen „überflüssigen Mamon“ zu viel in Mitleidenschaft ziehen zu müssen. Auf der Bahn mußte ich einmal umsteigen. Als ich die zweite Fahr-

XXXXXX
karte gekauft hatte, befand sich nur noch der kleine Bodensatz eines Dollars in meiner Tasche, — Grund genug, über die Vergänglichkeit des Reichtums nachzudenken. In meinem ganzen Leben bin ich nicht so arm gewesen wie an jenem Mittag, wo ich auf der Bahnstation etwa drei Stunden auf die Ankunft des andern Zuges warten mußte.

Als ich vor einigen Jahren in New York gelandet, waren meine Glücksgüter auch nicht sehr groß gewesen, doch hatte ich noch einen Fünffrankentaler und die Hoffnung auf meinen Bruder und seine Hilfe gehabt. Jetzt aber saß ich da mit einigen Cents in der Tasche und hörte die Glocken und die Dampfpfeifen die Mittagsstunde melden. Im Bahnhof selbst war nichts zu haben, aber gleich daneben standen zwei Hotels, wo ich meinen guten Appetit hätte befriedigen können, aber ich dachte, meine Kasse könnte eine solche Belastungsprobe nicht mehr aushalten. Unmöglich kann ich mehr schildern, was in diesen paar Stunden auf dem nicht ganz einsamen Bahnhof alles durch meine Seele ging, bald bange Ahnungen, bald wieder tröstliche Hoffnungen.

Die Ankunft des ersehnten Zuges brachte etwas Abwechslung und Erleichterung, die Aussicht auf die durch-eilte Landschaft etwas Zerstreuung. Bald waren die sieben-zehn Meilen zurückgelegt. Als der Schaffner „Holton!“ rief, fing mein Herz wieder heftig zu pochen an.

Der Zug hatte sich schon wieder eine schöne Strecke entfernt. Die zwei oder drei Fahrgäste sowie noch etwa vier oder fünf Müßige, die am Bahnhof gestanden, waren ins Dorf gegangen. Ich ging zum Bahnhofbeamten und fragte, wo ich den Farmer Karl Meier oder seine Farm finden könne. Ganz freundlich sagte er: „Gehen Sie durchs Dorf hinauf, und am Ende wenden Sie sich rechts; das dritte Haus an der rechten Seite der Straße ist Meiers Wohnung.“ Am Ende des langgestreckten Dorfes fragte ich abermals einen vor dem Hause arbeitenden Mann und erhielt denselben Aufschluß.

Ich hatte bereits eine Meile zurückgelegt und nur ein Haus auf der rechten Seite gesehen. „Wenn das so weitergeht“, dachte ich, „dann komme ich heute nicht mehr dahin.“ Doch schon in der ersten Hälfte der zweiten Meile fand ich das dritte Haus. Als ich in den Hof einlenkte, begrüßte mich der Haushund mit lautem Bellen und machte so Frau Meier, die gerade vor dem Hause beschäftigt war, auf die Ankunft eines Fremden aufmerksam. Sie rief den Hund zurück und schaute nach mir aus, erkannte aber den Ankömmling nicht, bis ich beinahe vor ihr stand und sie selbst anredete.

Da rief sie ihren Mann, der gerade von den Ställen herkam: „Karl, sieh, wer da ist! Wer hätte das gedacht! Es ist gerade eine Woche, daß wir ihn in Horeb besucht haben. Damals hast du aber nichts davon gesagt, du wollest zu uns kommen“, wandte sie sich zu mir, „hast du dich so schnell anders besonnen?“

Nachdem ich der Fragen viele beantwortet, stellte ich auch eine solche: ob ich einige Tage bleiben könne, bis ich eine Arbeitsstelle gefunden hätte, oder ob ich vielleicht bei ihnen selbst so viel verdienen könnte, um mir wieder weiterzuhelfen?

Herr Meier sagte nicht viel, dafür aber sein Weib um so mehr. „Du bleibst jetzt bei uns, da hast du zu essen und auch Arbeit genug, und dann verdienst du auch noch was. Komm nur herein! Hast du auch etwas mitgebracht, einen Koffer oder sonst etwas?“ „Ja, mein Koffer ist noch am Bahnhof.“ Sogleich wurde einer von den Buben mit Pferd und Wagen fortgeschickt, ihn zu holen. Mittlerweile wurde ich mit allen Gliedern der Familie bekannt gemacht.

Herr Meier war zum zweiten Male verheiratet und hatte aus der ersten Ehe eine einundzwanzigjährige Tochter. Das nächste Familienglied war eine Tochter von fünfzehn Jahren. Ein dreizehnjähriger Zwillingsbruder von dem, der nach dem Bahnhof gefahren war, war kränklich



und konnte nicht viel angespannt werden. Alle andern aber mußten immer recht wacker zugreifen bei der Arbeit in Haus und Hof und auf der Farm. Da waren natürlich meine schwachen Leistungen ganz willkommen. Bald stand ich auch in einer alten Farmeruniform auf dem mit Hafergarben beladenen Wagen in der Scheuer und half ihn in eine Seitentenne abladen. Dabei bildete man sich ein, daß ich bei den Arbeiten zugreifen könne, als wäre ich schon jahrelang damit umgesprungen. Ich aber hatte nicht viel zu sagen, meinte jedoch, es sei ein gewaltiger Unterschied zwischen Gestern und Heute. Man dürfe den Kopf nicht gleich verlieren, wenn einmal der Wind aus einem andern Winkel pfeife; jeder müsse sich in seine Lage zu fügen wissen. Das gefiel dem Alten sehr gut. — —

„Gestern noch ein angehender Sohn des hl. Franziskus, heute ein Bauernknecht in des Wortes wahrster Bedeutung!“ Gestern war ich zwar mit trüben Ahnungen, aber nichtsdestoweniger mit hoffnungsvollem Vertrauen aufgestanden, heute konnte ich mich mit dem gleichen Vertrauen, aber auch mit trüben und sehr zweifelhaften Zukunftsplänen niederlegen. Doch ich verlor meinen Mut nicht. „Der alte Gott lebt noch; er wird mir auch wieder weiter helfen“, dachte ich und schlief ein.

„Charley, Charley!“ schallte es in meine Ohren, daß ich erwachte. Aber welche Überraschung, als ich die Augen aufschlug und mich in einer noch dunkeln Kammer befand! Es dauerte eine Weile, bis ich mich wieder zurecht fand und an die Vorgänge des verflossenen Tages erinnerte. Noch ehe der Gerufene sich recht bewegte, war der neue Knecht in seiner neuen Lage wieder vollständig Herr seiner selbst.

Der erste Tag meiner neuen Stellung forderte nichts Unmögliches von mir. Es mußte noch etwas Hafer zusammengefahren und Vorbereitungen für die Dreschmaschine getroffen werden. Weil Meier alle Frucht in der Scheuer untergebracht hatte, waren diese Arbeiten

XX

nicht von Bedeutung, machten mir aber besonders Spaß; ich hatte noch nie einer solchen Drescherei beigemohnt und freute mich auf die Ankunft der Maschine, — eine billige Freude, wie ich sehr bald merkte, als es Ernst galt.

Gegen Abend kamen die Drescher mit der Maschine und dem „horse-power“ * angefahren, stellten sie in die Scheuer und feilten alle vier Räder fest, damit sie sich während der Arbeit nicht verschiebe. In meiner Heimat hatte auch ein reicher Mann eine Dreschmaschine, sie war aber nicht beweglich und konnte deshalb nur von ihm benützt werden. Auch in verschiedenen Mühlen gab es solche. Da mußte die Frucht zur Maschine gefahren werden; hier aber wurde die Maschine auf den Bauernhof geschafft und konnte nach Belieben aufgestellt werden. Da nicht alle Farmer Scheuern haben, wurden die kleinen Garben im Hof in verschiedenen Haufen aufgeschichtet, aber immer so, daß die Dreschmaschine dazwischengestellt werden konnte. Bei einer Drescherei im Freien half man viel lieber mit, als in einer Scheune, weil dort der Staub freien Abzug hatte, in einer Scheune aber nicht, zumal bei Gegenwind.

Die Scheunen sind gewöhnlich so gebaut, daß sie mit einer der Langseiten gegen eine Bodenerhöhung anlehnen, auf der dann die Einfahrt zur Tenne sich befindet. Unter der Tenne und den Seitenteilen befindet sich die Stallung für Pferde und Rindvieh, sicher immer für letzteres. An dieser Langseite ruht die Scheuer auf einer sechs bis sieben Fuß hohen Mauer, die mit verschiedenen Tür- und Fensteröffnungen durchbrochen ist. Da befindet sich auch gewöhnlich der Viehhof. Dahin befördert auch die Dreschmaschine das Stroh, wenn in der Scheuer gedroschen wird. So war es auch bei Meier, wo ich zum erstenmal als Dreschergehilfe auftreten durfte. Meine erste Stellung bekam ich hinter der Maschine und mußte die

* „Pferdekraft“, eine mit zehn Pferden bespannte Maschine, die die Dreschmaschine in Bewegung setzte. Heute benützt man fast nur noch Benzinmotore.

Spreu in einen Behälter auf der einen Tonnenseite hinunterschaffen. Die Arbeit war kinderleicht, dafür aber die Luft um so schwerer und ganz undurchsichtig. Von da ging es auf den Strohkof, und zwar auch dorthin, wo jeder andere hinzugehen sich weigerte.

Als sich die Arbeit einige Stunden regelrecht abgewickelt hatte, erfolgte plötzlich, allen vernehmbar, ein lauter Knall. Der auf dem „horse-power“ stehende Treiber rief den zehn ihn umkreisenden Pferden ein kräftiges „Oha!“ zu und senkte seine lange Peitsche, mit welcher er bisher in der Luft umhergesuchtelt und manchmal einen der Vierfüßler bedacht hatte. Alle zwölf beschäftigten Männer kamen herbei und schauten einander mit fragenden Blicken an. Der als Treiber tätige Eigentümer der Maschine meinte, es müsse etwas am Zylinder gebrochen sein. Ein anderer glaubte, es sei ein Stein durchgegangen. „Es geht kein Stein durch den Zylinder“, entgegnete jener, „er wird immer herausgeworfen, das haben wir schon oft erfahren.“ Als die Maschine stillstand, wurde gleich der Zylinder untersucht, aber alles war in Ordnung, alle Zähne noch ganz und fest. Nach längerem Hin- und Herschauen fand man endlich die Folge des Krachs und dann auch seine Ursache. Die Schraube, durch die der Zylinder enger und weiter gesetzt werden konnte, war auf irgendeine Art von diesem erwärmt und zugedreht und dadurch ein großes Eisen, auf dem die Zylinderachse ruhte, gesprengt worden.

Die nunmehr eintretende Arbeitspause machte dem alten Meier viel Kummernis, weil er neben seinen zwei eigenen noch acht fremde Pferde „für nichts“ füttern mußte. Frau Meier jammerte, weil sie die zwölf Mann einen Tag länger in Kost hatte, — keine Kleinigkeit, wenn auch die aushelfenden Nachbarn alle nach Hause gingen und wieder gerufen wurden, als der Schaden ausgebeffert war. Das dauerte etwa 26 Stunden. Einmal wieder in Gang, konnte die Drescherei ohne weitere Un-

fälle beendet werden. Mir blieb sie unvergeßlich, nicht nur wegen des Zwischenfalls, sondern wegen der Unmenge des Drescherstaubes, der mir in meiner schönen Stellung zugeblasen wurde. Auch als Farmerknecht hatte ich zu lernen, wenn auch nicht gerade die Arbeit selbst, so doch die Anstellung. „Ein jeder kann das nicht, das muß verstanden sein.“ Als Neuling wurden mir von allen nur solche Plätze zugeschoben, die von jedem andern gemieden wurden. Ich verstand es eben nicht besser; und wenn ich es verstanden hätte, hätte ich mich als Knecht des Hauses nicht dagegen wehren dürfen.

Drei oder vier Mann hatten die Garben vom Stock oder aus der Seitentenne zur Maschine zu schaffen. Dort schnitt einer die Bänder auf und schob sie dem „Fütterer“ zu, der wiederum das Getreide mit den Ähren nach vorn durch die Maschine laufen ließ. An der Seite faßte ein anderer das Getreide in Säcke. Zwei oder drei, je nach der Entfernung, trugen dann die Säcke ins Fruchthaus. War dieses weit entfernt, so wurden die Säcke auf einem Wagen dorthin geführt. Wenn die Spreu nicht mit dem Stroh auf den Stroheck geschafft wurde, was die Maschine mittels des Strobrechens besorgte, dann mußte sie hinter der Maschine von Zeit zu Zeit weggeschafft werden. Auf dem Stroheck standen dann noch drei oder vier Mann, von denen aber nur jener beständig stehen konnte, der am Ende des Strobrechens seinen Posten hatte. Die allerwichtigste Persönlichkeit von allen Dreschern nannte ich schon, den Peitschenknaller und beständig sich drehenden Meister auf dem „horse-power“, durch dessen Herrschaft die ganze Mannschaft und alles Beteiligte in Bewegung gesetzt wird.

Jetzt geht das Dreschen viel besser als vor vierzig Jahren, da die Dreschmaschine viele Verbesserungen erfahren hat. Sehr oft hat ein gutgestellter Farmer selbst eine Dreschmaschine, oder drei, vier, auch wohl fünf teilen sich miteinander in eine solche. Wenn die Frucht gemäht

ist, kommen sie zusammen und dreschen gleich alles vom Feld weg. Die Maschine wird neben dem Fruchthaus so aufgestellt, daß das Stroh gleich von der Maschine auf einen Haufen geblasen wird, und das Getreide läuft, sauber gepuht, in das Fruchthaus. Zwei Wagen laden auf dem Felde die Garben, einer ist auf dem Weg nach oder von der Maschine, und der andere steht neben ihr, um von zwei Mann abgeladen zu werden. Diese beiden werfen die Garben mit den Ähren nach vorn in die Maschine, alles andere besorgt diese dann allein. Wird sie, wie jetzt sehr häufig, auch mit Gas getrieben, dann ist weiter niemand mehr notwendig. Einmal in Gang gesetzt, braucht eine solche Kraftmaschine keine weitere Nachhilfe mehr; ist sie aber eine Dampfmaschine, die dann ziemlich weit entfernt stehen muß, so muß immer ein Mann die Feuerung und Beaufsichtigung übernehmen. So braucht man heute kaum mehr halb so viel Personen wie früher, sehr oft noch weniger.

Diesen Sommer besuchte mich ein Nachbarpriester mit seinem Auto*. Nach dem Mittagessen fuhren wir damit zusammen zu einem gutgestellten Farmer meiner Gemeinde. Man war gerade am Dreschen. Die Hausfrau und die Großmutter nahmen uns recht freundlich auf und wollten uns gleich bewirten, was wir natürlich ausschlagen mußten. Ich ging gleich zur Dreschmaschine hin, um aus nächster Nähe einen Vergleich anzustellen über „einst und jetzt“. Der Farmer hatte eine Gasmaschine und einen einzigen Drescher. Er stand auf einem Wagen und warf, von seinem fünfzehnjährigen Sohn unterstützt, Garben in die Maschine.

Als der Wagen leer war, drehte der Mann mit einer leichten Handbewegung die Kraftmaschine etwas ab, so daß sie noch langsam weiterging, und schob den Wagen weg. Da kam auch eben sein zwölfjähriger Junge mit einem andern vollen Garbenwagen angefahren und ließ ihn neben der Maschine stehen. Die Pferde wurden um-

* Hier keine Seltenheit.

gespannt, und „hurtig mit Donnergepolster entrollte“ der Wagen dem Hofe, wieder hinaus auf das Feld, wo ein anderer zehnjähriger Junge die Pferde lenkte und ein Nachbar des Farmers den neuangekommenen Wagen aufs neue füllte, während der andere Junge den beladenen Wagen wieder in den Hof zur Maschine lenkte. So hat der Farmer in zwei Tagen mit seinen drei Buben und einem Nachbarn seine ganze Ernte gedroschen. Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht selbst gesehen, was für ein himmelweiter Unterschied bestehe zwischen der „taktmäßigen Fliegelei“ auf der Lehntenne in Ulm von morgens drei Uhr ab, bis nachmittags zwei Uhr die zwei Säckchen Frucht auf die Bühne getragen werden konnten — und einer solchen vergnüglichen Drescherei auf einer gewöhnlichen und im Verhältnis noch kleinen Farm eines gutgestellten Farmers im Mississippi-tale Amerikas! — — —

Als ich nachher bei Meiers Nachbarn aushelfen mußte, war ich schon etwas klüger und ließ mich nicht immer auf jenen Aschenbrödelplatz stellen. Bei Meier selbst mußte ich mir's ja schon gefallen lassen, bei anderen aber stellte ich mich, bald amerikanisch geworden, mit jedem andern auf gleiche Stufe. Bald war ich gut bekannt mit einem Nachbarn, der selbst eine Maschine hatte und an vielen meiner Aushilfsposten das Dreschen besorgte. Der wollte nur mich neben sich haben, um die Garben aufzuschneiden. Diese Stellung war zwar nicht die beste, aber ich wollte Hermann nicht widersprechen, wenn er sagte, er habe noch nie einen besseren „Aufschneider“ gehabt. Das Fruchttragen gefiel mir auch gut, aber ich konnte es mit meinen Rückenschmerzen nicht lange aushalten. Nachdem ich an den acht oder neun Plätzen in der Nachbarschaft ausgeholfen hatte, war ich schon ziemlich gut bekannt bei den plattdeutschen Nachbarn und verstand auch schon ein wenig ihre Sprache. Weil ich's seither aber nie mehr gehört habe, habe ich alles bis auf einige Ausdrücke wieder vergessen.



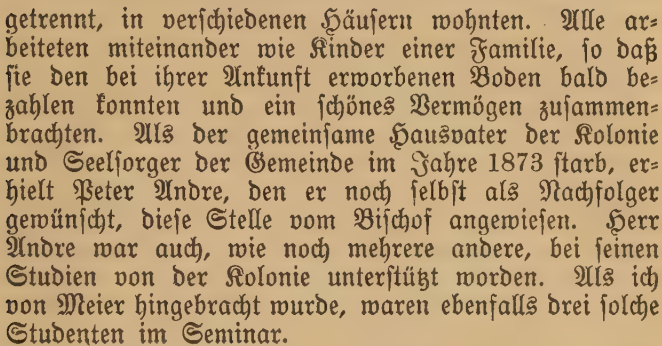
Im September und Oktober hat ein Farmer die meiste Arbeit. So wuchs mir kein Gras unter den Füßen. Um sechs Uhr war man gewöhnlich schon im Gang, und wenn der liebe Gott sein Licht wegnahm, mußte man fast immer noch zur Laterne greifen. Aber nichts war mir zuviel, und so behandelte man mich stets gut. Häufig kam das Gespräch auf meine Zukunft. Ich wollte immer meinem Berufe zum Priesterstande nachgehen und meinte, es werde sich schon wieder eine günstige Gelegenheit bieten. Herr Meier aber sagte, da könne man eben nicht so leicht fahren, wenn man nicht sein eigenes Fuhrwerk habe. Jeder fahre an einem vorbei und lasse einen laufen; nur äußerst selten falle es einem ein, so einen armen Fußgänger zum Mitfahren einzuladen. Durchgehends höre man nur ein Wort: Hilf dir selbst! — „Studieren kannst du nicht ohne Geld“, fuhr er fort, „wenn du dir's aber erst verdienen willst, dann wirst du ohne Zweifel ein alter Student. Wird's nicht besser sein, du machst dich wieder an dein altes Geschäft? Hier herum ist keine solche Stelle zu haben. Dafür müßtest du schon in eine Stadt gehen. Ich habe einen Schwager in Chicago, der eine Bäckerei betreibt. Bei dem würdest du mit meiner Empfehlung jederzeit freudig Aufnahme finden, und wenn er dich nicht selbst im Geschäfte braucht, so kann er dir leicht eine Stelle besorgen. Da könntest du auch mehr verdienen als auf der Farm, weil die Bäckerei immer geht, kein Farmer aber im Winter einen Knecht braucht, wenn er sich selbst zu helfen weiß oder schon eigene Hilfe hat.“

„Der Rat ist nicht übel“, sagte ich, „ich will ihn mir einmal recht überlegen. Es geht mir nicht nach der rechten Richtung, aber zuletzt führt jeder Weg nach Rom. Wir wollen einmal sehen, was der liebe Gott aus mir machen will. Er hat mich so weit geführt, er wird mich ohne Zweifel auch weiterführen. Er hat das Streben in mein Herz gelegt und mit klaren Fingerzeigen aufs Ziel gewiesen, daß ich mein Auge nicht von ihm abwenden

darf. „Keiner, der die Hand an den Pflug legt und sich umschaut, ist tauglich für das Himmelreich“, hat der Heiland gesagt.“ (Ich hatte schon viel Derartiges im Marianum gelesen, das ich mir noch in New York gekauft hatte und seither immer wieder zur erfrischenden Lesung gebrauchte.) „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand“, habe ich schon oft sagen hören, und wenn einer im Amt nicht die nötigen Kenntnisse hat, wäre wohl die Frage angebracht, ob Gott wirklich ihm das Amt gegeben oder ob er es von anderer Seite erhalten hat. Mir aber hat Gott meinen Beruf so klar und deutlich gezeigt, daß ich keinen Zweifel hegen darf; er wird mir auch den weiteren Weg zeigen und das nötige Reisegeld anweisen.“

„Man hört ihm den Studenten schon an“, sagte Meier zu seiner Frau, „er kann ja fast schon besser predigen als mancher Pfarrer.“ „Schwätz nicht so dumm“, sagte sie, „sondern laß uns die Sache einmal überlegen. Da ist mir etwas eingefallen, wie er so gesprochen hat. Im Settlement drüben haben sie immer Studenten gehabt, vielleicht nehmen sie ihn dort auf und helfen ihm, daß er sein Studium fortsetzen kann. Wir wollen am Sonntag einmal hinfahren und mit dem Herrn Andre sprechen. Wenn der ja sagt, dann wäre ja gleich geholfen und wir brauchen uns den Kopf nicht weiter zu zerbrechen.“

Dieses Settlement war das zwölf Meilen entfernte Saint Gregory, wo im Jahre 1854 ein badischer Priester mit etwa zwanzig Landsleuten sich niedergelassen und eine Ansiedlung (Settlement) gegründet hatte, weshalb noch heute das Plätzchen „badisches Settlement“ genannt wird. Bald wurde eine Kapelle in den zweiten Stock der Pfarrwohnung eingebaut. Da sich die Ansiedlung fortwährend durch Ankömmlinge vergrößerte, war in kurzem eine zweite Kirche nötig. Neben der Gemeinde entstand aber auch eine Genossenschaft, deren Mitglieder dem dritten Orden des hl. Franziskus angehörten und, nach Geschlechtern



Die neben dem Brüder- und Schwesternkloster zu ver-
 sehende Gemeinde war ziemlich groß geworden, fast zu
 groß für einen Geistlichen. Wegen Priestermangels aber
 konnte Herr Andre keinen Gehilfen auf längere Zeit
 bekommen. Sehr häufig aber wurden ihm zugewanderte
 Priester vom Bischof auf unbestimmte Zeit zugeschildt.
 Wenn sie sich dann eine Zeitlang gut bewährt hatten,
 nahm sie der Bischof in die Diözese auf.

Ein solcher befand sich auch dort, als ich im Oktober 1874 zum ersten Male nach Saint Gregory kam und Frau Meier für mich Fürsprache einlegte. Herr Andre fragte mich nach meiner Vergangenheit und was ich eigentlich werden wollte. Ich erzählte ihm, was auf meinen Beruf Bezug hatte. Darauf sagte er einfach: „Kommen Sie nur getrost hitherin. Hier ist schon manchem armen Tropf auf die Beine geholfen worden, man wird auch Ihnen helfen. Gerade wohnt oben bei den Brüdern ein Herr, der den angehenden Schulschwestern Unterricht erteilt; er kann Ihnen dann auch gleich ein wenig an die Hand gehen. Dann wollen wir sehen, was sich bis nächstes Jahr tun läßt.“

Nach einem herzlichen „Vergelt's Gott!“ machten wir uns wieder auf den Weg nach dem zwölf Meilen entfernten Holton. Meine Siebensachen waren bald ge-

ordnet, und zwei Tage später fuhren wir wieder ins freundlich zugesagte Winterquartier. Das war nämlich des Pudels Kern, wie ich bei der Unterredung vor einigen Tagen herausgemerkt — daß kein Farmer im Winter einen Knecht brauche! Ich hatte es wohl erfaßt, daß man mich gerne los wäre, und sagte zu mir selbst: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen!“ Doch ließ ich davon nichts heraus, damit ich nicht als undankbar erscheinen möchte, hatte man mich doch freundlich aufgenommen, als ich, arm wie ein Franziskus, am Klarafest angekommen war, und hatte man sich doch auch jetzt um mein weiteres Fortkommen umgesehen. Der Lohn für die elf harten Arbeitswochen bereicherte mich freilich nicht übermäßig. Mehr freute mich die Fortsetzung meines Studiums. So ward der 24. Oktober für mich wirklich ein „heller Tag“. Für den Winter hatte ich wenigstens nichts zu fürchten.

In der Nähe des Bräuerklosters stand das sogenannte „Seminar“, ein zweistöckiges Gebäude mit etwa neun kleinen und zwei größeren Zimmern. Die zwei letzteren dienten als Schul-, die anderen als Schlafzimmer. Als ich ankam, wohnte darin nur der Herr, der mir den Unterricht erteilen sollte. Auch mir wurde ein Zimmer neben seinem angewiesen. Wie dankte ich Gott, als ich an jenem Oktoberabend dieses neue Studienheim beziehen durfte! Und doch, „des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil“, hat einmal einer gesagt, der es selber erfahren hat. Man richtete auch mir nichts anders an. Mit meinem Lehrer wohnte ich ganz allein in den Räumen der Wissenschaft. Da gab es schöne Aussicht und frische Luft im Überfluß. Jene ist zum Studium nicht notwendig, wenn sie auch mit dieser fast immer verbunden ist.

Nicht weit von diesem schönen Studienheim stand das Bruderhaus und, mit ihm verbunden, die Kirche. Darin las der Herr die heilige Messe, der alle Bewohner des

Hauses bewohnten. Da war aber auch das Kosthaus für die Bewohner des „Seminars“. Der Herr saß allein am vorderen Mitteltisch; ich erhielt meinen Platz mit mehreren jungen Mitgliedern an einem Seitentisch. Das Tischgebet verrichteten alle laut. Die Tischlesung am Mittag übernahm der Herr. Das Morgen- und Abendgebet war gemeinschaftlich in der Kirche, diesem voran der Rosenkranz. An diesen Andachten nahm ich fast immer freiwillig teil.

Um neun Uhr morgens ging der Herr nach dem etwa eine halbe Meile entfernten Schwesternhaus, um den angehenden Schulschwestern Unterricht zu erteilen. Um elf Uhr rief die Glocke die verschiedenen Arbeiter aus den zerstreuten Wirtschafts- und Geschäftshäusern, oft auch von den nahen Feldern zusammen. Dann kam gewöhnlich auch der Herr zurück und erteilte mir noch eine Viertelstunde Lateinunterricht. Meine Unterrichts„stunden“ wurden selten länger, wiederholten sich aber mehrmals. Veranlassung dazu gab ich selbst durch meine mancherlei Fragen. Die Antwort bildete meist den Anfang zu weiteren Erklärungen. Als ich das einmal herausgebracht hatte, stieß ich auch öfters auf schwerverständliche Punkte. Besonders zuständig war er im Unterricht über die Wortbildung und Zusammensetzung. Nicht nur im Latein lernte ich den Herrn als einen ausgezeichneten Lehrer kennen, sondern auch im Englischen. Er zeigte mir, wie die meisten Wörter vom Deutschen oder Lateinischen abstammen und welche Umwandlung sie erfahren. Hätte dieser Unterricht kein so schnelles Ende gefunden, so hätte ich in einigen Monaten beide Sprachen ziemlich verstanden.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.“

sagte unser Lieblingsdichter: Meine Wünsche erfüllten sich nicht!

Jeden Nachmittag kamen zwei Buben aus dem Dorf ins „Seminar“ und erhielten Unterricht in verschiedenen Fächern. Bald nach meinem Erscheinen bekam ich ihr Deutsch übertragen, das ich mit Freuden übernahm. Anfangs ging alles wie am Schnürchen. Nach etwa zwei oder drei Wochen trat hin und wieder eine Pause ein. Der Lehrer, ehemals immer so freundlich, wurde manchmal recht mürrisch. Mitte November ertappte er einmal die Buben bei einer Unart und schickte sie sogleich fort, ohne ihre Entschuldigung anzuhören. Nach meiner Lateinstunde am nächsten Tage fragt er mich, ob ich auch wisse, warum? Ob sie mir etwas gesagt hätten? Ich mußte bekennen, es sei mir sehr unangenehm; ihre Eltern könnten denken, ich sei daran schuld. Er aber versicherte mir, davon sei keine Rede, er habe von sich aus so gehandelt; solche Unarten dürfe er nicht dulden.

Ich aber glaubte zu bemerken, daß er seine Raschheit etwas bereue. Doch hielt diese scheinbare Reue nicht lange an, sonst hätte er nicht auch meinen Unterricht fallen lassen. Er kam wohl noch einige Tage zur bestimmten Zeit ins Schulzimmer, in dem ich mich meistens aufhielt, weil es schon kalt geworden und in meiner kleinen Stube kein Ofen war. Bei diesen Besuchen sprach er aber meistens von ganz anderem, von Politik, von Neuigkeiten aus New York und Saint Francisco, und das meist auf Englisch. Ich konnte keinen Zusammenhang, keinen Zweck in seinen Reden finden. Ging ich von einer Regel der lateinischen Grammatik, von einer Schwierigkeit an, so erklärte er sie ganz kurz und verschwand. So ging's einige Male. Dann sah ich ihn gewöhnlich um diese Zeit einen Spaziergang machen. Mir kam's fast vor, als wollte er ein Zusammentreffen mit mir vermeiden. Wenn es nur mit solchen Gängen im Freien noch abgemacht gewesen wäre! Sehr häufig aber setzte er sie am Abend fort.

Der Herr bewohnte zwei ineinandergehende Zimmer auf der Ostseite des Hauses. Hatte ihn ein Spaziergang



unter Gottes Himmel nicht vollkommen befriedigt, so lief er am Abend noch stundenlang in seinem Zimmer auf und ab. Dabei trat er beständig so hart auf, daß manchmal die Fenster klirrten, und das oft bis elf oder zwölf Uhr nachts, manchmal sogar noch länger. Auch fehlte es ihm dabei nicht an Unterhaltung, denn er würzte diese Reisen immer mit Selbstgesprächen, manchmal so lauten, daß ich dachte, sie müßten doch einmal einem zu Gehör kommen und dadurch hoffentlich einen Dämpfer finden. Eines Abends war es wieder einmal recht bunt mit Spaziergang und Selbstgespräch. Wenn ich denn doch nicht schlafen konnte, wollte ich wenigstens etwas erschaschen und schlich mich in die Nähe seiner Zimmertüre. Das war freilich sonst etwas gewagt, denn er hatte fast an jedem solcher Abende auch einen Gang durch den Hausflur gemacht, jedenfalls um sich zu versichern, daß ich schon in der Matte stecke. Dieser „Zapfenstreich“ war an jenem Abend schon vorbei, ich konnte also zuversichtlich auf Horchposten ziehen. Aber was bekam ich da zu hören? Man sagt: „Der Horcher an der Wand, hört seine eigene Schand’!“ Was ich hörte, hätte eher zu meiner Ehre gereichen können. Er sprach englisch, immer heftig auf- und abschreitend. Verschiedenes, das mich vielleicht angehen sollte, konnte ich wenigstens auf mich selbst anwenden.

Das aber war unzweideutig auf mich gemünzt: „Du kannst wieder backen gehen! Meinst du, dir gebe ich Lateinunterricht, einem so hergelaufenen Kerl?!“ Weiter wollte ich nichts mehr hören, das war mehr als genug, mehr als erwartet. Es war schon stark nach Mitternacht, als er endlich ruhig wurde, ich aber blieb noch längere Zeit wach und suchte mir das Ergebnis zu erklären, konnte es aber deshalb nicht, weil er sonst immer so gut und freundlich zu mir gewesen war. Als ich am nächsten Morgen dem Oberbruder ganz verstohlen meine Entdeckung mitteilte und erklärte, daß ich unter solchen Um-

stünden nicht mehr im „Seminar“ schlafen wolle, sagte er: „Wenn er zum Unterricht hinuntergegangen ist, lasse ich Ihre Sachen hierher ins Bruderhaus holen, Sie aber erzählen Herrn Andre alles.“

Am Morgen wunderte sich Herr Andre über solche Neuigkeiten und sagte: „Das macht das liebe Schnäpzschen! Aber wie bekommt er das? Er kommt doch nirgends hin!“ Als ich ihm aber von dem Besuch der letzten Tage während der Gebetsstunde berichtete, sagte er: „Das werde ich einstellen! Doch Ihnen könnte es Unannehmlichkeiten bereiten, denn er wird gleich merken, daß Sie die Sache verraten haben. Sie ziehen deshalb besser ins Bruderhaus, wo jedenfalls noch Platz für Sie ist.“ Ich sagte ihm die Ansicht des Oberbruders. „Dann ist ja alles in Ordnung“, erwiderte er, „setzen Sie Ihre Studien allein fort, so gut es eben geht. Im übrigen sind Sie ja unter Dach und haben zu essen; was weiter geschehen kann, wird sich schon zeigen.“

So fand mein Studium unter der Leitung eines fähigen Lehrers wieder einen jähen Abschluß, und die Freude über das neue Studienheim wurde durch den traurigen Umzug sehr weit heruntergestimmt.

Als der Herr sah, daß sein Zimmernachbar ausgezogen sei, mag er sich ordentlich den Kopf darüber zerbrochen haben. Anfangs schien er mir etwas zu grollen und erwiderte auch einmal meinen Gruß nicht, als ich ihm auf dem Wege zum Dorfe begegnete. Bald aber hatte er diesen Groll vergessen und fragte mich ganz freundlich, warum ich ihn so als Einsiedler im Seminar zurückgelassen hätte. Ich schützte die Kälte vor, den Mangel eines Ofens in meinem Zimmer. „Das hätte man ja leicht ändern können“, meinte er, „man hätte einfach einen Ofen hineingeschafft.“ Als ich aber etwas mehr und auch von den Umständen meiner Schlaflosigkeit vom Leder zog, ging der Herr, um eine Antwort verlegen, in sein stilles Kämmerlein.

Noch vor Weihnachten wurde der Herr vom Bischof abgerufen und etwa zwei Jahre bei einem anderen Priester als Vikar angestellt. Hier gut bewährt, erhielt er eine schöne Landgemeinde und wirkte zur besten Zufriedenheit der Leute und seines Bischofs. Dort besuchte ich ihn einmal mit noch zwei seiner früheren Schüler. Sehr erfreut darüber, schien er ganz vergessen zu haben, daß ich ihn seinerzeit im Seminar allein gelassen und —, daß ich einmal Bäcker gewesen. „Und alles war wieder gut.“

Während viele Hausgenossen in großen Zimmern zusammenwohnten, wurde mir im Bruderhaus ein schönes Zimmer angewiesen im zweiten Stock, gerade über dem Ausgang, deshalb im Winter ziemlich kalt. Ein kleines Holzöfchen bannte die Kälte etwas. Als Aschenkasten diente eine kleine Holzkriste, wie sie da ziemlich allgemein im Gebrauch war. Um dem Feuer unter die Arme zu greifen, nahm ich eines Abends etwas Asche heraus, machte aber vorsichtig die kalte Asche in der Kriste ein bißchen auseinander und schöpfte die frische, weil vielleicht noch zündend, mitten in die kalte hinein. Als ich ungefähr eine Stunde später schlafen ging, fand ich im Aschenbehälter alles in Ordnung. — Im gesunden Schlaf der Jugendjahre kam es mir im Traum vor, als führe mir jemand mit einer rauen Bürste durch die Nase. Das weckte mich auf: Mein ganzes Zimmer war dicht mit Rauch gefüllt! Ich sprang aus dem Bett und schaute nach dem Aschenbehälter; der glühte auf einer Seite. Gerade schlug da die erste Flamme heraus. Ich griff nach meinem Waschbecken und löschte den kleinen Brand, der ohne „Widerstand“ leicht gewachsen wäre, weil in dem kleinen Raum alles nahe beisammen war. Schnell öffnete ich Thür und Fenster, um dem lästigen Rauch einen Abzug zu schaffen, und trug die teilweise verbrannte Kriste heraus neben den Eingang, um sie dann am Morgen ganz auf die Seite zu schaffen. Diese Nacht mit ihren Lehren hat sich meinem Geiste unauslöschlich eingegraben, und noch heute, nach

bald vierzig Jahren, schlägt mein Herz schneller, wenn ich daran denke. Niemals mehr später unterhielt ich Feuer während der Nacht. Nur einer von den Hausbewohnern bekam etwas davon zu hören, der Türschließer, der gerade neben dem Eingang sein Schlafzimmer hatte und mir öffnen mußte, als ich die halbverbrannte Aschenkiste hinaustragen wollte. Auch er erkannte die Größe der Gefahr und sagte nie etwas davon, um die anderen Hausgenossen nicht aufzuregen.

Auch von Haus und Bewohnern, wo ich so gastfreundliche Aufnahme fand, muß ich etwas berichten. Eine besondere Anziehungskraft übte auf mich naturgemäß die Bäckerei aus. Wie ich in Horeb meine Hilfe anbot und auch einigemal solche leistete, machte ich mich auch hier mit dem Bäcker schnell bekannt; aber meine Hilfe begehrte er nie, wies sie im Gegenteil schnöde ab: In einer Backstube zu arbeiten, schicke sich nicht für einen Studenten! Eine sehr schmeichelhafte Abweisung, über die ich mich oft im stillen freute, bestrebt, mehr Selbstachtung und Hochschätzung mir einzureden.

Wie an der Westseite des Hauses ganz allein die Bäckerei stand, so erhob sich an seiner Südwestseite die Schreinerwerkstatt, in der immer einer der Hausbewohner hantierte. Da hatte ich mich ebenfalls bald eingeführt und zeigte meine Fachkenntnisse. Beim Schreiner fand ich eher Anklang und war bald ein gern gesehener Gast. Unter seiner Anweisung und mit seiner Hilfe machte ich einen Koffer für mich selbst, denn meine Habseligkeiten hatten sich etwas vermehrt und fanden in dem andern kleinen Kistchen nicht mehr Platz. Dies mein Gefellenstück ist noch heute im Besitz meines Bruders, nachdem es noch manchen Sturm mit mir selber geteilt.

Manches halbe Stündchen während dieses studienlosen Winters verkürzte ich auch durch Blaudern in der Schneiderstube. Zur Hilfeleistung bei Meister und Gesellen bot ich mich aber nicht an, wenn ich auch bei einer Probe

im Geschäft nicht der allerlezte gewesen wäre. Gerne sah mich öfters auch eine etwas größere Stube, die Schusterei. Da fertigten und flickten beständig drei oder vier auf der Schusterbank nicht bloß alles Schuhzeug für die Mitglieder der Kolonie, sondern auch noch für viele andere aus Dorf und Umgebung.

Als Drittordensgebet war bei den Brüdern und Schwestern in Saint Gregory das Brevier in der deutschen Übersetzung von Nickel gebräuchlich. Beständiger Vor-
beter war der Schustermeister Joseph. Um seiner Pflicht als solcher möglichst vollkommen zu genügen, kaufte er jedes Jahr den „Ordo“* der Diözese, aus dem er immer ersehen konnte, welches Fest oder Tagesgebet einfiel. Durch langjährige Übung waren ihm einige immer wiederkehrende lateinische Wörter vertrauter geworden. Nachdem er erfahren hatte, daß ich im Kloster Brevier und Ordo verstehen gelernt, zog er mich bei Schwierigkeiten häufig zu Räte. In jener Zeit wurde ein neues Offizium ins Brevier aufgenommen, ich glaube, es war das vom hl. Paul vom Kreuze. Die Lesungen und das Gebet waren als kleine Beigabe dem „Ordo“ beigelegt. Gleich nach Empfang gab er mir das Blättchen, um es für ihn ins Deutsche zu übersetzen. Ich versuchte mein Bestes und schrieb es für ihn recht deutlich nieder. Dadurch gewann ich sehr viel Vertrauen bei ihm. Seine Liebe und Zuneigung zeigte er mir bald „fuß“greiflich durch ein Paar neue Schuhe.

Meinerseits diese Wohlthat auch wieder zu vergelten, kam ich auf einen ganz eigenen Gedanken, der die Morgenröte einleiten soll.

* „Direktorium“, ein Kirchenkalender für Breviergebet und heilige Messe.





Morgenröte.



mzug und Verlust des Lehrers schraubten meinen Studieneifer wieder stark herab. Er verfiel gewissermaßen in eine Art Winterschlaf; zu vollem Einschlafen durfte ich es doch nicht kommen lassen. Kühners Grammatik hatte ich wohl durchgelesen, manches aber wollte ohne Lehrer und Erklärung nicht recht sitzen bleiben. Bei den Übungsstücken konnte ich die Fehler nicht immer selbst entdecken. Auch vergaß ich in diesen deutschen Hallen das erworbene Englisch wieder fast ganz.

Dafür wandte ich mich um so mehr meiner Muttersprache zu. Ich las viel, besonders in meinem Mari-anum und anderen mir erreichbaren Büchern.

Dem Schuster Joseph gegenüber erkenntlich zu sein, kam mir nach einigen Überlegungen der Einfall, einige „Verse“ auf seinen Namenstag zu stiften. Eingeleitet durch die Geschichte des ägyptischen Joseph, wollte ich das Leben des Nährvaters Joseph zum Gegenstand wählen. In etwa zehn Tagen war's auf dem Papier, wie ich glaubte, dem Zweck ziemlich entsprechend, doch natürlich keine Poesie, nur ein kleiner Versuch, in Versen zu schreiben. Für die Öffentlichkeit sind sie nicht geschrieben worden, da ich sie aber in ihrem Geburtszustand aufbewahrt habe, will ich doch einige davon folgen lassen, ohne eine verbessernde Hand anzulegen.

Joseph im Hause Putiphars.

„Und als die böse Lust des Weibes,
 Von Josephs Schönheit und Gestalt
 Entflammt, sich dessen keuschen Leibes
 Bemächt'gen wollte mit Gewalt,
 Sprach er: , Der Herr hat alles
 In seinem Haus mir anvertraut,
 Doch nicht sein Weib. Es wäre Sünde
 Vor Gott dem Herrn, dem ich vertraut!
 Er ließ das Kleid in ihren Händen,
 Das sie ergriff, und floh davon.
 Doch ihre List wußt es zu wenden,
 Ihn traf des Kerkers harter Lohn.“

Als bei den Träumen des Königs der Mundschenk
 sich wieder des Jünglings und seiner Traumdeutung
 erinnerte, wurde er dem König vorgeführt, der sie auch
 von ihm forderte.

„Doch Joseph sprach: , Das kann ich nimmer!
 Doch Gott, der allzeit mit mir ist
 Und droben wohnt in Glanz und Schimmer,
 Wird zeigen, was die Deutung ist.
 Die fetten Rüh', die vollen Ähren,
 Da deren Zahl ja sieben war,
 Bedeuten, — es wird sich bewähren,
 Fruchtbare, schöne sieben Jahr'.
 Die magern Rüh', die dürrn Ähren,
 Die von dem Glutwind ganz verbrannt,
 Sind, — sieben Jahre wird es währen, —
 Die Zeit, die Hungersnot genannt.
 Daß du im Traum zweimal gesehen,
 Was eines Sinnes Deutung ist,
 Das zeugt, daß eilig wird geschehen
 Und daß die Deutung Wahrheit ist.“

Als Joseph seine Braut zu entlassen gedachte:

„Dir hat das göttliche Geheimnis
 Die heil'ge Jungfrau nicht entdeckt,
 In deiner Seel' hat dies Verhältnis
 Drum große Kummernis geweckt.
 Ja, welche Qual hast du empfunden,
 Du frommer, keuscher Bräutigam,
 In jenen harten Trübsalsstunden,

Als dir die bange Ahnung kam!
 Die holde Jungfrau zu verlassen,
 Sie nicht zu bringen ins Geschrei,
 Es Gott allein zu überlassen,
 Der auch den Vorhang riß entzwei,
 Da er dir einen Engel sandte,
 Und das Geheimnis dir enthüllt,
 So daß dein Sinnen schnell sich wandte
 Und sich dein Herz mit Freude füllt!"

Nach einigen anderen Versen kamen dann noch diese:

„O heil'ger Joseph, sei, ich bitte,
 Auch mein Beschützer in der Zeit
 Und leite meine zagen Schritte
 Auf Pfaden der Gerechtigkeit.
 Wir bitten auch, laß uns erwerben,
 Was deine Bitte leicht vermag,
 In jenen Armen einst zu sterben,
 In denen deine Hülle lag,
 Als du aus diesem Erdentale,
 Das deinem Sehnen stets so fern,
 Gerufen wurdest zu dem Mahle,
 Zur ew'gen Freude deines Herrn!"

Diese Verse sowie die ganze Arbeit sind noch keinem zu Gesicht bekommen außer dem Joseph, dem ich sie auf seinem Namenstag vorlas und in sauberer Schrift überreichte. Tränen der Freude rollten ihm über die Wangen in seinen schwarzen Bart. Ich erkannte gleich, daß sich meine Mühe gut bezahlt machte. War er mir bisher schon zugetan, so wurde er es durch diese Zeilen noch mehr. Sein Bruder Johann war Oberbruder oder Hausvater im Bruderhaus. Auch seine Zuneigung wuchs bedeutend, als ich an jenem Namenstag abends meine Verse den beiden Brüdern abermals vorlesen mußte. Sehr viel durfte mir daran gelegen sein, denn beide waren Mitglieder des Verwaltungsrates der Kolonie und konnten mir viel nützen, wenn einmal in einer Versammlung von mir die Rede sein sollte. Es waren ja schon drei Studenten im Priesterseminar, für die aus der allgemeinen Kasse bezahlt wurde. Je mehr Freunde ich in diesem Räte hatte,



desto sicherer wurde auch meine Anwartschaft auf eine ähnliche Studienunterstützung. So hatte ich für empfangene Wohltaten gedankt, aber auch für die ungewisse Zukunft mir Freunde gemacht. Sonst hatte ich ohnedies nichts in Aussicht zur Erreichung meines Zieles.

Ermutigt durch diesen ersten Versversuch und seinen augenscheinlich guten Eindruck, schrieb ich etwas Ähnliches auf das herannahende Fest Mariä Verkündigung. Daraus z. B.:

Der Katholik steht auf und sagt,
Sobald ein neuer Morgen tagt,
Das Ave-Maria!

Bei eines Werkes Anbeginn,
Spricht er mit frommem Kindesinn
Das Ave-Maria!

Für jede Gabe, Speis' und Trant
Ist immerfort sein frommer Dank
Das Ave-Maria!

In harter Not, in herbem Schmerz
Gewährt ihm Trost für Geist und Herz
Das Ave-Maria!

Auch diese Zeilen händigte ich einem meiner Freunde ein und erwarb mir ebenfalls neues Wohlwollen. In späteren Jahren hörte ich von einer Krankheit „Dichteritis“. Von dieser muß ich damals befallen oder befaßt gewesen sein.

„Drum will ich Lieder reimen,
Bis sie den Sarg mir leimen.“ (Eichrodt.)

Unverwüstlich „reimwütig“ wie Horatius Treuherz machte ich mich gleich wieder an ein neues „Werk“.

Der amerikanische Missionar F. X. Wenninger gab ein Büchlein für Maiandachten heraus, in dem er auf die einunddreißig Tage des Monats je ein Kapitel aus dem Leben der allerseeligsten Jungfrau zur Betrachtung und Nachahmung vorlegt. Dieses Büchlein nahm ich zur Vorlage und schrieb für jeden Tag einige Verse, z. B.:

Noch vor Vollendung des „Gesamtwerkes“ las ich einige meinem Zimmernachbar Peter Schmitt, einem betagten Greise, vor; er konnte sie nicht genug loben. Obwohl ich einsah, daß er kein zuständiger Beurteiler sei, begeisterte mich sein Lob doch immer wieder zu neuem Schaffen.

Es war mir ja nicht darum zu tun, stilgerechte Gedichte zu schreiben, sondern zur Ehre der Gottesmutter zu arbeiten und mich so nützlich zu beschäftigen, dann auch, mir weitere Freunde und Studienunterstützung zu gewinnen. Ein solcher Freund wurde mir Peter. Oft bedauerte er, daß ich so ohne klare Aussicht dastehen müsse. Einmal, ich glaube in der Osterwoche, als ich ihm die Osterverse vorgelesen hatte, sagte er: „Die Mutter Gottes wird die schönen Worte, die Sie von ihr geschrieben haben, nicht unbelohnt lassen. Sie wird Ihnen ganz gewiß Hilfe bringen, damit Sie Priester werden können.“

Natürlich konnte ich gegen so teilnehmende Liebe des alten Peter nicht kalt bleiben, besonders da ich die treue Versicherung hatte, daß er jeden Tag einen Rosenkranz für mein ferneres Wohl zum Himmel schicke. Als ich schon etwa fünfundzwanzig Tagesteile fertig hatte, wünschte er eine Abschrift der ganzen Arbeit; er habe etwas damit vor. In der festen Überzeugung, dieser Zweck diene meinem Besten, fing ich gleich damit an. Neugierig richtete ich manchmal ganz unschuldige Fragen an ihn, was er mir nie übel nahm; aber mit der Farbe wollte er doch nicht recht heraus. Er meinte, er wolle lieber nichts sagen, damit ein Mißersolg mich nicht enttäusche. Eines Tages aber war er redseliger als sonst und erzählte mir manches Neue, zuerst aus seinen jüngeren Jahren, dann von einer Person, deren Vergangenheit er ziemlich genau zu kennen schien.

„Vielleicht haben Sie schon die Apollonia Schill kennen gelernt“, begann er. „Sie wohnt in dem hohen Haus der alten Kirche gegenüber und ist jeden Morgen in der

heiligen Messe. Sie ist ziemlich dick, trägt gewöhnlich ein blaues Kleid und ein blasses Tuch um den Kopf. Sie ist auch badisch und stammt vom Schwarzwald. Ihre Eltern haben sie geradezu gezwungen, einen Mann zu heiraten, den sie nicht wollte; deshalb ist sie nie zufrieden gewesen und nach mehreren Jahren unglücklicher Ehe von ihrem Manne fort. Kinder sind auch keine da, vielleicht ein Grund mehr zum Unfrieden. Von ihrem Manne weg, ist sie hierher gekommen. Sie hat ziemlich Geld mitgebracht und sich hier in der Kolonie das Mitgliedsrecht erworben. Früher hat sie überall wacker mitgeschafft, jetzt aber kann sie nichts mehr tun als stricken und spinnen. Jetzt ist ihr Mann gestorben und sie soll bald sein Erbe erhalten. Für sich selber braucht sie nichts, sie bekommt ja alles von der Kolonie. Das Geld wird aber doch an sie geschickt, und so kann sie damit machen, was sie will. Schuldig ist sie der Kolonie nichts mehr. Sie ist sehr gut und fromm und wird viel Gutes tun damit. Dieser Apollonia will ich zusprechen, daß sie Ihnen zum Weiterstudieren hilft, wenn sie das Geld bekommt, und ihr darum die schönen Verse von der Mutter Gottes vorlesen und dort lassen, damit sie selber sie lesen kann. Ich bin ganz sicher, daß sie Ihnen etwas beisteuert, sobald das Geld ankommt. Das ist mein Plan. Gefällt er Ihnen?"

Diese Aufklärung des alten Peter bereitete mir eine Nacht freudiger Schlaflosigkeit. Immer und immer wieder trat die ganze Geschichte vor meine Seele, so daß ich am nächsten Morgen ohne Zweifel am Gelingen mit verdoppeltem Eifer an die Vollendung der Arbeit ging. In weniger als einer Woche waren die Verse fertig und auch für Peter abgeschrieben. „Morgen mache ich den Besuch“, sagte er, „damit aber auch alles gut geht, wollen wir heute noch recht tüchtig beten.“

Am nächsten Morgen von seinem Besuch zurückgekehrt, kam er gleich freudestrahlend auf meine Stube und sagte:

„Freuen Sie sich, es ist alles gut abgelaufen! Sie hat versprochen, Ihnen zu helfen, sobald das Geld da ist. Sie sollen aber auch einmal zu ihr kommen, sie möchte auch mit Ihnen selber sprechen. Es wird alles ganz gut werden. Das haben sie der lieben Mutter Gottes zu verdanken; sie hat unser Gebet erhört.“

Als ich am andern Morgen sie ebenfalls besuchte und zu ihr ins Zimmer kam, sagte sie: „So, Ihr seid der Student, wo Herr wäre will? Ich ha die Bers' gseh', wo der Peter brocht het; jo, wenn i mei Geld ha, nar helf i Euch.“ Ich bedankte mich bestens und begab mich ganz beglückt auf mein Zimmer im Bruderhaus. Wie den Hirten auf den Fluren Bethlehems war mir diese Ankündigung eine frohe Botschaft vom Himmel. Das war es ja, was ich schon lange gewünscht, was ich von anderer Seite erwartet. Dieser neue Rettungsschimmer ließ mich neu aufleben.

Als das Frühjahr ins Land zog, wandte ich mich vom Schreiner Mloys mehr zum Gärtner Joseph, der mir manche Vertrauensarbeit übertrug, die ihm sonst keiner recht machen konnte. Bei mir aber mußte er, daß mein Vater Gärtner gewesen war! Auch ihn konnte ich zu meinen Freunden rechnen, wenn er auch für meine Verse gar nichts übrig hatte. Denn er lebte nur für seinen Garten, und sogar im Winter besuchte er manchmal die verschiedenen Anlagen trotz mehrere Fuß tiefen Schnees, um sich zu überzeugen, daß seine kleinen und großen Werkzeuge im Gartenhaus am Teich noch an Ort und Stelle seien und ob nicht vielleicht die Hasen den Bäumen geschadet hätten. Diese gelten ja als die schlimmsten Winterfeinde der jungen Obstbäume und Beerensträucher, da sie in Schnee und Eis keine andere Nahrung finden können. Hatte er im jungen Schnee eine Hasenfährte entdeckt, dann trommelte er alle Jagdsfreunde im Hause zusammen und hielt Ausschau nach dem Gartenfeind. Fallen von allen Gestalten stellte er auf, aber die Kameraden

rochen den Pfeffer und ließen den darin aufgesteckten Röder unberührt. Ob diese Bierfüßler hierzulande ihren europäischen Kameraden an Spürsinn überlegen sind?

In jenem Frühjahr kam nach Saint Gregory noch ein anderer Student, ein Schweizer, der gerade im Priesterseminar entlassen worden war. Die mögliche Ursache erfuhr ich nie und bemühte mich auch nicht um solche weder für mich noch viel weniger für ihn fruchtbare Kenntnisse. Wie weit er es im Lateinischen und Griechischen gebracht, bekam ich ebenfalls nicht heraus. Auf Höchstleistungen aber zielte er im Verfertigen von Papierblumen. Berührte das auch keinen Studienzweig, so half ich ihm dabei doch bald mit regem Geschäftseifer und schnitt die Papierstreifen zu. Ganz Saint Gregory wurde mit seinen Blumen geschmückt; verbreiteten sie auch keinen Geruch, so blühten sie dafür doch über den Winter und jahrelang. Mehrere Jahre später habe ich noch in der Kirche und auch in vielen Häusern von den Rosen gesehen. Bei der Fronleichnamsprozession jenes Jahres hatte er alle vier im Freien errichteten Altäre als Biermeister zu betreuen. Dazu dienten aber meistens Blumen. Auch dabei konnte ich meine schon in der Heimat erlernte Kunst ausüben; denn gerade hier wurde dieses Fest eher noch schöner gefeiert. Auch ein Nachbarpriester lud uns beide ein, seine Kirche zum Empfang des Bischofs anlässlich der Firmung zu schmücken.

Am Pfingstmontag war eine Versammlung des Verwaltungsrates. Daß in ihr auch von den beiden Studenten die Rede war, erfuhr ich von meinem Freunde Joseph. Was über den Schweizer gesagt wurde, interessierte mich nicht; daß ich von der Apollonia Unterstützung erhalten solle, war allen bekannt. Manche von den Mitgliedern konnten mich nicht leiden, besonders der Oberaufseher über alle Feldarbeiten, A. Stolz, auch ein Badischer, aber durchaus kein Verwandter des bekannten Professors und Kalendermanns. Seine Gründe wurden mir nie bekannt.



Er war verheiratet und sein Sohn einer von den drei Studenten im Priesterseminar. Das gerade hätte ihn ja mir etwas geneigter machen sollen, aber er machte vielleicht seinem Namen etwas zu viel Ehre. Weltlicherseits konnte man ihm das nicht so sehr verübeln. Eine solche Stellung über viele seinesgleichen wäre vielleicht jedem gefährlich, selbst wenn er „Demut“ hieße.

Alle weiblichen Stimmen des Verwaltungsrates hatte er auf seiner Seite, nicht seiner anziehenden Schönheit wegen, sondern weil diese doch auch einen Mann in ihrer Partei haben wollten. Herr Andre hatte für sich immer die bereits erwähnten Ratsglieder aus der Bruderschaft. Aber eine solche den allgemeinen Beutel angreifende Angelegenheit konnte nicht mit einfacher Mehrheit gewonnen werden. Vielleicht beneidete man mich, weil ich auf andere Weise Unterstützung erhalten sollte mit Geld, das man unverkürzt für den großen, allgemeinen Säckel erwartete.

Etwa Mitte Juni wurden die beiden Studenten auch einmal ins Heu geschickt. Als wir da unser möglichstes zu leisten versuchten, kam Stolz auf die Wiese und schimpfte gewaltig über die „faulen Kerle“, die nur da herum sitzen und sich von dem sauer verdienten Brot anderer mästen. Zu uns sagte er nichts, aber ich verstand diese Sprache nur zu gut. Als er wieder außer Hörweite war, fragte der Schweizer: „Waren da wir gemeint?“ „Das weiß ich auch nicht, aber es hat sich so angehört“, sagte ich. „Der Alte war immer etwas mürrisch, aber heute muß er einen bösen Trunk getan haben. Das wird sich schon wieder verziehen, und nach dem Regen gibt's Sonnenschein oder doch genießbares Wetter.“

An diesem Juniabend besuchte ich Herrn Andre und erzählte ihm vom Ständchen auf der Wiese und, daß ich meinte, man wäre der Studenten bald müde. Er sagte mir, man habe von uns geredet und ich hätte gute

Aussichten. „Man wird Sie ohne meine Zustimmung nicht fortschicken; wenn Sie aber irgendwo in der Nähe arbeiten können und so einigen hier aus den Augen kommen, glaube ich selbst, daß es für Sie besser wäre. Wenn Sie aber hier bleiben wollen und hin und wieder ein wenig mithelfen, wird sich das alles auch schon wieder geben. Kommen erst die Ferien heran, dann kehren die Studenten heim, und Sie gesellen sich zu ihnen und arbeiten, was sie auch arbeiten. Ich habe Sie aufgenommen, und niemand als ich kann Sie fortschicken. Anderwärts können Sie sich aber vielleicht etwas verdienen, was Ihnen nächsten September zugute kommt, wenn bis dann Apollonia ihr Geld hat und das Versprechen halten kann. Nach dieser Besprechung dachte ich gleich an Meier in Holton, der jedenfalls wieder einen billigen Knecht nähme, und schrieb ihm einen Brief, ob er mich wieder als Sommerknecht haben wolle; im September ginge ich jedenfalls sonstwohin. Wenn ja, dann könne er mich sobald als möglich abholen lassen. Ich hätte von dort aus auch bessere Gelegenheit zur Weiterreise als von St. Gregory, das so weit von der Eisenbahn abgelegen sei.

Als ich meinem Freunde Joseph die Bemerkungen Stolzens auf der Wiese und mein Vorhaben mittheilte, meinte er, ich solle mich deshalb nicht kleinmütig machen lassen und den Erfolg meiner Verse an Ort und Stelle abwarten. Auch sein Bruder Johann war derselben Ansicht und meinte, Stolzens Reden seien nicht so hoch anzuschlagen, meist seien sie nicht so böß gemeint, als sie sich anhörten! Da erwähnte ich Andres Worte. Der Gedanke sei gut, sagten nun beide. „Der Herr Pfarrer weiß immer den besten Rat“, meinte Joseph. „Wir wollen sehen, was der liebe Gott für Sie bestimmt hat.“

Als wir am folgenden Sonntag aus dem Hochamt nach Hause kamen, war Herr Meier mit seinem Wagen da, um den alten Knecht wieder zu dingen und mitzunehmen. Ich nahm Abschied bei meinen verschiedenen



Freunden und Herrn Andre. Alle ohne Ausnahme sprachen ihre feste Überzeugung aus, daß ich die „Apolloniahilfe“ erhalten werde und dann doch ohne Zweifel wieder käme. Mit den besten Wünschen von allen Seiten, aber doch mit etwas düsterem Blick verließ ich die mir so teuer gewordene Zufluchtsstätte, wo ich in den acht Monaten so manches Gute empfangen hatte. Was ich den verschiedenen Wohltätern schon einzeln gesagt hatte, das wiederholte ich noch mehreremal, als ich mit Meier wegfuhr: „Vielmals Vergelt's Gott!“

Auf der fünfzehn Meilen langen Wagenfahrt gab es viel zu sehen und zu erzählen. Nachdem Meier mich ausgefragt hatte und so wußte, daß ich nicht über Winter bei ihm zu bleiben gedächte, packte er auch seine Neuigkeiten aus, besonders, daß mir bedeutend mehr Arbeit zufallen sollte, weil er auch die Farm seines Bruders zur Bearbeitung übernommen habe. Der August könne fast gar nichts tun, er selbst nicht einmal für einen halben arbeiten; so hänge alles an Karl, der Frau und den zwei Mädchen. Den gedungenen Knecht habe er nicht auf die andere Farm bewegen können. Er habe sich bloß zu einem Farmer verdingt, habe er gemeint und sei nach dem ersten Monat davongelaufen. „Du bist mir also sehr willkommen. Meine Frau hat gesagt, als ich ihr deinen Brief vorgelesen habe: ‚Siehst du, der Robert denkt noch an dich. Der hat gut geschafft, hol' ihn nur gleich wieder.‘ Wir haben deinen Brief erst Samstags erhalten, vorher ist keins auf die Post gekommen, und heute bin ich dann gleich gefahren.“ Ich hatte den Alten letztes Jahr nie in einer so guten Stimmung gesehen wie auf der heutigen Fahrt über die Hügel und durch die Wälder von St. Gregory nach Holton.

Vor meiner Abreise von St. Gregory hatte man mir Nachricht versprochen, sobald meine Wohltäterin das Geld erhalte. So konnte ich in meinem veränderten Wirkungskreis den Anbruch meines Glückstages abwarten in mutiger

Arbeit. Neu war mir an ihrer Überfülle nur das Repsdreschen. Auf der Farm des Schwagers waren etwa zwanzig Acker des Neubruchs zwischen den Stumpen mit Reps bestellt. In der Mitte dieses Feldes wurde eine etwa dreißig Fuß große von Stumpen freie Stelle von allen Wurzeln gereinigt, mit Brettern umgeben und, nachdem die erste Wagenladung hineingeworfen war, die Pferde darüber getrieben, bis aller Samen ausgetreten war. Während die einen eine neue Ladung herbeischafften, schüttelten andere das Stroh aus und warfen es außerhalb der Dreschtenne auf Haufen, wo es am Abend verbrannt wurde. Als aller Reps ausgetreten war und der Samen etwa vier oder fünf Zoll hoch auf der Tenne lag, wurde eine Ecke freigemacht, eine Windmühle dort aufgestellt, ein Tuch vor ihr ausgebreitet, von wo der gepuzte Samen ganz rein in Säcke gefaßt werden konnte.

Von allen andern Arbeiten will ich bloß sagen, daß ich in diesem Sommer sehr viel dreschen helfen mußte und daß Nachbar Hermann Schön mich immer als Garbenschnyder neben sich haben wollte. Diese nachbarliche Freundesliebe hätte ich manchmal billig losgeschlagen, besonders wenn widerlicher Wind uns verfolgte, aber ich wollte meinem neuen Freund, einem echten Holsteiner, auch nicht kleinlich erscheinen. Bei fast allen andern Arbeiten gab es zwar keine Freundschaft, sollte aber allem Anscheine nach eine geben.

Wo es immer gelegen und ohne Aufsehen angängig war, wurde ich neben die Sophie gestellt — oder sie neben mich. (Im vorigen Jahr war es wohl auch schon mal vorgekommen, mir aber nicht weiter aufgefallen.) Wenn am Morgen die Arbeit für den Tag angesagt und verteilt wurde, sagte Frau Meier mit der ihr eigenen Freimütigkeit: „Nicht wahr, Papa, so meinst du auch?“, wozu er stets mit Kopfnicken „ja“ knappte. So wurden zum Beispiel beim Garbeneinfahren die Stellen verteilt: „Robert kann sie gabeln, Sophie laden, und

wir drei laden hier ab, dann ist Papa frei und kann August etwas die Zeit vertreiben helfen." Es verging auch nicht ein Arbeitstag auf der eigenen Farm, an dem ich nicht wenigstens eine oder zwei Stunden der Hauptmagd Sophie zugeschustert worden wäre. Ich nenne sie „Hauptmagd“, nicht weil sie Magdarbeit verrichten mußte — denn das tat Frau Mama mit ihrer Tochter auch —, sondern weil sie wie ein Stiefkind gehalten wurde, was den Alten immer sichtlich schmerzte. Die stiefmütterliche Behandlung nahm mich auch für das Mädchen ein, aber was man zu erwarten schien, hatte bei mir keinen Baugrund. Ich hatte ein ganz anderes Ziel im Auge, und es machte auch mein Herz für solche Eindrücke unempfindlich. Sophie war wirklich noch ein unschuldiges Kind. Ich glaube nicht, daß sie etwas von der Absicht ihrer Stiefmutter wußte, noch weniger, daß sie, besonders wenn wir allein waren, je etwas sagte oder tat, was nicht jedes gute Kind vor seinen Eltern hätte sagen oder tun können. Öfters kam die Rede auf mich und auf meine „aussichtslose“ Hoffnung. „Ich sei mit dem Versprechen einfach hingehalten worden und werde schon noch merken, daß man mich in der Kolonie vollkommen vergessen habe, seit ich fort sei. Es gehe damit, wie mit vielen andern auch: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Bei der Farmerarbeit zu bleiben, wolle man mir nicht raten; das sei zu schwer, und selbständiger Farmer zu werden, koste zu viel. Ganz anders sei es mit einer Bäckerei: da könne einer schon mit einigen hundert Dollars anfangen.“ Diese klare Skizze verstand ich gut: „Man merkt die Absicht und wird verstimmt.“

Doch sagte ich nie viel darauf, flug genug, den beiden Alten recht zu geben: „Wir wollen sehen, was noch alles kommt“, brach ich oft ab, zweifelte aber nie, da das Geld und damit meine Hilfe doch einmal kommen müsse. Auch Herr Andre hatte mir ja ganz bestimmt gesagt, ich könnte mich auf das Versprechen der Apollonia ver-

lassen. Sollte also selbst Stolz & Co. Apollonia umzustimmen versuchen, so würde doch Herr Andre, das Haupt der Kolonie, sein Wort nicht widerrufen.

„Hoffen und Harren — macht manchen zum Narren“ sagte man mir, aber auch solche Lieblichkeiten konnten mich nicht erschüttern in meinem Vertrauen auf die durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau erlangte Hilfe. Selbst als der September herankam und Tag für Tag ins unergründliche Meer der Ewigkeit hinüberglitt, blieb ich meiner Hoffnung getreu, wenn auch die Sturmangriffe auf sie sich von Tag zu Tag mehrten. Als aber Anfang Oktober des Alten anzügliche Andeutungen, denen seine Frau kräftig zustimmte, die alte Furcht vor dem kommenden Winter in mir wieder wachriefen, und sich immer nichts von St. Gregory hören lassen wollte, gab ich endlich nach und erklärte mich bereit, zu seinen Verwandten nach Chicago zu gehen und es wieder mit der Bäckerei zu versuchen. Das war's, worauf man schon lange gewartet hatte! Meiner Zustimmung endlich sicher, machte man gleich Pläne, wann ich abreisen wollte und ob man nicht besser an den Better dort erst einmal schriebe. Ich bestimmte ganz kaltblütig den 12. Oktober zur Abreise nach der Weltstadt Chicago, um dort nach ihrer Ansicht mein Glück zu suchen . . . Trotzdem aber hatte ich festes Vertrauen auf Gott und die liebe Mutter Gottes, daß ich's dort nicht zu suchen brauche. Schnell hatte ich meine sieben Sachen zusammengekrant. Dann ging ich wieder der Arbeit nach, als wäre nichts geschehen. Einige Tage arbeitete ich noch auf der Farm des Schwagers. Diese lag etwa drei Meilen südlich von Meiers Farm. Am Ende des Dorfes Holton mußte man vorbeigehen, um dahin zu kommen.

Als wir am 10. Oktober von dort heimkehrten, lief Karl ins Dorf, um einige Kleinigkeiten zu kaufen und etwaige Briefe auf der Post abzuholen. Kaum hatten wir die Pferde ausgespannt, als er kam und mir schon

von weitem zurief: „Du hast einen Brief von drüben.“ Ich verstand sogleich, daß mit „drüben“ St. Gregory gemeint sei. Obwohl mein Herz pochte, daß sich die Kleider bewegten, nahm ich ihn doch mit der größten Kaltblütigkeit in Empfang. Es war der langersehnte! Ich las ihn laut vor, damit alle um den Inhalt wüßten. Er lautete: „Werter Herr Rath! Apollonia hat mir aufgetragen, Ihnen mitzuteilen, daß sie das Vermögen jetzt endlich erhalten habe. Sie sollen kommen und einen Teil davon holen, damit Sie ins Priesterseminar gehen können. Ihnen recht viel Glück zu Ihrem Vorhaben wünschend, verbleibe ich Ihr ergebener Heinrich Warner.“

„Jetzt hast du ja, was du schon lange erwartet hast“, sagte Karl. „Ich hoffe, daß du als Priester uns auch wieder einmal besuchst.“ Karl hatte es immer aufrichtig mit mir gemeint, deshalb zweifelte ich bei ihm auch jetzt nicht daran. Als Sophie die Neuigkeit erfuhr, sagte sie: „Ist das so?“ Ich konnte ihre Miene nicht beobachten, kann mir aber auch nicht denken, daß sie davon auch nur im geringsten berührt worden wäre. Der Alte sagte gar nichts und ging ins Haus. Und sie meinte: „Da willst du wohl morgen hinüberfahren und das Geld holen?“ Am Abend wurde noch beraten, wie sich's am besten machen ließe.

Am nächsten Morgen fuhr der alte Meier mit mir nach St. Gregory, weil ihm die frische Luft immer gut bekam. Es war ein herrlicher Herbsttag, der mich den Umständen nach etwas fröhlich stimmte; aber bei dem Alten wollte die gute Stimmung gar nicht aufkommen. Als ich mich bei Herrn Andre vorstellte, sagte dieser: „So wäre nun der langersehnte Tag für Sie angebrochen. Apollonia hat 120 Dollars für Sie hier gelassen, das andere ist ausgeliehen, so daß Sie jedes Jahr das Nötige erhalten können. Gehen Sie noch einmal hin, ihr zu danken. Und wenn Sie in den Ferien nicht wissen, wohin, dann kommen Sie nur herzlichst hierher zu

mir. Sie werden mir immer willkommen sein!" — Apollonia freute sich kindlich, als ich mich bei ihr bedankte, und sagte: „Jetzt könnet Ihr doch Herr wäre!" Auch meinen anderen Wohltätern stattete ich einen kurzen Besuch ab und fand bei allen herzliche Aufnahme und hie und da auch noch eine kleine Gabe.

Gleich am Nachmittag machten wir uns wieder auf den Weg nach Holton. Als ich diesen Weg etwa vier Monate früher gemacht, hatte ich freudige Hoffnung, heute aber Freude in Liebe und Dankbarkeit. Der Alte war auf dem ganzen Weg sehr wortkarg. Ich kam immer wieder auf mein Glück zu sprechen, konnte aber bei ihm keinen Widerhall wecken. Etwas schien ihn zu drücken, was er mir nicht sagen wollte. Ich kannte den Grund seiner Trauer ganz genau, konnte ihm aber doch keinen Aderlaß machen. Er hatte erwartet, daß meine Reise nach Chicago in seinem Hause manches ändere. Das alles war jetzt wieder zu Wasser geworden. Oft hatte er mir klare Andeutungen gemacht, die ich aber immer unter Hinweis auf Gottes Vorsehung beantwortet hatte. Ermüdet von der langen Fahrt, suchten wir an jenem Abend das Lager auf. Die für den nächsten Tag bestimmte Abreise nach Chicago mußte jetzt natürlich unterbleiben. Dafür aber packte ich meinen kleinen Koffer etwas um und reiste am Feste der hl. Theresia, einem recht schönen Herbstmorgen, ins Priesterseminar in der Nähe von Madison. Das Morgenrot hatte einem recht schönen Tag weichen müssen; ein neuer Kampf ward mit einem Sieg gekrönt.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr morgens fuhr ich in Holton ab. Nachmittags um 2 Uhr stand ich vor dem Eingang des Priesterseminars und fragte einen jungen Mann nach dem Rektor. Dieser brachte mich auf sein Zimmer und sagte: „Vater Rektor, hier ist ein fremder Herr, der Sie sprechen möchte." Der Herr Rektor erkundigte sich nach meinem Begehren. Als ich ihm dies mitgeteilt hatte,



sagte er: „Daß ist recht schön von Ihnen, junger Mann! Einen schöneren Stand hätten Sie nicht erwählen können. Haben Sie schon früher studiert und wo? Wie weit sind Sie darin schon gekommen?“

Als ich diese und noch manch andere Frage beantwortet hatte, rief er den Verwalter herbei und sagte ihm, ich sei soeben angekommen und wolle meine Studien für diese Diözese hier fortsetzen. Ich bezahlte ihm gleich hundert Dollars, meine Schuldigkeit für das erste Jahr. Dann führte man mich in den Studiersaal, wo mir ein Pult als Platz angewiesen wurde. Hier hatte ich mich auf ein kleines Examen vorzubereiten und sah in einem dazu geliehenen „Cäsar“* die Kapitel durch, in denen der Bau einer Brücke über den Rhein bei Bonn beschrieben ist.

In der gleich darauf folgenden Freizeit kamen viele Studenten heran, um sich den „Neuen“ einmal anzusehen. Ich aber erkundigte mich nach denen von St. Gregory, mit welchen ich der gemeinschaftlichen Heimat wegen Freundschaft schließen konnte. Einer von ihnen nahm sich gleich in allem meiner an und führte mich bei andern ein. Für seinen eigenen Bruder hätte er nicht besser sorgen können.

Nach dem Abendessen wurde ich wieder ins Zimmer des Herrn Rektor gerufen. Bei ihm war noch ein anderer Herr, den er mir als meinen Lateinprofessor vorstellte und vor dem ich eine kleine Prüfung ablegen sollte. Er hatte einen „Cäsar“ in der Hand, öffnete und gab ihn mir mit den Worten: „Wollen Sie da etwas übersetzen?“ Ich sah sogleich, daß es nicht die Stelle sei, die ich vorbereitet hatte, und wollte mich eben entschuldigen, als der Herr Rektor sagte: „Versuchen Sie's nur mal, 's wird auch so gehen.“ Als ich den ersten Satz gelesen hatte und anfang, ihn deutsch wiederzugeben, hatte ich

* Cäsars „Gallischer Krieg“, ein lateinisches Werk.

eine gute Hilfe neben mir an Herrn Rektor, der mir die nötigen Winke gab. Der Herr Lateinprofessor fragte nach einigen Sprachregeln und über dies und das. Ich tat mein Bestes, und wenn ich verlegen wurde, half der Herr Rektor mir durch.

Nachdem ich etwa drei Sätze übersetzt hatte, sagte der Herr Rektor: „Ich denke, wir können den Mann in die vierte Klasse aufnehmen und ihn, seines vorgeschrittenen Alters wegen, vom Griechischen befreien.“ Durch dieses Urteil wurde ich in allen Fächern der vierten Klasse zugeteilt. Das war nicht zu meinem Vorteil, besonders nicht im Englischen, wo ich kaum ein Examen für die zweite Klasse bestanden hätte.

Denn nun galt es zuerst, sich mit der Wissenschaft ins Benehmen zu setzen, die man in Deutschland auf dem Gymnasium einlegt. Damals bewältigte man in solchen Anstalten das Gymnasialstudium in einem Zeitraume von fünf Jahren, um dann zum Studium der Philosophie und Theologie überzugehen. So mußte in der vierten Klasse schon etwas geleistet werden. In der Lateinklasse kam ich so leidlich mit, in den meisten anderen Fächern fehlte es an der eigentlichen Grundlage, so daß es ganz gewaltiger Anstrengungen bedurfte, um auf festes Gelände zu kommen.

Nur in einem Fach konnte ich gegen die Besten der Klasse aufkommen, im Deutschen. Das hatte ich ja im letzten Jahre ziemlich geübt. Auch war es bei dem Professor, der uns den deutschen Unterricht erteilte, schon einigermaßen notwendig. Er war ein sehr strenger Herr, dabei aber ein ausgezeichnete Lehrer, von den Studenten mehr gefürchtet als geliebt. (Wer wollte ihnen das verargen? Jugend urteilt nur mit jugendlichem Sinn.)

Im Deutschen errang ich bald einen der ersten Plätze. Der erste Monatsaufsatz, den ich Ende Oktober mitmachte, lautete: „Der Genuß der Natur stärkt Körper und Geist.“ Das Thema sollte für zwei Aufsätze ausreichen. In der möglichst eifrigen Bearbeitung des ersten schrieb ich acht

Hefteisen und hätte vielleicht des Guten noch mehr getan, hätte ich nicht gefürchtet, es könnte zu lang werden, was der gestrenge Herr Professor nicht gut ertragen möchte. Nachdem die Hefte etwa zehn Tage in seinen Händen gelegen hatten, brachte er sie eines Morgens verbessert zurück. Die Art seiner Beurteilung und die daran geknüpften Bemerkungen waren für mich etwas noch nie Erlebtes. Er begann allem Anschein nach mit der Durchsprache der besseren Aufgaben, las seine darunter geschriebenen, meist sehr zutreffenden und urwüchsigten Gedanken und zuletzt die Note. Dann schleuderte er von seinem Lehrstuhl aus, meist über die Köpfe der Vornsitzenenden weg, das Heft seinem Eigentümer zu. Ich saß mit den besseren Schülern der Klasse in der ersten Bank. Heft um Heft schwirrte über unsere Köpfe dahin. Immer schwerer wurden die Bemerkungen, immer schlechter die Noten. Mir wurde es nach und nach ganz warm, konnte ich mir doch gar nicht denken, daß meine Arbeit wirklich die allerschlechteste sein könne. Meine beiden Nachbarn schauten auch mit fragenden Blicken seitwärts nach mir. Ich kann mir's nicht anders denken, als daß ich durch die bange Erwartung entweder ganz rot oder noch wahrcheinlicher — ganz blaß geworden. Als alle Mitschüler ihre Hefte erhalten hatten, hielt der Herr Professor einen Augenblick inne und schaute mit dem Anflug eines Lächelns auf uns herab. In diesem Augenblick stieß mich mein linker Nachbar kaum merklich an: „Jetzt bekommst auch du deine Aufgabe zurück“, wollte er mir sagen. „Jetzt habe ich noch eine Aufgabe hier“, begann der Herr Professor, „die muß ich euch aber als Vorbild vorlegen.“ Die erste Seite meiner Aufgabe bestand aus einem Satzgefüge, das er jetzt so kunstgerecht als nur möglich und nicht ohne einen gewissen Stolz in dem Heben und Senken der Stimme las, so daß meine vorherige Blässe jedenfalls einer anderen Gesichtsfarbe wich. Mit einer gewissen Begeisterung fuhr er fort: „Eine lange Periode,



aber meisterhaft gebaut!" Dann las er weiter, und am Schluß sein Urtheil: „Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser den zweiten Teil ebenso gleichmäßig ausgearbeitet hätte wie den ersten. Stoff dazu war sicher in Hülle und Fülle vorhanden. Im übrigen ist diese Aufgabe „fast gut“.

Diese Note machte mich für alle Zukunft zum Helden der deutschen Klasse. Alle meine Kameraden schauten voll Bewunderung zu mir auf, nicht meiner Leistung wegen, sondern weil gerade dieser Professor mich so ausgezeichnet. Doch diese Erhöhung wurde bald wieder auf jenen Boden herabgesetzt, auf dem all die anderen auch standen.

Dem zweiten Teil der Aufgabe: Der Genuß der Natur stärkt den Geist! war ich wohl nicht so gut gewachsen, weil er mehr ins Seelenleben hinüberspielte und ich noch keine Philosophie studiert hatte. Jedenfalls bemühte ich mich redlich um einen gleichmäßigen Erfolg und schrieb dreizehn Seiten voll. Als wir aber die Aufgaben wieder erhielten, war mein Heft nicht das erste, wie alle Kameraden erwartet hatten, sondern kam erst an sechster oder siebenter Stelle. Nach der Erwähnung einiger ungeschickter Ausdrücke kam das Urtheil: „Nicht so viel philosophieren!“

Von den dreizehn Seiten hatte er drei seiner Durchsicht und Verbesserung gewürdigt, die andern aber unverändert zurückgegeben. Das setzte meinem Schreibmut wieder die rechten Grenzen, so daß ich alle späteren Aufsätze nie über drei Seiten ausdehnte, und das gerade liebte und lobte er. Im übrigen kam ich mit der Aufgabe der Klasse leicht zu Streich und wurde nicht nur von meinen Klassenkameraden geachtet, sondern auch von solchen, die uns voraus waren und mit denen wir nach der Hausregel nicht verkehren sollten. Da will ich auch gleich etwas berichten, was sich erst etwa vier oder fünf Monate später zugetragen.

Weil die Klasse viele sehr schwache Studenten zählte, ging neben der Stillehre immer noch die Bergliederung einfacher Sätze her. Wie jeder, antwortete auch ich auf die einfachsten Fragen des Herrn Professors. Eines Tages aber scheint der Friedensstörer sich mit mehr List an mich herangemacht zu haben, denn als ich beim Berggliedern eines einfachen Satzes vom Herrn Professor gefragt wurde, was „mir“ für ein Fall sei, da ich es nicht der Erwähnung wert gehalten, stuzte ich einen Augenblick und sagte dann laut und klar: „Der vierte!“ Ganz getroffen fragte der Herr Professor abermals, und mein Nachbar suchte mich mit seinem Fuß zu verständigen: „Was?“ Ich aber antwortete abermals, und zwar noch lauter als das erstemal: „Der vierte!“ Als ich jetzt den Fußbemerkungen meines Kameraden durch Zurückziehen meiner Füße zu entgehen suchte und der Herr Professor, stark vornüber gebeugt und verwundert, mich fragte: „Wissen Sie es wirklich nicht?“, da antwortete ich: „Das habe ich als Schulbub von zehn Jahren schon gewußt!“ Der Herr Professor wurde blaß wie eine Leiche, setzte sich zurück in seinen Stuhl und sagte nur: „Setzen Sie sich!“

Für den Rest der Stunde war er sehr kurz und einsilbig. Als die Glocke das Ende ankündigte, erhob er sich und sagte mit etwas erregter Stimme: „Herr Rath, wenn Sie sich entschuldigen können, können Sie zu mir kommen, sonst zeige ich Sie an.“ Als er das Klassenzimmer verlassen hatte, machte einer meiner Kameraden die Thüre wieder zu, und alle umringten mich und wollten wissen, was mir auf einmal eingefallen sei. Ich konnte ihnen nichts anderes sagen, als was sie ja alle gehört hatten. Ich erklärte ihnen, es sei mir wie ein Schlag durch den ganzen Körper gefahren, als der Herr Professor diese Frage an mich gerichtet; dann sei es eben so herausgefahren. Man sagte mir, wenn ich den Herrn Professor nicht um Verzeihung bitte, werde ich fortgeschickt.

Ich antwortete, dann ginge ich irgendwohin, wo man in der vierten Klasse nicht noch zergliedern müsse. „Das ist alles recht und gut, aber wir wollen nicht haben, daß du fortgehst“, sagte mein Nebenmann, der mir gleich den wohlgemeinten Fußwink gegeben hatte. „Wir wollen dich nicht verlieren, du bist vielen von uns ein treuer und lieber Freund geworden. Gehe deshalb zum Professor hinauf und sage ihm ganz genau, wie es gekommen ist; dann wird alles wieder gut werden.“

Während dieses Gespräches hatten die meisten das Klassenzimmer verlassen, nur etwa fünf oder sechs waren mit mir zurückgeblieben und versuchten ihr möglichstes, mich zur nötigen Abbitte zu bewegen. Das taten sie nicht nur mit Worten, sondern trugen mich förmlich hinauf bis vor seine Zimmertür, wo einer anklopfte und der Herr Professor mit „Herein!“ antwortete. Dann liefen sie weg, und ich mußte eintreten. Durch das Zureden der Kameraden war ich wieder ruhiger geworden und, wie ich sogleich bemerken konnte, auch der Herr Professor. Eingetreten, sagte ich: „Herr Professor, ich bitte um Entschuldigung, ich habe Sie nicht beleidigen wollen; als Sie aber diese kleinliche Frage an mich richteten, ging es mir wie ein Schlag durch den Kopf, und die Antwort war gegeben, ehe ich mich ihrer Folgen recht versah. Auch beim Zergliedern habe ich immer ohne Zögerung geantwortet, obwohl ich oft meinte, das könne nicht Aufgabe der vierten Klasse sein, wenn es bloß fünf gibt.“ „Wie konnten Sie mir aber dann so antworten, da ich doch daran ganz unschuldig bin? Schon letztes Jahr habe ich Herrn Rektor gebeten, die Schüler nach ihren Fähigkeiten zu versetzen, und nicht den einen in allen andern Fächern der vierten Klasse zuzuteilen, weil er eben in der vierten Lateinklasse ist. Da dies aber nicht geschehen, mußte ich doch versuchen, alle etwas voranzubringen; viele wissen ja nicht einmal, was sie schon in der ersten Klasse hätten lernen sollen. Anzeigen

werde ich Sie nicht, aber gerade Ihre Ansicht dem Herrn Rektor mitteilen, um so eher mein Ziel zu erreichen."

"Dann hätte meine Aufregung ja nur zu meinem und meiner Mitschüler Besten ausgeschlagen", meinte ich. "Man kann doch nur dann etwas lernen, wenn man Schritt für Schritt voranschreitet. Bitte also abermals um Entschuldigung, Herr Professor. Guten Abend!"
— "Schon gut."

Als ich wieder zu meinen Kameraden kam, riefen fünf oder sechs wie aus einem Munde: "Wie ist's gegangen?" Ich erzählte ihnen von der Unterredung und daß es in der Klassenzuteilung jedenfalls eine Änderung gäbe. Das schien all meinen Freunden ebenfalls willkommen.

Von nun an war es für den Rest des Jahres um solche Arbeiten geschehen, und der Herr Professor nahm nur noch das eigentliche Klassenthema durch. Als wir im September des nächsten Jahres uns wieder zusammengefunden hatten (ich glaube, keins von den lieben Häuptern fehlte), stiegen von den 23 der vierten Klasse nur noch unser sechs in die deutsche Abteilung der fünften herauf. Manche blieben in der vierten, einige kamen zurück in die dritte, und zwei machten sogar den Krebsgang bis in die zweite zurück. Ich aber hatte die Genugtuung, durch meinen „vierten Fall“ nicht wenig zu dieser Scheidung der Geister beigetragen zu haben. „Kleine Ursachen: große Wirkungen!"

Aus der fünften Klasse kann ich mich keiner besonderen Ereignisse erinnern. Meistens wurde die Literaturgeschichte behandelt. Wir bekamen vieles diktiert, so daß jeder von uns seine eigenhändig geschriebene Literaturgeschichte besaß. Da ich schon viel gelesen hatte und manches Besprochene zu eingehenderer Bekanntschaft zu erlangen suchte, wurde ich auch fähig, ein gutes Examen zu machen. Der Herr Professor war recht wohl mit mir zufrieden, aber gelobt hat er mich nie mehr. Als aber

am Schluß der fünften Klasse die Zeugnisse verteilt wurden, gab es allgemein eine kleine Aufregung. Damit greife ich eigentlich etwas vor.

Zeugnisse gab es zweimal im Jahre, Ende Januar und Juni. Im Januar mußten wir's an die Eltern oder Wohltäter schicken, im Juni nahmen wir's mit in die Ferien. Im Juni 1877 hatten wir schon einen Tag länger als gewöhnlich darauf gewartet, als wir endlich in die Halle gerufen wurden. Born an einem Tische saß der Herr Rektor und die übrigen Herren Professoren. Klassenweise wurden die Studenten aufgerufen und traten vor. So bekam jeder sein Zeugnis vor allen andern laut vorgelesen. Stand unter „Betragen“ oder „Fleiß“ eine niedrige oder nicht die beste Note, so setzte es eine Küge oder einen strammen Verweis ab. War man aber mit einem gut zufrieden, dann war's schnell abgemacht. Jedem wurde eröffnet, ob er nächstes Jahr in die ersuchte Klasse aufsteige oder nicht.

Der mehrfach erwähnte Professor soll schon öfters vorher aufgefordert worden sein, doch wenigstens einem Schüler die beste Note zu geben; er habe es aber immer mit den Worten abgeschlagen, dann müßte der's so gut wissen wie der Professor, und das sei nicht zu erwarten.

Als diesmal die Zeugnisse der vierten Klasse verlesen wurden, ging zweimal ein leises Wispern durch die Reihen, denn einer hatte von ihm die beste Note im Latein, ein anderer im Griechischen erhalten. Als wir vorgetreten und unsere Namen bis am „R“ waren, pochte wohl mein Herz, aber ehe ich viel darüber nachdenken konnte, waren schon drei oder vier Noten verlesen und es folgte: Deutsch „Sehr gut“, . . . und abermals ging das Wispern durch die Halle. Als wir diese verlassen hatten, kamen verschiedene Kameraden; auch solche, die sich bisher nicht viel um mich bekümmert, schüttelten mir die Hand und sagten: „Zu dem ‚Einser‘ muß dir jeder gratulieren.“ Ein Deutschamerikaner, der sich ausnahmsweise eifrig

der deutschen Literatur widmete und darob sein Latein vernachlässigte, hatte mich seit dem Verlesen meines Aufsatzes nicht mehr leiden können, kein Wort mehr mit mir gesprochen. Nebenher ein großer Dichter vor dem Herrn, wollte er der „größte Deutsche“ sein und hatte nun seine Meisterschaft gefährdet geglaubt; doch auch er neigte jetzt sein würdiges Haupt und blieb fortan mein Freund.

Doch damit bin ich den andern Ereignissen fast zwei Jahre vorausgeeilt. — Unvergesslich bleibt mir Mariä Empfängnis 1875, das Fest meiner Aufnahme in die Marianische Kongregation. Damals weihte ich mich für alle Zukunft abermals der allerseligsten Jungfrau und stellte mich unter ihren ganz besonderen Schutz. Notwendig hatte ich ihn schon. Denn besonders im ersten Jahr wurde ich von einer Anzahl Neidern unter Führung des eben erwähnten „Poeten“ — wie er allgemein hieß — sehr viel geneckt und verfolgt. Auch hatte ich sehr viel unter Kopfschmerz zu leiden und war manchen Tag zu keiner rechten Arbeit fähig, gerade wenn die schwierigsten Aufgaben gelöst werden sollten.

Doch gab's auch wieder manches Tröstliche. So fand ich einige gute Freunde, deren Treue und Trost mir immer wieder Mut machte, wenn Unbehagen und dumme Neckereien mich niederbeugten. Einer davon war ein Landsmann von mir, in Rhenen geboren; seine Eltern wohnten jetzt in der Nähe von Karlsruhe. Er hatte seine Studien draußen gemacht und war nun in der Philosophieklasse. Von ihm bekam ich manches Buch zum Lesen, so auch die Geschichte der deutschen Literatur, die mir ganz besonders in der fünften Klasse gute Dienste leistete. In diesem Buch fand ich aber auch ein kleines Gedicht, das ich bei einem Zusammenreffen mit ihm einmal erwähnte. „Sprich nicht davon“, sagte er, „und wenn du einmal einen Vers machst, dann zeig' ihn ja niemand, denn hier ist man gegen jeden

eingegenommen, der sich diesem Zweig der Schönheitslehre zuneigt." Das erklärte mir manches vorher Unverständliche.

Mitten in der fünften Klasse hatte ich von ihm Hauffs „Lichtenstein“ zum Lesen erhalten. Eines Morgens merkte ich, daß jemand mein Pult durchstöbert hatte. Doch vermischte ich weiter nichts und schwieg vorerst. Bald aber entdeckte ich, daß ein Bogen aus Hauff herausgerissen war, gerade die Stelle, wo der Held vor der Türe des Hauses einen Kuß verabreicht. Das führte mich auf die Fährte des Geheimpolizisten. Ich hatte sie bereits gelesen, kam also nicht zu kurz. Mein Freund nahm den Sachschaden auch nicht auf die hohe Achsel, zumal es nur ein Reclam-bändchen war. Aber kleinlich kam mir diese Ängstlichkeit für einen Fünfundzwanziger doch vor. Da mußte man doch auch die lateinischen Klassiker im Lehrplan ausräuchern. Kindsköpfe gibt's halt, scheint's, unter den Gymnasiasten in aller Welt.

Verbotene Früchte locken doppelt. So führte auch mich das Gedicht meines Freundes wieder ins Garn meiner alten Gewohnheit. Manches Verschén entstand ganz im verborgenen und wanderte auf verbotenen Wegen in die Hände eines gleichgestimmten Freundes. Gleich hinter mir im Studiersaal saß ein junger Deutschamerikaner, der auch dem verpönten Laster huldigte und mir manche Verszeile zwischen seinen Büchern zusteckte, um auf demselben Schmugglerpfad eine Antwort zu erhalten. So wucherte die arge Kunst, soweit ich mich entsinne, wenigstens bei vier Studenten, unter denen sich auch ein Theologe befand, den wir alle seiner feingeglätteten Verse wegen als unsern Meister betrachteten. Aber ganz im geheimen, ganz im stillen! Nach und nach erfaßte ich den ganzen Ernst der Freundeswarnung. Oft genug fielen Bemerkungen wegen der auf solche Dinge unnütz verwendeten Zeit.

In der fünften Klasse schrieb ich einmal in einem

Aufsatz zwei Heftseiten in lauter Hexametern*. Da ich sie natürlich nicht hervortreten ließ, sondern einfach wie in Prosa fortlaufend weiterschrieb, merkte der gestrenge Herr Professor nichts davon. Doch mißbilligte er die manchmal „schwerfällige Satzbildung und ganz eigene Wortstellung“, so daß einige von meinen Mitschülern meinten, er hätte mich einmal ordentlich auf die Hechel genommen. „Hätte ich nur mit der Sprache herausrücken dürfen“, sagte ich einem, „dann hätte er sie wieder als vorbildlich vorgelesen.“ Und als man sich darob verwunderte, fing ich an, den Aufsatz versmäßig zu lesen. „Seit wann bist du unter die Dichter gegangen?“ meinte Freund Johann.

So bereitete mir die edle Kunst manches verborgene Vergnügen. Doch war große Vorsicht geboten, denn von den „Poeten“ wurde bei jedem Examen doppelt so viel verlangt. Ich bin diesem Schicksal glücklich entronnen. In den ungefährlichen Ferien aber hielt ich mich um so mutiger schadlos. So bearbeitete ich in den ersten einige größere Balladen, natürlich nur für mich und einige Freunde, nicht für die Öffentlichkeit. Diese Tage gehörten zu den eigentlich heitern unter vielen unwölkten.

Die Osterferien des Jahres 1876 verbrachte ich in Madison, weil ich doch nicht viel Reisegeld ausgeben konnte. Ein Brief meiner Eltern hatte mich aufgefordert, daselbst Herrn Fies zu besuchen, einen Schulkameraden meines Vaters, dessen Geschwister noch unsere heimatlichen Nachbarn waren. Eine Schwester von ihm hatte dem Briefe meines Vaters einige Zeilen beigelegt, die mich bei ihm einführen sollten. Ein Student aus der Stadt begleitete mich dahin und stattete mir in den zwei Wochen fast jeden Tag einen Besuch ab. Bei Herrn und Frau Fies wurde ich sehr gut aufgenommen. Frau Fies

* Ein Versmaß.

war auch eine Ulmerin, und so schenkten beide jeder Schilderung aus Ulm volle Aufmerksamkeit. Ein Veteran aus dem Bürgerkrieg, bezog er eine Pension aus der Bundeskasse, die ihm neben seinen eigenen Ersparnissen ein sorgenfreies Leben ermöglichte. In diesen zwei Wochen besuchte ich mit ihm alle sehenswerten Orte und größeren Fabrikanlagen der Stadt. So wurden die Ferien für mich ohne Auslagen recht lehrreich.

Von meinem soeben erwähnten Freunde Jakob wurde ich eingeladen, die Sommerferien bei ihm zu verbringen. Das war mir um so angenehmer, als ich so besser Gelegenheit zum Studieren zu finden glaubte. Zuerst aber besuchte ich meine Freunde und Wohltäter in Saint Gregory. Die Reise dahin machte ich mit dem am 11. Juni zum Priester geweihten Anton Joseph, der als Professor im Seminar bleiben sollte, aber jetzt auch in Ferien ging, sowie mit den beiden andern Studenten von dort. Da halsen wir am 4. Juli die Jahrhundertfeier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten feiern, wobei aber weiter nichts abfiel als ein Glas Bier. Neben dem freudigen Empfang bei meinen Freunden bekam ich auch neidische Bemerkungen wegen der Unterstützung durch Apollonia zu hören. Doch es schadete mir nicht, trug aber doch dazu bei, daß ich mich nach kaum einer Woche wieder aus dem Staube machte. Dann besuchte ich in Holton noch Herrn Meier und Familie und hätte gleich wieder meine alte Stelle übernehmen können, hätte ich nicht schon anderweitig über mich verfügt gehabt. Ferner machte ich mich auf den Weg zu Herrn Warner, der Saint Gregory verlassen und sich auf einer Farm etwa neun Meilen nördlich von Holton niedergelassen hatte. Diese Reise mußte ich zu Fuß machen, und das war keine Kleinigkeit. Zuerst hatte ich schon manche Schwierigkeit, den Platz zu erfahren und zu finden. Doch warum das alles? Warner hatte das Geld von meiner Wohltäterin erhalten und sollte mir jedes Jahr etwa hundert Dollars abgeben.

PIUS' IX. im Regensburger Marienkalender erschienenenes Gedicht, das ich abgeschrieben hatte. Besonders letzteres gefiel gut. Wenigstens seine erste Strophe will ich hier folgen lassen:

„Es steht ein Fels, von Gottes Hand gegründet,
Im sturmbewegten Ozean der Welt.
Drauf hat der Herr ein Feuer angezündet,
Das fort und fort der Erde Nacht erhell't.
Und aller Welt hat es sein Mund verkündet,
Daß dieser Fels niemals in Trümmer fällt,
Daß nie erlischt das Feuer auf der Zinne,
Was auch der Hölle Macht dawider sinne!“

Die Abschrift ist mir verloren, aber mein Gedächtnis hat mich noch nicht verlassen.

Unter stürmischem Regen landeten wir am nächsten Tage wieder in unserer lieben Studienanstalt. Es dauerte aber doch noch einige Tage, bis wieder alles im Geleise war. Bald folgte eine kleine Abwechslung: am 22. September durften wir die Staatsausstellung in Madison besuchen. Da war alles Hervorragende des Staates aus Industrie und Ackerbau um geringes Eintrittsgeld zu sehen. Doch so interessant das sein mochte, ich suchte alle zu meinem Studium nicht durchaus nötigen Ausgaben zu umgehen und bekam sie nicht zu sehen, sondern besuchte meine Bekannten in der Stadt und kam mit den anderen am Abend wieder zur Anstalt zurück.

In dieses Jahr fällt auch meine erste Tätigkeit auf dem Gebiet der Politik. Als ich bei Albrecht in New York arbeitete, wurde ich auch schon auf sie vorbereitet, aber auf ganz eigene Art. Albrecht war ein ganz durchsäuerter Republikaner und wollte mir schon damals die nötigen Papiere verschaffen, daß ich durch mein Wahlrecht die ihm so verhassten Demokraten „unterzukriegen“ helfe. Gab's einmal auf der Straße einen Auflauf oder Streit oder einen Spektakel zu ungewöhnlicher Nachtzeit, dann sagte er immer: „Hörst du die Demokraten!“ Alle

Taugenichtse und Faulenzer, alle Betrunkenen, die sich nicht ordentlich aufführten, nannte er „Demokraten“. Aber gerade ihrer Schärfe wegen fand seine Lehre an mir keinen gelehrigen Schüler. Bald schon kannte ich mich auch auf dem politischen Felde einigermaßen aus. Und als ich nach dem Westen kam und mehr über das Treiben der echten Politiker las, gehörte ich bald zu Albrechts Gegnern.

Auch im Seminar trieben manche stark Politik. Ich kann mich noch gut an einen gewissen Sullivan erinnern, der meinem früheren Meister in seinen Ansichten nicht nachstand und dabei eine der allerbesten Sache würdige Zungenfertigkeit entfaltete. Obwohl im Seminar alles Politisieren streng verboten war, hielt er doch förmliche Volksreden, machte aber jedenfalls sehr wenige Befehrungen. Ein oder der andere Professor machte manchmal eine Bemerkung, die jedem Recht denkenden sagte, mit welcher Seite er es halten müsse. Und das war nicht die Seite Sullivans. Ich kann es gleich hier sagen, daß Sullivan sein Ziel nicht erreichte, auch später als Politiker nicht sehr hoch stieg, da er den Hauptmachern in der Partei zu unbedeutend war und fallengelassen wurde.

Der Tag der Präsidentenwahl war der 6. November. Schon einige Tage vorher kam ein Beamter ins Seminar, und alle eingewanderten Studenten, die das 21. Lebensjahr überschritten hatten, konnten durch eine Erklärung Bürger der Vereinigten Staaten werden, erhielten ihre ersten Papiere und damit das Wahlrecht. Auch ich benützte die Gelegenheit und hatte somit das Recht, für einen Präsidenten zu stimmen. Doch wurde mir diese erste Wahl ziemlich vergällt durch das, was man nachher alles erfahren und hören mußte. Gleich nach der „Schlacht“ hieß es, Tilden sei gewählt. Ehe aber die in jedem Staate gewählten Wahlmänner zur endgültigen Wahl des Präsidenten zusammentraten, wurden von einigen republikanischen Politikern im Süden die abjcheulichsten Betrügereien begangen,

so daß ihm zuletzt statt der 196 Stimmen, die er von 369 erhalten hatte, nur noch 184 verblieben. So wurde durch die gemeine Politikantenwirtschaft Stimmengleichheit herausgebracht. Nach allen vorausgegangenen Fällen dieser Art hätten die Kongreßvertreter entscheiden sollen. Dann wäre Tilden, der wirklich erwählte Präsident, auch auf den Stuhl erhoben worden. Auch hatten die Demokraten das gute Recht auf ihrer Seite. Doch was hilft das Recht, wenn es nicht geachtet wird!

Die Republikaner befanden sich in der Senatsmehrheit und hatten den Präsidenten und die Militärmacht auf ihrer Seite. Sie kündigten deshalb laut ihre Absicht an, sich nicht an den früheren Fällen ähnlicher Art zu stören, und behaupteten, der ihrer Partei angehörige Senatspräsident habe allein das Recht, die Stimmen zu zählen. Dieser hätte Hayes als Präsidenten hineingezählt; und wenn man im Kongreß sich das nicht hätte gefallen lassen wollen, dann hätte der alte General, jetzt noch der oberste Kriegsheld, seine um Washington aufgestellten Soldaten aufmarschieren lassen. Die Erinnerung an den vor zehn Jahren beendeten Bürgerkrieg und seine kaum vernarbten Wunden bewegten die Demokraten, auf einen Vergleich einzugehen. So wurde beschlossen, daß fünf Senatoren, fünf Repräsentanten und fünf Richter des obersten Gerichtshofes entscheiden sollten. Alle bis auf einen der Richter waren in dem Übereinkommen schon bezeichnet und gehörten je sieben den beiden Parteien an. Das noch fehlende Mitglied sollte von den vier schon ernannten Richtern erwählt werden. Das richterliche Element, das man über die Parteileidenschaften erhaben wähnte, sollte also die entscheidende Stimme haben.

Leider standen die Richter des obersten Gerichtshofes auch nicht auf einer höheren Warte der Gerechtigkeit. Der von den vier Richtern Erwählte war ein Republikaner und hatte als solcher die Entscheidung in allen auftauchenden Fragen in seinen Händen. Dieser Richter



erklärte Hayes als Präsidenten und mogelte den nach allem Recht erwählten Tilden heraus. Am 4. März bestieg Hayes den Präsidentenstuhl, freilich von einem kräftigen Protest des Kongresses als ein „Usurpator“ bezeichnet; aber nach vollendeter Tatsache war das ohne allen Erfolg.

Dieser Ausgang verfehlte mir die amerikanische Politik für alle Zukunft. In keinem Lande wird sie mit so viel Geldgier betrieben, nirgends auf Gottes Erde bekam man solches zu schauen wie in diesen so viel gepriesenen Vereinigten Staaten. Schon damals erkannte ich als die Wurzel dieser Übel das Überhandnehmen des vom Volk selbst großgezogenen und überfütterten Advokatenstandes. Es gibt kaum mehr eine Staatsstelle, die nicht ein Rechtsanwalt inne hätte. Sie sind die Gesetzgeber, die Gesetzausleger, die letzten Richter, und haben immer und überall das Recht für sich, auch wenn kein anderer vernünftiger Mensch ihr Recht verstehen kann. Dieser Stand ist ein schlimmer Ausatz am Körper des amerikanischen Volkes, der ihn über kurz oder lang vollständig zerfressen wird. Und das Schlimmste dabei ist, daß man im allgemeinen das nicht erkennt. —

Damals verstand ich noch nicht viel von Politik und ließ mich vom ersten Eindruck leiten. Heute wüßte ich mehr darüber, aber es führt mich zu weit ab. Fast vergaß ich die Hauptsache: Zu Beginn des neuen Schuljahres gab ich alles Entbehrliche dem Herrn Klassenmeister des Seminars und schrieb einigemal an den Besitzer meiner Vorschußkasse, Herrn Warner. Nach einigen vielversprechenden Antworten erhielt ich denn auch Ende November wenigstens fünfzig Dollars. Meine Hoffnung lebte wieder auf.

Die zehntägigen Ferien und ihre Feste brachten für mich nicht viel Außergewöhnliches, da ich aus dem bekannten Grunde keine Reise zu meinen Freunden machen konnte. Nur auf zwei Tage ging ich zu den mir so wohlwollenden Eltern meines Kameraden in der Stadt,

weil es dahin nicht viel kostete. Sie wollten mich behalten, aber da ich die Sommerferien bei ihnen zugebracht hatte, wollte ich nicht abermals ihre Güte in Anspruch nehmen. So verbrachte ich diese paar Tage in Gesellschaft meines Landsmannes und Auch-Boeten Friedrich im Seminar. Auf Neujahr schrieb ich folgende Zeilen in mein Tagebuch:

Gütig allmächtiger Vater, blicke mit Milde hernieder
Auf dein elendes Kind, das dich zu lieben verlangt!
Göttlicher Sohn, uns ähnlich geworden, ein Bruder in Liebe,
Sei ein Heiland auch mir, bis ich dir ewig geeint!
Heiliger Geist, du reicher Begnadiger menschlicher Herzen,
Gib mir dein Licht, deiner sicheren Kraft einen Strahl!
Himmelische Herrin, des Ewigen Tochter, Mutter und Braut,
Mutter der Armen, dir sei für immer dein Kind anvertraut!

Im Januar und besonders bei den Prüfungen an seinem Ende, die das erste Halbjahr abschlossen, hatte ich fast immer unter Kopfweh zu leiden. Deshalb finde ich am Ende dieses Berichtes in meinem Tagebuch die Worte: „Wie Gott es will; ich trag es still!“ Trotzdem fiel mein Examen noch gut aus, und ich erhielt ein ganz nettes Zeugnis. Jeder mußte sein Zeugnis den Eltern oder Pflegern zur Ansicht und Unterschrift senden, die Theologen ihrem Bischof. Ich schickte meines an Herrn Andre, und als er mir's wieder zuschickte, lag auch eine kleine Unterstützung dabei. Er hatte es einigen meiner Freunde und Wohltäter gezeigt und von ihnen jeweils eine Kleinigkeit erhalten. „Ein kleines Reisegeld für die Osterferien!“ fügte er bei. Schreiben mit solchem Inhalt sind für einen Studenten in solcher Lage ganz erträglich. Um diese Zeit erhielt ich auch Nachricht von Holton, daß der alte Meier zu den Vätern versammelt worden sei. In einem Brief suchte ich Frau und Kinder zu trösten, der Mann habe in seinen letzten Tagen auf dieser Erde ja doch nicht mehr viel Schönes gehabt. Am Ostermontag begannen zehntägige Ferien. Mit dem erhaltenen

Reisegeld besuchte ich Herrn Andre und meine andern Freunde in St. Gregory, ebenso auch Meiers und versuchte abermals, einige Trostworte unterzubringen. Doch merkte ich gleich, daß sie sich schon selbst zu trösten, schon zu vergessen gelernt hatten. Aufgenommen aber wurde ich mit ungewohnter Freundlichkeit. Das Reisegeld fiel freilich um so spärlicher aus. Doch diesmal war der Trost auf meiner Seite.

Mit dem 11. April begann nochmals eine elfwöchentliche anstrengende Studierzeit. Nebenher ging noch so manches, z. B. ein abendlicher Durchbruch bzw. Einbruch meines Bettes, mir zubereitet vom „Dichterklub“, wie ich die Gefolgschaft des Poeten nannte, der sich ab und zu mit fremden, selbst noblen Federn schmückte. Zu guter Letzt hatte dabei aber ich, wenn nicht die Lacher, so doch die Redner auf meiner Seite. Ein Student der fünften Lateinklasse, der wegen seiner Vorliebe für die deutsche Dichtkunst in seinem Latein bedenklich nachhinkte und deshalb seine Klasse erst mit uns absetzen mußte, hatte dies Jahr schöne Zeiten, da er in den andern Fächern die fünfte Klasse überstanden hatte. Hat man keine Arbeit, so macht man eine: So verlegte er sich um so mehr auf die Dichterei. Nebenbei aber las er sehr viel deutsche und englische Klassiker, wie man von ihm rühmte. Sehr gut bekannt war er mit Heine. Freilich brachte ihm diese Bekanntschaft beim Verteilen der Zeugnisse nicht viel Lorbeeren. Aus reiner Eifersucht sah er mich geradezu als seinen Feind an. Er hatte auch etwa fünf Freunde oder Zuhälter, wie man gewöhnlich sagt, und diese sechs nannte ich den „Autorenklub“. Er selbst wurde allgemein der Autor genannt, weil er sich die Vaterschaft von verschiedenen Gedichten selbst zugeschrieben hatte. Diese Vuben — denn Männer kann ich sie schon aus Ehrlichkeit nicht nennen — machten sich's angeichts meiner leichten Erregbarkeit zum Vergnügen, mich zu reizen. Meistens setzten sie mir mit

hohlklingenden Phrasen zu. Da ich ja im Englischen nicht viel leisten konnte und das hochklassige Englisch nicht so leicht verstand wie sie, die geborenen Amerikaner, so suchten sie mich lächerlich zu machen. Einmal trat der Autor an mich heran und sagte: „Wenn Sie mich noch einmal beim Rektor anzeigen, dann werde ich etwas von Ihnen aussagen, daß Sie am andern Tag nicht mehr hier sind.“ Meine Antwort war kurz diese: „Thun Sie das, aber gleich und auf recht poetische Weise!“ Da lief er wie ein begossener Pudel weg. Einige Tage nachher sagte ich ihm abermals, er solle sich doch beeilen, damit ich in den heiligen Hallen nicht noch mehr Unheil anstelle. Und als ich ihn aufforderte, sogleich mit mir zum Rektor zu gehen, hatte er keine Zeit. Ich wußte, was er wollte, aber diesmal hat er seine Absicht nicht erreicht. — Nach dem gemeinschaftlichen Abendgebet blieb ich gewöhnlich eine Weile länger, um der großen Eile der andern etwas mehr Spielraum zu lassen, und kam so meist als einer der letzten in den Schlaffsaal, wo ich mit noch etwa zehn andern meine Schlafstelle hatte. Die Betten waren durch Bretterwände voneinander getrennt und nach dem Gange zu mit einem Vorhang abgeschlossen. Als ich nun eines Abends, etwa zwei Wochen nach oben-erwähnter Drohung des Autors, in den Schlaffsaal kam, merkte ich gleich ein gewisses Richern, war mir aber über seine Bedeutung noch nicht klar. Als ich mich entkleidet hatte und ins Bett steigen wollte, fiel ich mit allem durch auf den Boden. Ein Lachen ging durch die Reihen des Autorklubs. Einige aber im Schlaffsaal, die die Ursache und die Urheber dieser spätabendlichen Störung kannten, äußerten laut ihre Mißbilligung, und der Präsekt des Zimmers sagte, solcher Unfug müsse ein für allemal aufhören, sonst werde er Anzeige machen. Dieser, ein hier geborener Irländer, machte mit einem andern mein Bett wieder zurecht, während die zuerst Lachenden sich ganz zahm unter ihrer Decke hielten. Dieser Streich war die



Höchstleistung des Autorenklubs, so daß ich mehr „Ruhe aus Furcht“ bekam.

In die Stürme von innen und außen brachte der liebe Mai wieder etwas Abwechslung. In diesen Tagen erhielt ich mit den andern Studenten von St. Gregory Besuch vom Schusterjoseph, der in Madison Ledereinkäufe machte. Da gab es wieder eine Kleinigkeit, da mein bester Freund sich auch immer klingend bewährte.

Mitte Juni wurde es ziemlich warm, mir eher zum Nutzen als zum Schaden. Der alte Bäcker empfand die Wärme immer wohltuend. Sie brach auch mein Kopfschmerz und die durch es verursachte Eiskruste in meinem Kopf. Viel zu meinem Kopfschmerz beigetragen hatte nämlich ein Katarrh, der mich ganz verwirrt machte. So aber machten mir die vier letzten Wochen dieses Schuljahres mehr Freude als das ganze vorausgehende Jahr, und mit Liebe bereitete ich mich aufs Examen vor. Dieses lief auch ganz glatt ab und brachte mir ein gutes Zeugnis.

Von den Noten und meinem „Einser“ habe ich oben schon erzählt. Hier muß ich noch erwähnen, daß ich mich schon im April an meinen Kassenverwalter gewandt hatte, um die zweite Hälfte der für dieses Jahr bestimmten hundert Dollar zu erhalten; aber alles Schreiben war erfolglos. Recht bald sollte ich den Grund erfahren: Herr Warner war bankrott! — — —

Wenn ich einmal meinte, ich dürfte mich mit den andern freuen, so kam sicher am nächsten Tag wieder eine trübe Wolke vor die Sonne meiner Freude. Doch gerade ein trüber Tag läßt den heiteren nachher um so heller aufleuchten. Ich tröstete mich immer wieder mit der innerlichen Versicherung: bis hierher hat Gott geholfen, er wird auch weiter helfen!

So gedachte ich die Sommerferien bei Frau Meier auf der Farm zuzubringen und soviel wie möglich mitzuarbeiten, um vielleicht einige Dollars zu verdienen. Doch da fand ich einen kürzlich von Deutschland herübergekom-

menen Verwandten, der nichts verstand, aber das große Wort führte. Bald sah ich ein, da sei meines Bleibens nicht. Einige spitzige Bemerkungen ließ ich wie unbeachtet an mir abprallen. „Am 11. Juli“, heißt es in meinem Tagebuch, „erhielt ich ein Kapitel, wie ich es noch nie gehört hatte; und was ich zu hören bekam, brauche ich nicht aufzuschreiben, denn ich werde es nie vergessen; auch ist es für die Niederschrift zu toll.“ Und doch habe ich heute davon keine Ahnung mehr. Lang, lang ist's her, und das Sprichwort sagt: „Wohl dem, der das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist!“

Nach solchen Stürmen in heiteren Tagen ging ich nach St. Gregory, klagte Herrn Andre mein Leid und fand dafür ein geneigtes Ohr, denn er sagte: „Bleiben Sie hier bei mir; was brauchen Sie sich mit solchen Leuten herumzuschlagen!“ Mit frohem Mute lief ich wieder nach Holton, und mit noch größerer Freude brachte man mich samt meinen sieben Sachen mit dem Wagen nach St. Gregory. Hier erlebte ich wirklich noch einige Tage, die der Überschrift Ehre machen: heitere Tage!





Land in Sicht.



ach manchen trüben Tagen und bitteren Erfahrungen konnte ich Ende Juli 1877 ein behagliches Zimmer im zweiten Stock des Pfarrhauses von St. Gregory beziehen, und in einigen Tagen hatte ich alle Strapazen vergessen.

Doch der rote Faden, der sich durch all mein Streben hinzog, war der Gedanke ans Studiengeld. Von Warner, bei dem es meine Wohltäterin ungefährdet angelegt glaubte, war nichts mehr zu erwarten. So mußte ich also auch an dieser sicheren Zufluchtsstätte an dem lästigen Sorgenfaden weiterspinnen. „Sorge nicht so ängstlich für den kommenden Morgen“, hörte ich oft sagen, aber damit ist auch nicht alles getan. „Hilf dir selbst, so hilfst dir Gott“, heißt's da auch. Doch wie sollte ich diese traurige Wolke vom Zukunftshimmel meiner schönen Ferientage verscheuchen? Ich schrieb an meine Eltern, um durch ihre Vermittlung von einem reichen Verwandten in St. Louis einstweilen eine Unterstützung zu erhalten, die ich wieder zurückzuerstatten versprach, sobald ich dazu in der Lage wäre. Den Erfolg legte ich in die Hand dessen, der schon so oft Mittel und Wege für mich gefunden.

Dann machte ich mich wieder ans Lesen. Zu strengem Studium sollen ja die Ferien nicht verwendet werden. Jeden der ersten zwanzig Augusttage las ich einen Ge-

sang von Klopstocks Messfiade. Vor einigen Wochen sprach ich mit einigen Priestern über dies und das aus früheren Tagen. Da meinte einer, ich sei einer von den wenigen, die Klopstocks Messfiade ganz gelesen hätten. Dieses Nachruhm's wegen tat ich's damals gewiß nicht. Der Dichter und die Dichtung selbst zogen mich an, obwohl auch ich schon damals den tiefen christlichen Geist darin vermiste, wie ich's später von andern hörte. Auch Tassos „Befreites Jerusalem“ las ich.

In diesen Tagen sagte mir Herr Andre, ich habe Katarrh und fände ganz gewiß in Hales Katarrheure* Erleichterung. Tatsächlich brachte sie mir unter seiner Leitung auch Linderung. Mit dem Rest wollte ich die Heilung im Seminar vollenden. Aber als das kalte Wetter wiederkam, war alles aufgebraucht und das Übel wieder so schlimm wie je zuvor.

Nach Abschluß der Ferien ging ich mit Herrn Anton Joseph, der jetzt ein Jahr als geistlicher Professor im Seminar gelehrt und diese Ferien auch in seiner Heimat, St. Gregory, zugebracht hatte, wieder nach dort zurück, um das Studium der Philosophie und damit die Universitätsausbildung zu beginnen.

Die meisten der alten Kameraden hatten sich wieder eingefunden und dazu noch manches neue Gesicht. Bald war alles wieder in vollem Gange und wir alle in kurzem wieder voller Begeisterung für unsern Herrn Professor. Der war hochbegeistert für den hl. Thomas, den großen Schüler des seligen Albert. Keine Unterrichtsstunde verging, ohne daß er von diesen großen Lehrern der Philosophie gesprochen hatte. Am Fest der hl. Katharina machten wir mit ihm einen Ausflug, und jeder, der rauchen wollte, erhielt eine Zigarre von ihm. Auf das Fest des hl. Thomas empfangen wir alle die heiligen Sakramente und wohnten seinem Hochamt bei. Am

* Eine von Dr. Hales erfundene Medizin für die Nase.



Nachmittag machten wir ebenfalls einen Spaziergang. Diesmal erhielt jeder, „der den hl. Thomas recht lieb habe“, zwei Zigarren. Es war ein recht schöner Frühlingstag. Zwei oder dreimal machten wir halt, und nach einer kleinen Ansprache des Herrn Professors wurden verschiedene aufgefodert, auch etwas zu sagen. Bei dieser Gelegenheit trug ich unter allgemeinem Beifall wieder „Sängers Fluch“ vor.

Kein Professor im Seminar hatte sich bis dahin so mit seinen Studenten befreundet, keiner aber auch war so von seiner „Klasse“ geliebt. In seiner Schulstunde saß er nie wie die andern hinter seinem Pult, sondern stand immer neben ihm auf der etwa zwei Fuß hohen Plattform. Wurde er dann manchmal beim Vortrag über den hl. Thomas und seine Lehre recht lebhaft, so war sie für ihn viel zu klein. Wir machten uns Notizen von seinen Vorträgen und lasen dann das Lehrbuch nach. Ich hielt mich fast durchgehends an „Stöckel“ und schlug den „heiligen Thomas“ nach. Diese beiden bildeten für mich die Grundlage, auf welcher ich dann mit dem Vortrag des Professors weiterbaute. Da ich nie große Schwierigkeiten fand, den hl. Thomas zu verstehen, hielten mich einige der Besten für eingebildet.

Bei diesem Lehrer konnten wir das ganze Feld der Philosophie unmöglich in einem Jahre bewältigen, und ein beträchtlicher Teil blieb für das nächste übrig. Alle Studenten aber waren dessen eher froh, so gerne gingen sie in diesen Unterricht.

In den Sommerferien weilte ich bei meinem Onkel in Cincinnati, Ohio. Anfang August las ich im „Wahrheitsfreund“, einer der ersten deutschen katholischen Zeitungen der Vereinigten Staaten (die leider vor einigen Jahren eingegangen ist), daß unser lieber verehrter Herr Professor während seines Ferienaufenthaltes bei einem Studienfreunde in Indiana ganz schnell gestorben sei. Diese Todesnachricht griff mich sehr an. Sogleich schrieb

ich auf seinen Tod eine Elegie, welche in der nächsten Nummer des „Wahrheitsfreund“ erschien.

Da ich nur „von einem seiner Schüler“ unterzeichnet hatte, setzte es ein großes Rätselraten ab. Als wir wieder in den heiligen Hallen erschienen waren, wurde die Sache noch einmal hervorgezogen und verschiedene um die Verfasserschaft befragt. Jeder davon aber verneinte sie, der Verfasser selbst beanspruchte sie nicht. An mich dachte eben niemand. Eine kleine Kritik, die ich von einem der besten deutschen Professoren darüber zu hören bekam, war gar nicht so übel. Er nannte sie gedankenreich und gut ausgeführt; nur zwei ungeschickte Ausdrücke hätten wegbleiben sollen. Dabei benahm ich mich, als ob ich das Gedicht nur ganz oberflächlich gelesen hätte und darum nicht in der Lage sei, meine Ansicht darüber zu äußern. Meine zwei poetischen Freunde Fritz und Michael flärte ich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit auf.

Damit bin ich nun wieder meiner eigentlichen Schilderung vorausgeeilt. Das leidige ewige Geld! Aus meiner Vorschußkasse war nichts mehr zu holen. Doch erhielt ich nochmals 50 Dollar von meiner Hauptwohlthäterin. Auch bei den andern alten Freunden ging ich nicht leer aus. Da zudem mein Onkel in Cincinnati mir die Bezahlung meiner Bücherrechnung bei Gebrüder Benziger versprochen hatte, konnte ich ganz ans Studium denken. Als diese Angelegenheit zu meiner nicht geringen Freude gut ausgefallen war, hatte ich wieder viel besseren Mut und auch einen leichteren Kopf. Doch der Katarrh setzte mir wieder stark zu.

Ende November erhielt ich einen Brief von Karl Meier, warum ich denn gar nicht mehr schreibe? Seine Mutter meine, ich sei böse, und sie wisse nicht, warum. (Die gute Seele bildete sich eben auch ein, sie allein habe mir bis hierher geholfen! Sie mußte ein sehr kurzes Gedächtnis haben, wenn sie die letzte Ferienbehandlung schon wieder ganz

vergeffen hatte.) Ich antwortete ganz kurz, die Neuigkeiten hätten mich gefreut, besonders aber wünſche ich ſeiner Schweſter Sophie zu ihrer kürzlichen Verheirathung von ganzem Herzen Glück. In den vierzehn Weihnachtsferientagen würde ich ſie beſuchen, wenn ich das Reiſegeld irgendwie dazu aufreiben könnte. Von dieſem ganz unſchuldigen Wink mit dem Zaunpfahl verſprach ich mir freilich nicht die goldigſte Wirkung. Die Ferien ſollten von meinem Geburtstag bis zum 4. Januar dauern. Da ich auf meine zarte Anſfrage von Ende November keine Antwort erhalten hatte, ſah ich mich anderweitig um und beſchloß, mit zwei Miſſchülern aus meiner Klaſſe in ihre etwa fünfundſechzig Meilen entfernte Heimat zu reiſen. Wir waren abwechſelnd bei einer der beiden Familien. Am Neujahrstage kamen noch drei andere Studenten zu uns. Einer wohnte in der Nähe und hatte die beiden andern auch mit ſich genommen. Da gab's erſt ein Leben! Da das Wetter meiſt neblig und naß war, wurde uns die Beſchränkung auf das Haus manchmal faſt zu eng. Aber die Geſellſchaft ſorgte für Kurzweil. Allein kann man ſich nie ſo beluſtigen wie mehrere Kameraden beiſammen. Bei unſerer gemeinſamen Rückkehr am 4. Januar erhielt ich auf einmal zwei Briefe von Holton. Der erſte war vom 20. Dezember und enthielt die Ferieneinladung und fünf Dollars für die Reiſe. Aber man hatte das Geld zu lange warm gehalten und ſo kam es erſt nach meiner Abreiſe hier an. Der andere Brief war natürlich eine Anſfrage nach dem Geld und dem Grund meines Ausbleibens. Auch Herr Andre hatte mich erwartet und mein Zimmer für mich herrichten laſſen. Dahin hätte ich auch ganz leicht gelangen können und mit Vater Anton Joſeph Fahrgelegenheit in ſeine Heimat gehabt, aber ſolche Ferien wie bei meinen Kameraden wären auch da nicht daraus geworden.

Die folgenden ſechs Monate galten mackerer Arbeit an unſerer Aufgabe, faum daß ein zur Abwechſlung einfallendes Feſt uns recht Atem ſchöpfen ließ. Beſonders feierlich

beginnt das Seminar den Jahrestag des hl. Franz von Sales, der im vorausgehenden Jahre zum Kirchenlehrer ernannt worden war. Acht Bischöfe waren zugegen. Eine ausgezeichnete Predigt hielt Bischof Ryan von St. Louis, nachheriger Erzbischof von Philadelphia, ohne Zweifel einer der besten Redner im katholischen Klerus des Landes. Nicht oft hörte ich seither eine ähnliche, eine bessere vielleicht nie. Ein denkwürdiger Tag war auch der 7. Februar, an dem die Russen Konstantinopel eroberten, an dem der Heilige Vater, der greise Pius IX., starb. Am 14. Februar, dem Tage der Beisetzung seiner irdischen Überreste, hatten wir keinen Unterricht, um in stiller Trauer für ihn und um einen würdigen Nachfolger zu beten.

Am 20. Februar gegen Abend kam die telegraphische Nachricht, daß der Kammerherr des verstorbenen Papstes, Kardinal Joachim Pecci, als „Leo XIII.“ zum Papst erwählt worden sei. Gleich brachten manche die Malachias-Weissagung in Anwendung und glaubten die drei Lettern des Namen Leo in dem „Lumen de coelo“ wiederzufinden. Leo XIII. hat sich denn auch in seinem langen Papsttum als ein ganz außerordentliches „Licht vom Himmel“ erwiesen.

Hier will ich mein Tagebuch wieder einmal sprechen lassen: 13. März. Vor ungefähr einer Woche wurde ein Theologe des dritten Kurses ganz schnell durch eine Lungenentzündung aufs Krankenlager geworfen. Michael Keogh hat neun Jahr im Seminar zugebracht, hat fast alle seine Studien vollendet und sollte nächsten Samstag mit seinen Kameraden die heilige Diafonatsweihe erhalten. Gestern ist er verstorben und heute abend in eine bessere Heimat abgerufen worden. Welch ein Schlag für seine lieben Eltern, deren einziges Kind er war! Welch eine Mahnung für seine Kameraden, die sich alle durch die geistlichen Übungen auf den Empfang der heiligen Weihen vorbereiten! Statt zum Diafon geweiht zu werden, ist er hinübergerufen worden, um Gott am Throne der Liebe

zu dienen. Gottes Wille geschehe! Der Name des Herrn sei gebenedeit! Welch ein Mahnruf für uns alle! Wenn Gott den Gesundesten in sechs Tagen aus unserer Mitte nimmt, müssen wir da nicht alle zittern und den Gedanken an den unausbleiblichen Tod beständig vor Augen haben? Er will uns zeigen, daß wir jeden Tag nur für die Ewigkeit sorgen sollen, da keiner weiß, ob er den kommenden Morgen noch erlebt. „Heute rot, morgen tot.“ Wen Gott zum Priestertum bestimmt hat, den hat er auch zum Opfer bestimmt. Kein Priestertum ohne Opfer! Während der Studienjahre das Opfer der Abtötung und der Selbstverleugnung; manchmal auch das Opfer des Lebens. „Wie Du es willst, o Herr!“ —

Am 15. März wurde unser lieber Kamerad zur letzten Ruhe gebettet, am 16. und 17. waren die heiligen Weihen, und am darauffolgenden Sonntag erhielt einer der zwei- unddreißig Diafone in der Kathedrale von Madison die heilige Priesterweihe. Er war gut mit mir bekannt und wollte seine Primiz in Cincinnati feiern, weil er einige Jahre am „Wahrheitsfreund“ gearbeitet hatte. Das teilte ich meinem Onkel mit. Wie ich nachher von ihm hörte, sprach er auch mit dem Neupriester über mich und meine Studien, habe aber nur Gutes zu hören bekommen.

Wiederholt hatte sich mein Onkel auch schon nach einem Landsmann von Kappel erkundigt, der früher in Cincinnati studiert hatte und später hier irgendwo zum Priester geweiht worden sei. Bisher hatte ich nichts über ihn erfahren können. In jenen Tagen aber erhielt ich von meinem Vater einen Brief, Vater Huber sei gerade draußen und auch bei meinen Eltern gewesen, denen er versprochen habe, nach seiner Rückkehr auch mich im Seminar zu besuchen.

Das nasskalte Frühjahr verschlimmerte meinen Katarrh derart, daß der Arzt eine Lungenkrankheit befürchtete. Er riet mir, das Seminar zu verlassen und in einem trockeneren Höhenklima meine Gesundheit wieder herzustellen.

Ich sagte ihm, das sei einem armen Kerl wie mir sozusagen unmöglich. Auch könne und dürfe ich vielleicht die Anstalt nicht ohne schwere Folgen für meine Zukunft verlassen. „Für das werde ich sorgen“, sagte er, „sorgen Sie nur für den andern Punkt! Das ist nach meiner Ansicht die einzige Rettung für Sie.“ Solche Worte konnte ich nicht gleichgültig hinnehmen und schrieb gleich meinem Onkel nach Cincinnati, ob ich daraufhin nicht schon jetzt zu ihm kommen dürfe, da er mich ja für die Sommerferien eingeladen habe. Bald erhielt ich einen Brief, ich solle nur gleich kommen, er freue sich, unter diesen Umständen um so mehr für mich tun zu können.

In den ersten Junitagen verließ ich das Seminar. Da ich zwei Stunden früher als beabsichtigt, fahren mußte, konnte ich nicht einmal mehr von meinen Kameraden und dem lieben Herrn Professor Abschied nehmen, da sie zusammen in der Klasse waren. Den ersten Teil der Reise hatte ich als Begleiter zwei Priester, die für die Feier des Bonifatiusfestes ins Seminar gekommen waren. Das kam mir in Chicago sehr zustatten, da ich dort noch einen Agenten wegen meiner Karte für die Weiterreise besuchen mußte. Alles ging gut, und am nächsten Morgen traf ich meinen Onkel in seinem Geschäft. Da er es nicht verlassen konnte, schickte er mich allein in seine Wohnung in der Buckenstraße. Genau seinen Angaben folgend, fand ich sie und stellte mich seiner Frau und der ältesten Tochter, die allein zu Hause waren, als Bücherverkäufer vor. Als ich aber nach längerem Schwätzen nichts anbrachte, erklärte ich, ich ginge nicht weiter, bis ich den Herrn des Hauses selbst gesprochen hätte. Da erkannten sie mich und freuten sich über meine glückliche Ankunft. Bald kamen noch zwei Kinder aus der Schule und etwas später der Vater und der älteste Sohn. Der erste Abend war recht unterhaltend, da ich all meine Erinnerungen aus der Heimat zum Besten geben mußte. Ich konnte mich noch an Onkels Auswanderung erinnern

und zählte dann alles auf, was mir von da an noch im Gedächtnis haftete, dabei immer vom Onkel mit Fragen unterstützt. Schnell war der Abend dahin; unvermerkt war es spät geworden.

Der Monat Juni war für mich recht gemüthlich, denn jeden Sonntag nachmittags ging der Onkel mit mir zu einer Sehenswürdigkeit oder einem Landsmann, wo es jeweils ganz badisch herging. Während der Woche ging ich mit ihm oft ins Geschäft von Gebr. Benziger, wo ich, bald eingeführt, das ganze Bücherlager kennen lernte. Auch wurde ich bekannt mit einem Arbeiter, der ebenfalls einige Jahre studiert, sich aber dann dem geschäftlichen Leben gewidmet hatte. In den Abendstunden besuchten wir uns abwechselnd. Ende Juni kam noch Freund Joseph aus meiner Klasse an und suchte mich auch auf, da ich ihm meine Adresse geschrieben hatte. So gab es mehr Gesellschaft als genug. Fast jeden Tag waren Joseph und ich beisammen oder machten einen Ausflug in die Umgebung der Stadt, wobei er, ein Kind von Cincinnati, als Führer diente. Am Sonntag war dann sehr oft auch noch Karl Meister aus Benzigers Geschäft in unserer Gesellschaft, und so war das Kleeblatt fertig.

Am Sonntag ging ich immer mit dem Onkel zum Hochamt in die Johanneskirche. Nachdem ich aber einige Male mit meinem Freund Joseph und Meister ausgegangen war, sagte der Onkel eines Morgens zu mir, ich könne nicht mehr mit ihm in den Kirchenstuhl gehen, sonst müßte sein Sohn Joseph einen andern Platz suchen. Das leuchtete mir schon ein, denn er wollte seinen Sohn bei sich haben und wußte, warum. Ich ließ mir einen andern Platz anweisen, ging aber am folgenden Sonntag gleich morgens zu meinem Freund Joseph und mit ihm in die Pauluskirche.

Nach und nach glaubte ich bei meinem Onkel und seiner Frau sowie den beiden ältesten Kindern eine Veränderung wahrzunehmen. Man zeigte mir die kalte Schulter

und überließ mich ganz mir selber und meinen Studien. Das veranlaßte mich, um so mehr die Gesellschaft meines Freundes aufzusuchen. War etwa er der Grund der Abkühlung? Oft dachte ich darüber nach, aber ohne Erfolg.

Gegen Ende August fragte ich meinen Onkel, ob er mir einige Dollars Reisegeld geben und wenigstens einen Teil meiner Bücherrechnung bezahlen könne, wie er mir schon früher brieflich versprochen habe. Er erklärte es jetzt für unmöglich; eine notwendige Anzahlung aufs Haus fordere gerade jetzt fast den letzten Cent. Eine solche Antwort hätte ich doch nicht erwartet trotz der warmen Augustluft und der drückenden Schwüle, die ich schon lange wahrgenommen. Mein Freund Joseph könne mir vielleicht das nötige Reisegeld vorstrecken, meinte er, und die Bücher könne ich ja später bezahlen. Als ich am 30. August wieder ins Seminar zurückreiste, drückte er mir ganz heimlich einen Dollar in die Hand. Dieser Händedruck preßte mir unwillkürlich Tränen aus den Augen, denn ich erkannte, daß er nicht von sich aus so zurückhaltend gewesen sei. Meine Ahnung bestätigte sich in den zwei folgenden Monaten vollaus, und ein späterer Brief machte mich in der am Abschiedsabend gefaßten Ansicht nicht irre. Zuerst hatte ich gemeint, ich sei ihm selbst lästig geworden, muß mich aber getäuscht haben. Er hatte es jedenfalls ganz gut gemeint, aber er war eben nicht allein im Haus und konnte nicht tun wie er wollte. Etwa 25 Jahre später erhielt ich von ihm auf einmal einen Brief mit einer Einlage von fünf Dollars und der Bitte, dafür heilige Messen zu lesen für seine Frau. Diesem Schreiben folgten noch andere und bald darauf auch sein Besuch. Alles war jetzt vergessen, mir aber brachte es Aufschluß über seine ehemalige Handlungsweise und über den Abschiedshändedruck mit einem Dollar. Damals aber hatte ich in mein Tagebuch geschrieben: „O wie täuschend ist die Hoffnung, die man auf Menschen setzt! Hätte ich das geahnt, dann hätten mich alle Vor-



stellungen des Arztes nicht dazu gebracht, nach Cincinnati zu gehen. So hätte ich ein schönes Reisegeld sparen können. Aber jetzt ist's zu spät. Um eine Erfahrung reicher!"

Raum ins Seminar zurückgekehrt, mußte ich mich wieder sorgen um das eine leider für diese Erde und besonders das Studium so Notwendige. Deshalb schrieb ich abermals einen recht freundlichen Brief an meinen Vetter nach St. Louis und hielt aufs neue um eine kleine Unterstützung an. Da um diese Zeit auch von meinem Vater ein Brief angekommen war, fand ich Erhöhung und erhielt gegen Weihnachten 50 Dollars von ihm, für die mein Vater sich verbürgte. Auch Herr Andre theilte mir mit, ich solle von meiner Wohltäterin Apollonia noch einmal 50 Dollars erhalten, sobald das ausgeborgte Geld eingezogen werden könne. So nahm mir also das liebe Christkindlein diese Sorgen wieder ab. Auch für manch andere Dringlichkeit brachte ich das Geld zusammen, Grund genug, Gott wieder aufs neue für seine Güte dankbar zu sein.

Um diese Zeit erhielt ich aber auch die Nachricht von St. Gregorn, daß der alte Peter, einer meiner größten Wohltäter, gestorben sei. Mit ihm sei auch die Mutter meines Freundes Joseph in die Ewigkeit abberufen worden. Auch ihr war ich zu besonderem Dank verpflichtet. Ich sandte ihnen meinen Dank in die Ewigkeit nach und tue es noch heute.

Da wir noch zwei Abschnitte aus der Philosophie zu bewältigen hatten, waren wir dies Jahr mehr als genügend beschäftigt. Dabei ging es mir mit meinem leidigen Kopfsweh nicht immer am besten. Mit dem altgewohnten Studium kam ich schon gut fort, aber das sehr oft verlangte Auswendiglernen machte mir viel Schwierigkeiten. Einmal sagte mir der Moralph professor, ich müsse den Hauptpunkt festhalten. Ohne Scheu sagte ich ihm, ich habe studiert, aber nicht auswendig gelernt. Er stellt verschiedene Fragen, die ich kurz beantwortete.

Dann sagte er: „Das ist ja der Hauptpunkt!“ „Ich hab's ja gesagt“, meinte ich, „ich habe meine Aufgabe studiert.“ „So ist es auch gut“, erwiderte er.

Der Philosophieprofessor dieses Jahres hatte sehr oft etwas an mir auszusehen, weil ich das Textbuch nicht studierte. Ich hielt mich an Dr. Albert Stöckels Lehrbuch und an den heiligen Thomas. Als er einmal kurz vor dem Examen mich mit „Stöckel“ in der Hand traf, sagte er: „Diesmal läßt Sie aber Stöckel im Stich.“ „Das wollen wir erst noch sehen“, sagte ich. Und wir haben es gesehen! Als wir im April mit der Aufgabe zu Ende waren, sprach der Herr Professor in der letzten Stunde über jeden Studenten offen seine Meinung aus. Mein Urteil vergaß ich nicht: „Ich habe gegen Herrn Rath sehr oft tadelnd und mißbilligend gesprochen, nicht um ihn vom Studium abzuhalten, sondern um ihn anzuregen, so ist es der Wahrheit gemäß. Seine Prüfungsarbeiten habe ich oft zwei- und dreimal gelesen, weil sie so kurz und sachlich waren. Ich glaube zu dieser Bemerkung berechtigt zu sein, weil ich ihn so oft kritisiert habe.“ Als wir das Zimmer verlassen hatten, sagte einer meiner Kameraden: „So wird's gemacht, zuerst wird wacker auf einem geritten, und zu guter Letzt kommt's doch heraus, daß man ein guter Esel ist.“ Etwas anschaulich gesagt, aber nicht ohne ein Körnchen Wahrheit.

In der Glaubenslehre hatten wir in den ersten Monaten dieses Jahres verschiedene Professoren, weil man auf einen neuen Doktor von der Universität Innsbruck wartete. Im Februar kam er endlich, ein ganz junger Herr, kaum 25 Jahre alt. Seiner Aufgabe aber war er vollkommen gewachsen und trug ganz vorzüglich und ganz frei vor.

Am Pfingstmontag führte ein Theaterverein, dem ich früher auch angehört hatte, ein Stück von Calderon auf.

Die nächsten Ferien brachte ich wieder in St. Gregory zu. Mit Herrn Andre machte ich verschiedene Ausfahrten, auch eine nach Holton, wo man mich zwar freundlich

empfang, aber auch freudig wieder weiterziehen sah. Zuerst hatte ich gemeint, man würde mich zum Bleiben nötigen, weil ich die neue Kirche sehen wollte und auch das Grab des alten Herrn gerne besucht hätte. Aber die Menschen, ganz besonders in diesem neuen Lande, sind wie das Wetter, immer veränderlich, selten beständig und viel seltener zuverlässig. In Holton gab's für mich wenig gute Tage, wenig beständiges Wetter.

Während dieser Ferien wurde in St. Gregory das 25 jährige Jubiläum der Gründung von Kolonie und Dorf gefeiert. Am 15. August vor 25 Jahren waren die ersten fünf Ansiedler angekommen, und dieser Tag sollte als allgemeiner Feiertag begangen werden. Der Organist und Musikdirektor mußte eine Reise nach New York unternehmen, schärfte aber vorher noch allen Sängern, besonders aber den Studenten, ein, den Jubeltag nicht zu vergessen. Von uns Studenten, meinte er, verlangten jedenfalls alle etwas ganz Außerordentliches. Als er fort war, besprach ich mich mit den andern und schlug vor, ein kleines Theaterstück aufzuführen, fand aber nicht die nötige Unterstützung. Einer meinte sogar, solche Dummheiten geziemten sich nicht für Theologen. Damit schon halb besiegt, verlor ich noch vollends den Mut durch das, was ich sonst noch alles zu hören bekam.

„Das wäre die allerschönste Gelegenheit für jeden von uns gewesen, sein Können vor dem Volk der Heimat zu zeigen“, meinte der heimgekehrte Organist. Im Seminar würden doch auch solche Stücke aufgeführt; wenn es eine Dummheit wäre, warum erlaubten sie dann die Herren Professoren und sähen selbst noch zu? Vielleicht wäre dann noch etwas getan worden, aber die Zeit erlaubte es nicht mehr.

In den noch übrigen Tagen übten wir noch einige Lieder ein. Jeder von uns Studenten hatte ein Gedicht oder sonst ein Stück vorbereitet. Am Abend des Jubeltages kamen Lieder und Vorträge auf einer dafür her-

gerichteten Bühne zum Vortrag. Nicht nur die Leute aus dem Dorf, sondern auch viele aus den umliegenden Bauernhöfen waren erschienen und beteiligten sich am Jubel.

Ich trug wiederum das Gedicht über Pius IX. vor, das ich noch um einige Strophen erweitert hatte, und hielt gegen Ende der Feier noch eine freie Rede. Damit legte ich bei manchen, die mir bisher nicht sehr zugetan gewesen, den Grund zu andern Ansichten, wie ich bei der kleinen Feier am Schluß dieser Ferien und auch an den verschiedenen Reispennnigen bemerkte, die ich jetzt da und dort erhielt, wo ich mir's nie hätte träumen lassen.

Der Hauptredner des Abends war gewiß der einzige noch lebende von jenen fünf, die in dem damaligen Wald mit Gottes Hilfe den jetzt blühenden Ort gegründet. Er schilderte in einfachen Worten die Umständlichkeiten der Reise zu damaliger Zeit und wie sie Gott gedankt, als sie endlich das ersehnte Ziel erreicht hatten.

Bei dem der Feier folgenden Festessen im Schwesternhause wurden auch noch Tischreden gehalten, aber nur von solchen, die sich noch in der ersten Zeit in St. Gregory niedergelassen oder der Kolonie angeschlossen hatten. Zu hören, was die ersten alles durchgemacht und erlebt hatten, war für mich besonders tröstlich. „Gott sei Dank! so hab ich's aber doch nicht gehabt“, dachte ich dabei.

Am 28. August feierten wir im Elternhause eines Studenten Abschied, und am nächsten Tag ging's wieder ins Seminar. In Madison besuchte ich noch einige Kameraden, auch den alten Freund meines Vaters, bei dem ich einmal eine kurze Ferienzeit mit viel Vergnügen zugebracht hatte. So kam ich Anfang September wieder mit neuem Mute und nicht ohne einige gute Münzen an der „Alma mater“* an.

Außer einigen Veränderungen unter den Professoren ging alles wieder seinen gewohnten Gang. Ich hatte

* = „Universität“.

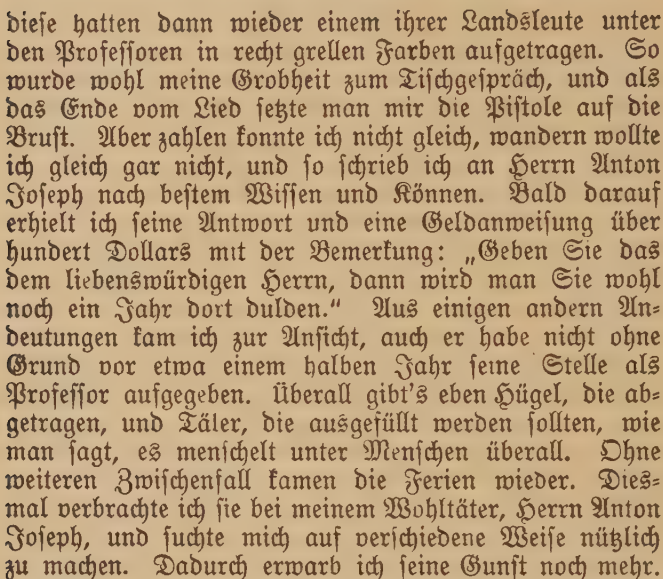


bald wieder mit meinem alten Feind, dem Kopfschmerz, zu kämpfen, besonders stark vor einem Examen, wahrscheinlich, weil ich da mein schwaches Gedächtnis mehr anstrengte. Dennoch kam ich immer mit heiler Haut davon. Mein anderer unerbittlicher Feind war die immerwährende Geldnot. Mit den paar Groschen einiger glücklicher Tage konnte ich doch nie das große Loch verstopfen. So kam auch dieses Jahr bald im Oktober der Herr Rassenmeister zu mir aufs Zimmer und sagte mir, wenn ich nicht bezahlen könne, müsse ich das Haus verlassen. Ich schilderte ihm meine Lage und erklärte, ich würde ja gerne alle meine Schulden nachzahlen, wenn ich einmal als Priester etwas verdienen könne; wie ich erfahren, übe man ja auch andern Studenten gegenüber solche Rücksicht.

Ja, aber da habe man eben auch Bürgschaft, sagte er, ich aber solle sehen, daß ich damit ins reine komme. Das war ja eine förmliche Kündigung! Sie machte mir viel Kopfzerbrechen, und ich konnte nie recht verstehen, warum man mit mir anscheinend ausnahmsweise so verfuhr. Fast mußte ich glauben, ich sei verklagt worden und man versuche nun, auf diese Weise sich meiner zu entledigen.

Wäre mein Freund Anton Joseph noch Professor hier gewesen, dann hätte ich bei ihm Rat gesucht und vielleicht auch über den Rädelsführer dieser Verfolgung aus dem Hinterhalt erfahren. Aber da war ich wieder allein im Kampf um meinen Beruf. Ich schrieb ihm die ganze Unterredung und meinen Verdacht. Erst später wurde mir der ganze Sachverhalt klar. Ich ließ mich eben nicht leicht zum Lappen machen, sondern gab jedem seine gebührende Antwort. Und bekanntlich stößt man mit der kantigen Wahrheit überall an. Deshalb fallen mir immer wieder Bodenstedts obenerwähnte Worte ein.

In einem Studentenverein hatte ich gegen einige, die mich als Mitglied zweiter Klasse ansehen wollten, vielleicht etwas zu „badisch“ vom Leder gezogen, und



320

es handelte sich um die Rechtfertigung der Kinder im Alten Testament; die Einwendung aber bezog sich auf die Erwachsenen. Kaum aber hatte das Wort das Gehege meiner Zähne verlassen, da lachten alle Studenten laut auf. Weder der Herr noch ich verstanden den Sinn des Gelächters. Erst nachher klärte ein Kamerad mich auf, ich habe mit meiner Antwort dem „kleinen“ Herrn eine „Maulschelle“ gegeben. Die Absicht dazu hatte ich natürlich nicht gehabt. Jedenfalls bekam er denselben Bescheid. Die bösen Früchte sollten bald reifen.

Anfangs März waren die Prüfungen für alle Weiskandidaten. Ich sollte die niederen Weihen erhalten. Obwohl von Kopfschmerz viel geplagt, fürchtete ich mich nicht im geringsten, da ich meine Sache immer studiert hatte. Doch man soll das Examen nicht loben vor dem „Amen!“ Der Herr Rektor, unser Professor in der Moral, war wichtiger Geschäfte halber abwesend und wurde vom eben erwähnten Herrn vertreten. Jeweils drei Studenten kamen zusammen an die Reihe, mit mir noch Redwig und Schober. Beherzt traten wir an.

Der erste, der aus Korn genommen wurde, war dem Alphabet nach ich. Die Fragen aber waren mir so zweideutig, daß ich dreimal sagte: „Ich verstehe die Frage nicht.“ Bis heute konnte ich nicht herausbringen, ob sie überhaupt ins Prüfungsgebiet gehörten. Das drittemal sah sich der Herr nun doch genötigt, mir drei andere vorzulegen, die ich mit bestem Wissen beantwortete. Auch den Fragen des anderen Herrn hielt ich leicht stand. Beim Austritt aus dem Zimmer sagte Schober zu mir: „Alter, du hast's gut gemacht!“ Schober war der beste Student in unserer Klasse, sein Urteil bei allen von gutem Klang. Doch damit nicht zufrieden, schlug ich noch alles im Buch nach und war damit meiner Sache sicher.

Am Abend des nächsten Tages, etwa zwei Stunden vor Beginn der den Weihen vorausgehenden geistlichen Übungen, meldete mir ein Student, der — an jenem

Nachmittag heimgekommene — Herr Rektor wolle mich sehen. In bester Stimmung ihn auffuchend, konnte ich mir gar nicht denken, was er von mir wolle. Kaum hatte er meinen Eintrittsgruß erwidert, so sagte er: „Herr Rath, Sie sind ja im Examen durchgefallen!“ Wie vom Blitz getroffen, stand ich einen Augenblick starr, aber schon im nächsten Augenblick trat auch all das Vergangene vor meine Seele, und, wie wenn ich mich schon wochenlang auf alles vorbereitet hätte, antwortete ich: „Wenn ich in eine andere Diözese gehören würde, wäre ich nicht durchgefallen.“ „Wie, Sie wollen die Professoren der Ungerechtigkeit beschuldigen?“ sagte er in großer Hast und Aufregung. Ich aber antwortete abermals: „Nein, Herr Rektor, aber wenn ich in eine andere Diözese gehören würde, wäre ich nicht durchgefallen!“ „Was soll das heißen, wie verstehen Sie das?“ sagte er. „Das ist sehr einfach, Herr Rektor. Vor einem Monat bekamen wir ein Zeugnis, darin hatte ich ‚gut‘ in der Dogmatik und ‚gut‘ in der Moral. In einer anderen Diözese hätte ich dieses Zeugnis meinem Bischof schicken müssen (hier ist das ja nicht notwendig); und wenn ich jetzt meinem Bischof berichten müßte, ich sei im Examen durchgefallen, dann würde er sagen: ‚Wie ist es möglich, daß der Mann in einem Monat ein Esel geworden ist?‘“ Darauf antwortete der Herr Rektor eine gute Weile nichts. Ich aber fügte noch hinzu: „Noch heute würde ich mich einer anderen Diözese anschließen, wenn ich Gelegenheit dazu hätte; hier will man mich ja scheint's doch nicht haben!“ „Dann müßten Sie aber Nachzahlung leisten, da Sie, als für diese Diözese studierend, jedes Jahr 50 Dollars weniger bezahlten“, warf er ein. „Ein anderer Bischof hätte wahrscheinlich schon drei Jahre für mich bezahlt, also hätte ich dadurch 250 Dollars sparen können, und das wäre mir armen Kameraden sehr zugut gekommen“, entgegnete ich.

.. Abermals vergingen einige Minuten, bis der Herr

Rektor mir eine klare Antwort geben konnte. Endlich meinte er: „Ich sehe, hier ist etwas nicht in Ordnung. Aber was kann ich da machen? Ich kann doch das Urteil der Herren nicht umstoßen!“ Jetzt kam ich abermals auf meine ungerechte Verfolgung zurück und berief mich auf Herrn Schober, dem doch gewiß ein Urteil zuzutrauen sei. Auch sei er ja selber mein Lehrer und wisse besser Bescheid als diese beiden Herren Examinatoren. „Wenn ich nun aber nicht mit meinen Kameraden zu den Weihen zugelassen werde, was soll ich da sagen, um nicht vor allen als ein ‚mit Recht Durchgefallener‘ dazustehen?“ Nach verschiedenem Hin- und Herreden kam er mit mir überein, ich solle einfach sagen, meine Papiere seien nicht in Ordnung. Auch wolle er mit dem Herrn Dogmatikprofessor sprechen wegen eines anderen Examens, in dem er dann auch einige Fragen an mich stelle. So werde bald wieder alles klappen.

Wenn einer zum Rektor gerufen wird, dann spannen alle auf das Ergebnis der „Audienz“. Als ich dann nach etwa einer halben Stunde wieder bei meinen Kameraden erschien, wurde ich natürlich gleich gründlich ausgefragt. Einige wollten die „Papiergeschichte“ nicht recht glauben, besonders da noch ein Freund von mir durchgefallen sei. Endlich aber beließ man's bei Herrn Schober's Versicherung, ich habe ein sehr gutes Examen gemacht.

Jetzt hatte ich Zeit, mit der „Nachfolge Christi“ III, Kap. 45 meine Heldentat zu überlegen und die fast unüberwindlichen Hindernisse zu betrachten, die mir immer wieder den Weg sperrten. Da fiel mir ein, ob ich nicht noch durch Leichtsinns, freilich ebenso unabsichtlich, meinen Fall befördert habe, da ich dem Herrn Professor am Sonntag in der Vesper das Buch an verkehrter Stelle aufgeschlagen überreicht hatte.

Doch ich sann nicht lange über das Vergangene nach, sondern suchte die Zukunft zu bannen. Zur schnellsten

Rüstung aufs neue Examen hat ich meinen Landsmann, Valentin Schuler, der mit seinen Studien schon zu Ende war, mit mir das Pensum nochmals durchzunehmen.

Während die andern sich durch die geistlichen Übungen auf die heiligen Weihen vorbereiteten, hatten wir frei und gingen die ersten zwei Tage allein im Freien spazieren. Er fragte, ich antwortete. Öfters warf er dazwischen: „Ich weiß nicht, wie man dich so behandeln konnte, du hast in allem den Kern erfaßt und noch keinen Fehler gemacht.“

Am dritten Tag ging ich mit dem Vesperbuch zu dem Herrn und sagte ihm, der Herr Rektor habe jedenfalls schon mit ihm gesprochen, ich sei gekommen, mein Examen zu machen. Vor allem aber müsse ich um Verzeihung bitten, daß ich am Sonntag aus Leichtsinne ihm das Buch verkehrt aufgeschlagen hätte. Dabei zeigte ich ihm, daß das Buch tatsächlich an der verkehrten Stelle viel leichter aufgehe. Er stellte drei kinderleichte Fragen, die ich schnell beantwortete, und sagte: „So, es ist schon gut.“ Mit dem Buch in der Hand ging ich zum Rektor. Nach meiner Antwort auf seine zwei Fragen sagte er: „Jetzt ist ja alles wieder gut; nehmen Sie's nicht schwer auf! Die niedern Weihen können Sie ein andermal empfangen, spätestens nächstes Jahr zusammen mit dem Subdiaconat. Sprechen Sie mit den andern nicht weiter darüber. Gutes käme doch nicht dabei heraus. Wie ich erfahren habe, war's nur ein Mißverständnis.“ Sehr weh hat's mir doch getan, als ich am nächsten Morgen zusehen mußte, wie die andern vor dem Bischof niederknieten. Aber wie schon oft tröstete ich mich mit dem Gedanken, auch das habe der liebe Gott so haben wollen. Was Gott tut, das ist wohlgetan, und wenn auch unser Herz dabei verbluten mußte.

Auch über diese Stechpalmen suchte ich den milden Schneeschleier des Vergessens zu breiten. Aber Stacheln lassen eben nicht so schnell vom verwundeten Herzen ab,



besonders wenn es sich keiner Schuld bewußt ist. Wohl brachen mit Frühling manche Stürme und manche Wellen los, die meist ihr stürmisches Echo im Seelengewitter fanden, dennoch gab ich mir ernsthaft Mühe, die Abneigung mancher Herren gegen mich durch um so größere Zuorkommenheit und wackeres Studium etwas zu mildern. Bald konnte ich auch eine Tauwetterwandlung entdecken gerade bei dem einen, der mittlerweile von mir eine bessere Meinung bekommen haben mochte.

Im Mai, beim Examen über die Sakramente, schrieb ich eine Stelle aus einem Buch, das offenbar sonst keiner hatte. Nach Durchsicht der Arbeiten kam der Professor auf mein Zimmer und fragte mich nach der Fundgrube. „Darf ich's einen Tag haben?“ fragte er mich. Über diese Sinnesänderung höchlichst verwundert, gab ich ihm mit größter Freude das Buch. So geht's halt oft auf der Welt. Zuerst hat er mich auf's empfindlichste gestraft, weil er seine Würde verunehrt meinte, — nun hat er mich etwas besser kennen gelernt und wird mein Freund! (Er ist's noch heute, nach vielen Jahren!) Fortan kam er öfter auf meine Stube, fast mehr, als mir selber gelegen war. So ist der Mensch, wie das Wetter, bald stürmisch und kalt, bald mild und warm. „Die Zeiten wandeln sich, wir selber wandeln uns mit ihnen.“





Durchs Ziel.



twas Abwechslung in das Alltagsleben brachten die Feiertage, besonders das Fronleichnamsfest. Mit zwei andern Studenten errichtete ich einen der Altäre, der eigentlich schon fertig in einer kleinen Kapelle stand. Die größte Aufmerksamkeit verwandte ich auf das Anbringen der Lichter. Zuerst wollte meine Anordnung meinem Arbeitgeber nicht recht gefallen. Nach der Prozession aber sagte er, unsere Arbeit sei doch die schönste gewesen.

Gegen Ende Mai hörte man munkeln, daß zu den heiligen Weihen in der Stadt im Juni wahrscheinlich auch einige aus dem Seminar zugelassen würden. Wieder wuchs meine Hoffnung, und diesmal sollte ich mich nicht täuschen. Am 20. Juni wurden in der Franziskanerkirche einige Söhne des hl. Franziskus und mit diesen auch fünf Studenten aus dem Seminar geweiht. Drei erhielten das Subdiaconat und ich mit noch einem Freund die niedern Weihen.

„Der Herr ist der Anteil meines Erbes und meines Bechers; er ist's, der mir mein Erbe zurückgibt“, sprach ich dem Bischof nach. Und wieder ins Seminar zurückgekehrt, schrieb ich nach den Glückwünschen meiner Freunde ins Tagebuch:

Ewiger, mich bewahre, denn auf dich ich vertraue!

Du bist mein Herr und mein Gott, meiner du nimmer bedarfst.

Preisen will ich dich ewiglich, denn du hast Einsicht gegeben;



Darob freut sich mein Herz, Hoffnung durchzuckt mein Gebein.
Du bist mein Erbe geworden, mein Anteil auf immer und ewig;
Der mir mein Erbe zurück wieder erstattet, bist du!
Lehre mich Güte und Zucht, sei du mir ein Lehrer der Weisheit,
Laß mich dir dienen hier, singen dir, wenn vorüber die Zeit!

So war ich denn ins Heiligtum eingetreten. Schon bereiteten sich die Diakone auf die Priesterweihe vor. Bei den Weihen am Schluß des Kurses, am 27. Juni, hatte ich, am Altare dienend, das Buch zu halten, aus dem der Bischof die Weihegebete vorlas. Mit zwei neu-geweihten Freunden aus St. Gregory reiste ich am nächsten Tag zu ihrer Primiz nach Hause. Einer las die erste heilige Messe am Fest der Apostelfürsten, der andere am folgenden Sonntag, dem Feste des kostbaren Blutes. Zu ihm trafen mehrere Studenten aus dem Seminar ein und erhöhten nicht unwesentlich die Feststimmung.

Zwei Tage später kam auch der Bischof zur Firmung nach St. Gregory, und am Nachmittag des Firmungstages fuhren wir alle miteinander als seine Begleiter mit gleichem Ziel in eine Nachbargemeinde. Ein Fest jagte das andere. Fast vierzehn Tage kamen wir nicht aus den Festlichkeiten heraus.

Von alten Bekannten und Freunden noch mit einem kleinen Reisegeld bedacht, machte ich mich endlich auf nach Holton. Witwe Meier hatte ich geschrieben, wenn sie meinen Besuch wünsche, solle sie mich abholen lassen. Ein Marterbild bekam ich dort zu sehen am kleinen August Meier, der an einer langwierigen Krankheit darniederlag und jeden Tag seine Auflösung erwartete. Einige Wochen später starb er auch. Auch sah ich damals die neue Kirche und neben ihr das Grab des alten Meier. Daß ich aber vier Jahre später selbst Pfarrer an dieser Kirche würde, hätte ich wahrlich nicht gedacht!

Nach kurzem Aufenthalt besuchte ich meinen Wohltäter, Herrn Anton Joseph, der in ziemlicher Entfernung davon eine Landgemeinde zu versehen hatte. Zweimal

mußte ich unterwegs den Eisenbahnzug wechseln. Einem in Milton wohnenden Studienfreund hatte ich geschrieben, er solle mich am Bahnhof abholen, ich sei dort ganz unbekannt. Als ich denn spät am Abend ausstieg, stand Freund Joseph schon zum Empfang bereit. Bei seinen Eltern blieb ich über Nacht. Des andern Tages begleitete er mich an mein Reiseziel, etwa acht Meilen von Milton entfernt. Mit ungeheuchelter Freude wurde ich aufgenommen, und nachdem mein Freund Joseph wieder heimgekehrt war, fing ich auch gleich an, mich nützlich zu machen. In diesem abgelegenen Kirchlein und Pfarrhaus gab's sehr viel zu flicken und auszubessern. So kam mir wieder meine schon in der Jugend geübte Handfertigkeit sehr gut zustatten.

Mein Wohltäter hatte gerade einen neuen Tabernakel erhalten und wartete schon einige Tage auf meine Ankunft, daß ich ihm beim Aufstellen behilflich sei. Ein Loch dafür in der Zwischenwand hinter dem Altare auszubringen, war für mich keine kleine Arbeit. Nur noch ein Bauer, der auch im Nebenfach ein wenig Maurer war, unterstützte mich. Doch schon am ersten Sonntag nach meiner Ankunft war alles in Ordnung, und einige der Irländer, die fast ausschließlich die Gemeinde ausmachten, fragten den Herrn Pfarrer, ob ich der Erbauer des Tabernakels sei. „Das ist ein Student aus dem Seminar, der nächstes Jahr zum Priester geweiht wird“, sagte er, „er will seine Ferien bei mir beschließen und hat diese Woche den Tabernakel aufgestellt; er ist ein tüchtiger Student und wird auch einmal ein tüchtiger Priester werden.“ Nach dieser Empfehlung machten mir auch schon zwei Irländer einen kleinen Knicks. Diese Leute haben bekanntlich viel größere Ehrfurcht vor dem Priester als die Durchschnittsdeutschen.

In's kleine Pfarrhäuschen meines Wohltäters hatte meine Ankunft neues Leben gebracht. Überall fehlte es, Klopfen und Sägen nahm kein Ende mehr. Der Vor-



gänger hatte eben alles ziemlich verwahrlosen lassen, und so gab's fürs Flicken schon nicht den besten Boden mehr. Das Kirchlein, mit dem Pfarrhäuschen und dem Gottesacker etwa zwei Meilen vom nächsten Dorf entfernt, war ganz von großen Weideplätzen umgeben, die einem etwa eine Viertelmeile wegwohnenden nicht katholischen Amerikaner gehörten. Alle andern Leute wohnten mehr als zwei Meilen von der Kirche, außer dreien innerhalb der zweiten Meile. Bald nach des Herrn Wegzug wurde in dem zwei Meilen entfernten Dorf eine neue Kirche gebaut, die alte und das kleine Pfarrhaus abgebrochen und der ganze Platz seither als Gottesacker benützt. In dieser Abgeschiedenheit verlebte ich von meinen schönsten Ferien. Manchmal bestellte der Herr am Sonntag auf einen Wochentag ein Fuhrwerk, dann fuhren wir in die Stadt oder ins Dorf; oder wir liefen, um das Laufen nicht zu verlernen, eine oder anderthalb Meilen bis zu einem Katholiken und wurden dort gewöhnlich weiter oder nach Hause gefahren.

In der dritten Augustwoche mußte der Herr zu den geistlichen Übungen ins Seminar, und so blieb ich mit seinen Schwestern allein in der Einsiedelei. Ob wir im Einsiedlerleben große Fortschritte machten? Sicher wurde uns die Zeit nicht lang. Ich schnitt allerlei mit der Laubsäge aus, um den Herrn bei seiner Heimkehr damit zu überraschen. Seine Schwestern nähten wacker und arbeiteten an der Sticerei für eine Albe, die ich als Geschenk zur Priesterweihe von ihnen erhalten sollte. Auch einen Chorrock machten sie, den ich schon bei meiner Abreise mitnehmen durfte.

Von den Übungen zurück, brachte der Herr mir die Freudenkunde, ich brauche im folgenden Jahre nichts mehr fürs Seminar zahlen. Wahrhaftig für mich das tröstlichste Reise„krämlein“.

Wie das gekommen sei? fragte ich ihn. Nun, am Ende der Übungen habe der Herr Rektor den versam-

melten Priestern gesagt, es solle nun auch bei uns gehalten werden wie in den meisten andern Diözesen, daß die Sammlungen in jeder Gemeinde nur den Theologen und, wenn möglich, den Philosophen zugute kämen. Bisher hätten davon alle Studenten von der ersten Klasse an gezehrt, d. h. jedes Jahr fünfzig Dollars weniger zu zahlen gehabt. Viele aber hielten nicht aus oder würden später entlassen; an solchen sei der Beitrag verloren, während die Würdigen, darum verkürzt, bis zum letzten Jahr bezahlen müßten. Von 23 Anfängern einer Klasse seien einmal nur sechs Priester geworden. Von jetzt ab sollten also alle Studenten während ihrer Gymnasialbildung voll bezahlen, die Theologen aber frei gehalten werden. Diesen Vorschlag habe er in der Woche vorher auch den deutschen Priestern gemacht und ihre Zustimmung gefunden. Auch diesmal hätten alle Anwesenden sie gutgeheißen, ja als höchst zeitgemäß erklärt, berichtete mein Freund.

Ich hatte jetzt aber die passendste Gelegenheit, ihm noch meinen Anteil an der Änderung zu nennen. Meine Äußerung, in einer andern Diözese hätte ich 250 Dollars sparen können, wird sich der Herr Rektor wohl überlegt und dem Bischof mitgeteilt haben. Der Verlust, den die Diözese durch die alte Ordnung erlitt, ist nicht zu unterschätzen. Auch da hatte ich also nicht nur für mich selber, sondern auch für viele andere geredet, als ich in jener harten Stunde mein Recht verteidigte. Auch mir sprach's Uhlant aus der Seele, und nicht nur wörtlich gilt's:

„Wo je bei altem guten Wein
Der Württemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch sein:
Das alte, gute Recht!“

Nach diesen meinen letzten und wohl auch schönsten Ferien ging ich nochmals nach Milton zu Freund Joseph und dann wieder nach Madison, wo ich ebenfalls Be-

kannte und Freunde aufsuchte. Nicht vergessen darf ich, daß mir Freund Anton Joseph noch 20 Dollars auf den Weg mitgab, mit diesem Zeichen seiner wohlwollenden Liebe das Ende der Ferien verklärend.

Mit neuem Mute begann ich das Studium des letzten Jahres. Die neue Ordnung schien alles in ein anderes Fahrwasser geleitet zu haben. Und gerade in diesem Jahre hätte ich es leichter als bisher machen können, denn von meiner Wohltäterin erhielt ich noch einmal 100 Dollars, weil sie mit Freuden auf mein „Herr wäre“* wartete. Obwohl ich sie auch sonst angebracht hätte, wollte ich damit meinen Geschwistern nachhelfen. So schrieb ich an den Vertrauensmann Joseph Köble in New York und erfuhr von ihm, die Fahrt von Achern bis nach Madison koste im Zwischendeck für eine Person 44 Dollars. Ich schickte ihm das Geld mit dem Auftrag, zwei solche Fahrkarten an meinen Vater zu besorgen, damit meine Schwester und mein Bruder herüberkämen. Draußen gab's doch keine Aussicht auf gutes Fortkommen. Meine Schwester wollte ich als Haushälterin zu mir nehmen, der Bruder könnte hier irgendwo lohnende Arbeit finden. Ich habe es nie bereut. Das Geld war auf diese Weise gut angewendet. Im April kamen beide dann auch an. Meinen Bruder brachte ich bei Frau Meier in Holton unter, die Schwester in einem Schwesternhaus, daß sie etwas kochen und die andern Hausarbeiten lerne.

Brachte auch die Mammonsorge keinen Kampf mehr, so ging das letzte Jahr doch nicht ganz ohne Kampf vorüber. Ohne Zwischenfälle verlief das Spätjahr bis Mitte November. Da sollte ich, der Minorist, am nächsten Morgen bei einem feierlichen Hochamt das Amt des Subdiakons übernehmen, wie es sonst immer im Seminar üblich war. Etwa eine halbe Stunde vorher bekam ich den Bescheid, mit meinem Dienst sei es nichts, weil Herr

* Priester werden.

Soundso nicht als Diakon mit einem Minoristen dienen würde. Das war ganz in Ordnung, mich aber verschmupfte es etwas, ich hatte mich zu sehr darauf gefreut. In der ersten Aufregung über diese Absage sprach ich einige Worte, die ich besser ungesprochen gelassen hätte, zumal an einem solchen Ort, wo sie nicht nur etliche Mischüler hörten, sondern auch ein Herr Professor, der mir ganz unsichtbar geblieben war.

Als wir nach dem Amt wieder ruhig auf unsern Stuben saßen, kam der Herr Rektor ziemlich hitzig in mein Zimmer und sagte: „Was waren das für Reden, die Sie vor dem Hochamt da drüben vor mehreren Studenten führten? Sie müssen immer kritisieren an allem, was geschieht! Nichts ist Ihnen recht! Es wäre besser, Sie verließen das Haus und gäben das Studium ganz auf. Sie werden doch mit keiner Gemeinde fertig.“ Ich entschuldigte mich, meine unbedachten Worte seien durchaus nicht ernst gemeint gewesen, und fragte, ob ich dieser Reden wegen wirklich fortgeschickt werde; und wenn, dann müßte ich eben eine andere Anstalt auffuchen, um dort meine Studien zu vollenden! Denn ich fühle mich zum Priesterstand berufen. „Sie können deshalb nicht gerade fortgeschickt werden“, sagte er, „aber ich möchte Ihnen den Rat erteilen, sich einen andern Beruf zu suchen.“ „Diesem Rat kann ich einstweilen nicht Folge leisten; werde aber dafür sorgen, daß Sie später anders von mir denken und reden, denn es ist nicht das erste Mal, daß wir einander mit entgegengesetzten Ansichten gegenüberstehen.“

Diese letzten Worte gaben Herrn Rektor die volle Selbstbeherrschung wieder. Wahrscheinlich war er schon anderweitig etwas nervös gewesen, als der Herr Professor meinen dummen Scherz ihm als blutigen Ernst aufgetischt hatte. Da ihm die Rede als höchst staatsgefährlich erscheinen mochte, wollte er solchen gründlich den Garaus bereiten. Ein oder zwei Tage nachher

bemerkte ich nicht mehr das geringste. Wenn ich jemanden mit den Worten hätte beleidigen können, so wäre es jener Professor gewesen, der mich erst bei dem erwähnten „Durchfall“ kennen lernte, um mein Freund zu werden; und gerade der kam bald jeden andern Tag zu mir ins Zimmer. Ich glaube, daß er nie etwas von dem ganzen Vorfall erfahren hat. Das wird wohl mein letzter „Einzelskampf“ gewesen sein. Er reichte sich folgerichtig den andern an, säuberte aber doch das Kampffeld und räumte die letzten Vorurteile gegen mich hinweg.

Meine Weihnachtsferien verbrachte ich wieder bei Herrn Anton Joseph. Einer seiner Irländer Bauern holte mich an der ziemlich weit abgelegenen Eisenbahnstation ab. Auf der langen Schlittenfahrt erzählte ich ihm manches aus meinem früheren Leben und hatte an ihm einen sehr aufmerksamen Zuhörer. Als wir nach neun Uhr abends endlich am einsamen Pfarrhaus ankamen, sagte er zum Herrn Pfarrer: „Das war eine lange, kalte Fahrt, aber der junge Mann verkürzte sie mir durch seine Schilderungen aus seinem Leben, daß ich die Kälte nicht merkte und am liebsten noch weiterfahren möchte. Das müssen Sie sich auch erzählen lassen. Es ist ganz großartig. So etwas habe ich noch nie gehört.“

„Den haben Sie für sich gewonnen!“ meinte Herr Anton nach seiner Weiterfahrt, „und damit noch manch andern, denn das erzählt er nun jedem, den er trifft.“ Davon konnte ich mich denn auch bald überzeugen. Die Weihnachtsammlung beim Gottesdienst war für den Herrn Pfarrer, wie das hier allgemein so üblich ist. Auf Neujahr aber, verkündete er, solle sie dem anwesenden Studenten gelten. Nach dem Amt am Neujahrstag kam Herr Murphy, mein Fuhrmann, ins Pfarrhaus und plauderte eine Weile mit mir, bis der Herr Pfarrer kam. „Ich habe bei der Sammlung bloß zehn Cents gegeben“, begrüßte er ihn, „aber da ist meine Gabe, mit der ich dem Studenten ein recht glückliches neues Jahr wünsche“,

und übergab ihm einen Fünfdollarschein. Ich war inzwischen weggegangen, um nicht zu stören, wenn die beiden miteinander zu reden hätten. „Sehen Sie, was Sie mit Ihrer Erzählung bei Murphy hinweg gebracht haben!“ kam jetzt der Herr Pfarrer auf mich zu. „Diese fünf Dollars wollte er nicht in den Opferkorb legen, sondern brachte sie persönlich als Zeichen seiner Hochachtung. Das ist schön von ihm. Schön ist's aber auch im Korb. Ich glaube fast, es reicht an meine Weihnachtsgabe heran.“ Das war's nun gerade nicht, aber die Hälfte davon doch. Und ein gut Teil steuerte er mir selber noch dazu. Wahrhaftig, wann in meinem ganzen Studium hätte ich so schöne Weihnachtsferien gehabt!

Aus dieser kurzen Erholung zurückgekehrt, schrieb ich in mein Tagebuch: „Wieder hat ein Jahr begonnen, dessen heitere und dunkle Lose in der Hand des Allerböchsten ruhen. Da er aber unser Vater ist und nur unser Bestes will, so können wir uns getrost seiner Huld anvertrauen. Was er uns schickt, ist zu unserm Besten, wenn es uns auch manchmal nicht gefallen will. Der gute Vater sorgt seinen Kindern nicht allein für Brot; er vergißt auch die Rute nicht. In kindlicher Demuth werfe ich mich vor dir nieder, o Herr, und bitte dich, verleihe mir die Gnade, stets nach deinem heiligsten Willen zu leben und mich ihm geduldig zu unterwerfen. Leite in diesem bedeutungsvollen Jahr alles zu meinem Besten. Gib mir die Gnade guter Gesundheit und ein klares Verständnis im Studium, damit ich gute Fortschritte mache, um recht bald als fähiger und frommer Priester in deinen Weinberg geschickt zu werden und zu deiner Ehre und zum Heile der Seelen zu arbeiten. Wie du willst! Solange du willst! Dein Wille geschehe!“

Sonst finde ich kaum wichtige Aufzeichnungen, höchstens dies und das über Bücheranschaffungen, meine Tätigkeit als Vertreter der Buchhandlung Gebr. Benziger in Cincinnati bei meinen Kameraden und über das Wetter. In

der Weihnachtswoche war es sehr kalt. Im März traten solche Schneestürme auf, daß die Eisenbahnzüge öfters zwei bis drei Tage überhaupt nicht fahren konnten. Um die Schienen frei zu bekommen, stellte einmal eine Eisenbahngesellschaft fünfzehntausend Schneeschaufler auf einmal ein.

Doch diese Stürme in der Natur beeinträchtigten das Studium nicht, denn nur mehr seltener suchte mich das leidige Kopfsweh heim. Ein recht gutes Zeugnis konnte ich Ende Januar wieder Herrn Andre übersenden, überstand in der letzten Märzwoche auch gut die Examina für die höheren Weihen. Ihrer nächsten Vorbereitung galten die geistlichen Übungen vom 30. März bis 2. April als deren Krone sechsundzwanzig Minoristen das Subdiakonats, am folgenden Tag unser sechs, die der Diözese selbst angehörten, die Diakonatsweihe erhielten. Die andern mußten einer Förmlichkeit wegen noch eine Zeitlang warten.

Schon im Sommer hatte mich Herr Andre eingeladen, als Diakon in Saint Gregory die Osterpredigt zu halten. Auf einmal aber hieß es, auf Ostern dürfe keiner fort, weil man die Diakone selber brauche. Ebenso schrieb mir Herr Andre aufs neue, er müsse auf meine Predigt verzichten, da die Schneeschmelze die Wege vollständig unfahrbar und mein Kommen unmöglich mache. Diese Nachricht war mir mehr angenehm als enttäuschend, denn ich kannte den langen Weg gut genug, um mir eine solche Reise recht lebhaft vorstellen zu können.

Am Montag der Karwoche erhielt ein Subdiakon aus Chicago von seinem Heimatpfarrer einen Brief, er solle in seinem Namen den Herrn Rektor um die Erlaubnis bitten, über die Feiertage heimzukommen und womöglich einen Diakon mitzubringen. Anfangs wollte der Herr Rektor nicht recht, als er aber die Briefstelle und den Gruß des Pfarrers vorgelesen bekam, sagte er: „Wen wollen Sie mithaben?“ „Wenn ich nur Ihre Erlaubnis habe“, erwiderte er, „wird mir die Wahl nicht



schwer fallen.“ „Fragen Sie einen Herrn, und teilen Sie mir's dann mit.“ Freudestrahlend überraschte er mich: „Du, ich darf über die Feiertage heim! Gehst du mit?“ „Aber von Herzen gern! Da brauche ich mich nicht lange zu besinnen und kann auch einmal mein neues Amt versehen!“ Und der frühe Mittwochmorgen sah uns schon auf der Reise nach der Weltstadt im Staat Illinois.

„So leicht hab ich's in der Osterwoche noch nie gehabt“, meinte der alte Pfarrer von St. Franziskus am Ostermontag. Wir beide hatten mit seinem Kaplan, der noch vor zwei bis drei Jahren bei uns im Seminar gewesen, alles feierlich gehalten und er das Zusehen gehabt. Nur am Ostermontag selber hielt er das Hochamt, der Kaplan die Predigt. Am Osterdienstag war die Weihe eines neuen Altars, der etwa vierzig Priester bewohnten. Da keiner Diakon sein wollte, durfte ich auch dabei freudig meines neuen Amtes walten und kam mit dem mir bisher unbekannten Dienst auch ganz gut zu Streich. Und außer dem Reisegeld bekam ich noch zehn Dollars mit ins Seminar.

Schnell flogen die zwei letzten Monate dahin. Wann mochten die heiligen Weihen sein? Mitte Mai verlautete, am 11. Juni erhielten die noch übrigen das Diaconat. Endlich am letzten Mai erfuhr ich auch, die Priesterweihe werde erteilt am 26. Juni, und schrieb sofort meinen Eltern und Herrn Andre, am 29. Juni wolle ich in St. Gregorj meine erste heilige Messe lesen.

Mit Freuden wurde der letzte Monat im Seminar begonnen, mit Sehnsucht fortgesetzt, mit Jubel beschlossen. Manche von den Kameraden waren von ihren Bischöfen schon abberufen worden, um daheim die heiligen Weihen zu empfangen. Zwei oder drei gar, die man noch aus dem Studium heraus in den Ernst des Lebens gleichsam hineingeworfen hatte, waren schon in der Seelsorge tätig.

Mit dem Studium war's die letzten Tage natürlich nicht mehr weit her, auch nicht mit der Furcht vor der

Schlufprüfung. Wer sollte uns jetzt noch einen Stein in den Weg rollen? Jeder freute sich auf die nach langem Seminarleben winkende Freiheit, aber auch auf die schaffensfrohe Ausmünzung des Gelernten.

Endlich kam das Fest der heiligen Martyrer Johannes und Paulus, der Freudentag der heiligen Weihe, auf den wir uns durch dreitägige Übungen vorbereitet hatten. In weißen Alben warfen wir uns vor den Bischof im Anblick des eucharistischen Heilands auf das Angesicht, empfangen die heiligen Gewalten über des Heilands Leib und Blut, über seine Gnaden und die Schafe seiner Hirtenliebe, die Gewalt, zu binden und zu lösen, und gelobten seinem Stellvertreter Ehrfurcht und Gehorsam, um die Pfingstsendung der Apostel weiterzuführen, des Heilands Abschiedswort von dieser Erde erfüllen zu helfen: „Gehet hinaus in alle Welt!“

Meine Schwester und einige Bekannte hatten sich zur Feier eingefunden; ich trug die von Herrn Anton Josephs Schwestern für mich gefertigte Albe. Eine schwere Stola aus Goldbrofat brachte mir der Vertreter der Firma Gebr. Benziger in Cincinatti als ihr Geschenk mit. Nach der Feier und einem kleinen Frühstück begleitete ich ihn nach Madison. Dort besuchte ich auch noch einige Freunde. Am Montag, morgens, holte ich meine Schwester ab, und dann ging's nach St. Gregory. Meine Schwester fuhr inzwischen weiter zu Meiers nach Holton, wo mein Bruder arbeitete, und kam erst am Mittwoch mit ihm und Frau Meier zu meiner Primiz nach St. Gregory.

Als in der Morgenfrühe des Mittwoch, da des langjährigen Pfarrherrn Namenstag war, die außergewöhnlich große Menge der Gläubigen zur Kirche strömte, sagte Herr Andre: „Die kommen diesmal nicht meinetwegen. Heute bist du derjenige, der sie herbeigezogen hat!“ Ich widersprach ihm nicht.

Und dann wurde ich, angetan mit Chorrock und Stola, in Prozession zur Kirche geleitet und überschaute

die festliche Menge. An den Stufen des Altares kniend, stimmte ich das „Veni, Creator spiritus!“ an, das froh- beschwingt ein wohlgeübter Chor aufnahm und weiter- leitete, und ich stieg die Stufen des Altars hinauf, um daselbst das heilige Opfer darzubringen, wo ich dienend so oft ihm angewohnt. Und als mich mein Freund und Wohltäter Anton Joseph nach seiner schönen Predigt für sich und die Versammelten um des Neupriesters Segen bat und als ich vollends den Herrn des Himmels und der Erde unter Brotsgestalt in meinen unwürdigen Händen hielt und dem Volk zur Anbetung zeigend emporhob, da erst wurde ich inne der Seligkeit meines Sieges, über- wältigt von der Fülle meines Glücks. Wie verlöschende Bilder traten alle Kämpfe und Hemmnisse zurück. Und neuer Mut übermannte mich und Gottes Gnadenkraft regte in mir ihre Schwingen für den Kampf, der nun beginnen sollte für den Priester, und meine Seele sang ihr Magnifikat, das Lied ihrer Freude im Herrn, „der meiner Jugend Freude war“.

An einem Martyrersfest wurde ich zum Priester ge- weiht, am Fest der Apostelfürsten feierte ich mein erstes heiliges Opfer, angetan mit den Opferfarben des Feuers, der Liebe — verständliche Zeichen, eindringliche Stimmen, der Opferbereitschaft meiner Berufs- und Berufsliebe mich zu ge- mahnen am Morgen schon, um mit seiner Gnade fried- lich seinen Abend zu beschließen! Ja — heute nach über 40 Priesterjahren weiß ich's nicht weniger —, ein Opfer- leben ist das Priestertum, ein steter Kampf mit sich selbst, mit der Welt und dem Fürsten der Hölle, vollendet erst mit dem Opfer des Lebens, wahrhaftig ein Lebens- kampf, der seinesgleichen nicht kennt, nicht hat.

Zu dir heb' ich die Hände,
Dein Liebesopfer, frohbereit!
Gib mir, o Herr, nach Sturm und Streit
Ein friedlich Ende!



In unserem Verlage wurde soeben verausgabt:

Aus dem Leben eines Handwerksburschen

von Karl Ernst



26.-35. Tausend. Oktavformat. 348 Seiten
6. Auflage



Wer einmal einen Einblick tun will in die Welt der Handwerksburschen, ihre Denk- und Tatweise beobachten, ihre originelle Sprache studieren, der kaufe sich dies Buch. Es wird ihn ohne Zweifel von A bis Z fesseln, zumal der Name des Verfassers und seine ausdrückliche Versicherung für Wahrheitstreue des Inhaltes bürgt. . . .
(Trierische Landeszeitung.)

Durch alle Buchhandlungen beziehbar

.....
Verlag der Waisenanstalt (Schulbrüder)
Kienach-Villingen, Baden



